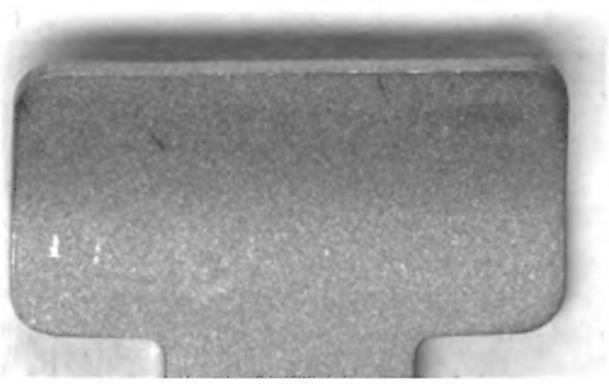
2118



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Beiträge zur Geſchichte

der

neueſten Literatur.

Von

Karl Gutzkow.

Erſter Band.

Neue wohlfeile Ausgabe.

Stuttgart 1839.

P. Balz'ſche Buchhandlung.

Digitized by Google

Digitized by Google

Vorrede.

Dies Buch enthält die Resultate einer mehrjährigen kritischen Wirksamkeit. Das Princip, welches mich bei seiner Anordnung leitete, lag in Wegräumung aller zufälligen und früher nur vom Augenblick diktirten Erörterungen, namentlich aber in Milderung der vielen Gereiztheiten, mit welchen in Deutschland der junge literarische Enthusiasmus, der seinen Gegenstand noch nicht kennt, aufzutreten pflegt. Eine wirre Periode lag hinter mir. Ihre wuchernden Ueppigkeiten schnitt ich ab, und ließ nur Dasjenige

Digitized by Google

ſtehen, was ſchon feſter Stamm geworden war und die Wege der Zukunft angenehm beſchatten konnte.

Obſchon ich ſeit ſechs Jahren kaum eine hervorſpringende Erſcheinung der deutſchen Literatur überſehen und ohne gedrucktes Urtheil gelaſſen habe, ſo ſprechen dieſe kritiſchen Beiträge doch keine Vollſtändigkeit an. Sie ſollen Ergänzungen zu Dem ſein, was der Leſer ſeit ſeiner Antheilnahme an der Literatur ſich im Gedächtniſſe aufgeſpeichert hat, oder für Diejenigen, welche ſo eben erſt im Begriff ſind, Zeit zurückzulegen, und ſich ein kleines Capital Vergangenheit zu ſparen, Anregungen und Belehrungen. Das Meiſte davon iſt unmaßgeblich und rechnet auf Prüfung, ohne Groll, wenn es verworfen wird. Freilich iſt man in neuerer Zeit eine kritiſche Apodiktik gewöhnt, die ſich nicht mehr mit Kenntniſſen und billigen Urtheilen geltend zu machen ſucht, ſondern jede Leidenſchaft und jeden Meineid zu Hilfe nimmt, um ſich in einer angemaßten Autorität von zehn Jahren zu erhalten. Ich lege ſo eben die dreizehnte

Digitized by Google

Lieferung der deutſchen Literatur von W. Menzel aus der Hand, und geſtehe, daß ſich das unmittelbare Gefühl, welches mich beherrſcht, kaum gegen den ſchamloſen und ignoranten Autor richtet, ſondern daß es Deutſchland beklagt, wo ſo wenig Einheit der Tendenz herrſcht, daß es hiedurch nur einer ſo unausſprechlich bornirten Parteigängerſchaft gelingen konnte, in einem gewiſſen Sinne feſten Fuß zu faſſen. Eine Nation, die es duldet, daß über ihre größten Geiſter mit ſo frecher Stimme der Stab gebrochen wird, ſcheint nicht werth, daß ſie die großen Geiſter erzeugte. Wenn ſich der Ruhm gegen ſo heroſtratiſchen Wahnſinn, wie ihn Menzel offenbart, verſichern laſſen muß; Wem ſchien es wohl des Schweißes werth, in Deutſchland berühmt zu ſein? Chateaubriand war ein Narr, wenigſtens ein Don Quixote und auf alle Fälle als Miniſter ein Unterdrücker der Völkerfreiheit: Walter Scott war ein enragirter Feind der neuen Zeit und hörte von Beiden Einer auf, nichts deſtoweniger

in ihren höchſten literariſchen Ehren zu verbleiben? Aber wäre es nur die Politik! Wären es nicht die heterogenſten Maßſtäbe, welche Menzel an die Literatur gelegt wiſſen will, wären es nicht die Entſtellungen der Lüge, welche jeder verſtockte Sünder zu Hilfe nimmt, wenn es darauf ankommt, ſich von einem Halseiſen loszuſprechen, deſſen er längſt würdig iſt!

Ich behaupte hier im Angeſichte der Nation, daß es keine ſchnödere Entſtellung der heiligſten Wahrheiten, keine ruchloſere Falſchmünzung der Hiſtorie geben kann, als ſie ſich in W. Menzels deutſcher Literatur findet. Ich hatte im verfloſſenen Jahre verſprochen, die ganze innere morſche und ſtockige Hohlheit der Menzelſchen Maximen nachzuweiſen. Ich will hier einen Theil meines Verſprechens halten. Ich will nur die innern Widerſprüche des berüchtigten Buches aufdecken, die Haltloſigkeit der keckſten Behauptungen, die vague Allgemeinheit ſeiner Principien, wenn ſie objectiv ſind, und ihre boshafte Caprice,

Digitized by Google

wenn ſie aus des Verfaſſers Individualität kommen. Ich habe diesmal nicht mit jenem Heuchler zu thun, der ſich um ſeinen aufgeriebenen Leib den Kapuzinerſtrick der Frömmigkeit gewunden hat, nicht mit dieſem falſchen Propheten, der ein Wolf im Schaafskleide, das unerhörte Evangelium der Tugend predigen will, einer Tugend, die nichts aus dem innerſten Herzen Gebornes iſt, einer Tugend, die nur kritiſche Waffe, polemiſches Surrogat ſein will, einer Runkelrübentugend; ſondern diesmal gilt es jener Anmaßung, die Studien gemacht zu haben vorgibt, die die Maske der Belehrung und ſpeciellen Kenntnißnahme vor ein freches Antlitz legt, die mit Jahreszahlen und Namen kokettirt und ſich ſtellt, als wäre ſie der Wahrheit nicht nur als Liebhaber, ſondern auch als Archivar verpflichtet. Ich werde nachweiſen, daß der Bodenſatz dieſer trüben Mixturen die Ignoranz iſt.

Das Buch über die deutſche Literatur erſchien vor acht Jahren zum erſtenmale, und mußte bei einer Zeitſtimmung Glück machen, die ſich eben vorbereitete,

in die Juliusrevolution auszubrechen. Eine ſolche gährende Stimmung prüft nicht. Sie iſt immer jeſuitiſch und benuzt die blinde Aufregung, wo ſie deren findet. Die jungen Leute waren beſtimmt, eine Rolle zu ſpielen. Man konnte ihnen nicht Gewalt, und mit der Gewalt nicht Selbſtbewußtſein genug einräumen. Die thatſächliche Wahrheit wurde einſtweilen ſuspendirt, oder doch auf einen Raum zuſammengedrängt, der nicht größer war, als der Cirkel, den die ſchwankende Feder am Barett des Studenten beſchreibt.

Doch ſchon damals rügte man die unſaubern Elemente, die Menzel zu ſeiner Darſtellung der deutſchen Literatur miſchte. Sein Buch hatte einen jeſuitiſch-katholiſchen Geruch. Man war ſo gutmüthig, dem Verfaſſer eine ultramontaniſtiſche Tendenz unterzuſchieben, wie man auch bei Görres genöthigt war, neben ſeiner Liebe zur Freiheit die Anbetung des apoſtoliſchen Stuhles in Kauf nehmen zu müſſen. Man ahnte noch nicht, daß Menzel nur ein Dilettant der

Wahrheit ist; daß er die heterogensten Dinge in seinem Straußenmagen verdauen kann, daß er von jedem literarischen und socialen Phänomene nur den äußern Farbenduft abstreift und sich in der Drehkrankheit eines quasipoetischen Illusionenduſels herumtreibt. Hätte man dies schon ahnen können, man würde eingesehen haben, daß Menzel nur eine unveränderliche Eigenschaft besizt: das ist die Renommisterei.

Nach den neuesten Weltbegebenheiten gerieth das Buch in Vergessenheit. Es hatten in ihm nur einige patriotische Stoffe gelegen, die in der schnellen Zeit schnell verbraucht waren. Die Wuth, welche die Lektüre des Buches in jungen Köpfen erzeugt, mußte sich ihren Inhalt suchen, und als sie ihn fand, schloß sich der unvernünftige Hiatus dieser vaguen Erhitzung. Es kam, das sah Jeder ein, auf ganz andre Dinge an, als in diesem Buche gelehrt waren. Die katholische Düftelei, die romantische Verhimmelung, das plumpe Verdonnern der Philister, denen

doch eben so wieder geschmeichelt wurde; das Alles konnte strebenden und gerechten Geistern auf die Länge nur abgeschmackt erscheinen. Es war keine Rede mehr von dem oberflächlichen Buche unter jungen Leuten. Die Aelteren hatten schon längst darüber gelächelt.

Aber Menzel empfand diesen Ekel nicht. Er beschloß, den Grundriß seines Buches über die deutsche Literatur weiter auszubauen, Seitenflügel anzuschließen und hinten einen langen verlornen Gang zu eröffnen, der hinausführen sollte in das freie Feld, wo sich die jetzige literarische Generation in ihren schwierigen Bestrebungen doch mit Heiterkeit ergeht. Das Ganze ist auf vier Bände vervollständigt. Aus dem Literaturblatt wurden die krassesten Excurse herausgenommen, um alle wankenden und lecken Partien der ersten Abfassung zu unterstützen und auszustopfen. Ein Literaturblatts-Lappen nach dem andern wurde an diese hanswurstige Literaturgeschichte von 1828 angeflickt und macht gegenwärtig einen so plunderhaften Trödeleindruck, daß man über das Pathos

und das wolkenverſammelnde Zeusantlitz lachen muß, welches ſich der geflickte Lumpenkönig anmaßt. Das iſt dieſe zweite Ausgabe der Menzel'ſchen deutſchen Literatur. Eine Ausſtopfung des Buches durch das Journal, des früheren Balges durch die ſpäteren Balgereien. Die alten Irrthümer ſind nicht nur unberichtigt geblieben, ſondern ſogar vergrößert. Wo früher nur ein Fehler war, da ſtehen jezt zwei. Nicht nur, daß in die alten Löcher neue Löcher geriſſen ſind, ſondern dieſe Löcher ſind auch noch größer, als die ehemaligen berüchtigten Menzel'ſchen Schießlöcher.

Das erſte Kapitel über die Bücheranhäufung iſt im Tone eines Mordbrenners geſchrieben, der ſich überall wiederholt, wo Menzel in ſeinem Buche fremde Bücher angreift. Er möchte die gründliche Kritik immer lieber entweder durch ein Omarfeuer oder durch eine Denunziation erſetzen. Was ſoll dieſe vague Anklage der deutſchen Vielſchreiberei? Wen trifft ſie? Eine Thatſache. Das ließe ſich hören. Aber ſie ſcheint auf unparteiiſche Leute zu gehen,

welche die Thatsache in Schutz nehmen. Wo sind diese? Wer nimmt die Bücherüberschwemmung in Schutz? Es zieht sich durch dies Buch ein abgeschmackter Bücherhaß, den man von allen schamlosen Urtheilen der spätern Kapitel in Abrechnung bringen muß. Menzel scheint schon Dies für das größte Verbrechen unserer großen Geister gehalten zu haben, daß sie überhaupt Bücher schrieben. Ist es aber nicht allen Schriftstellern so ergangen, wie ihm, daß sie eben Bücher schrieben, um zu beweisen, daß man sie nicht schreiben solle?

Wäre Menzel gewohnt, Phänomene und Tendenzen in ihren Ursprüngen zu entwickeln, und nicht immer unmittelbar dem Menschen zu imputiren, was den Verhältnissen gebührt: so würd' er sich wohl geschämt haben, die Thatsachen der deutschen Vielschreiberei in einer besondern Eigenthümlichkeit der Deutschen zu suchen. Er beginnt sein Buch mit einem ganzen Phalanx stumpfer Antitheſen über die drei Schreibfinger der deutschen Nation. Läg' ihm

an der Schande des verſäumten Nachdenkens etwas, ſo würd' er eine Thatſache nicht ſo oben in ihrem Schaume abgeſchöpft haben, ſondern auf die Verhältniſſe zurückgegangen ſein, durch welche die Deutſchen in den drei lezten Jahrhunderten ſtatt Geſchichte vorzugsweiſe Literatur produzirten. Er würde einem Buche keine Schwulſtrede in der Manier des Pater Abraham a St. Clara (ſ. I. S. 19) vorangeſchickt haben, ſondern eine erſchöpfende Entwickelung der hiſtoriſchen Bedingungen, unter welchen überhaupt bei den Deutſchen von Literatur die Rede ſein kann. Hier mußte die Reformation, das kirchliche, bis jezt dauernde Zerwürfniß, die politiſche Auflöſung und die noch währende Staatenmenge, die mangelnde Hauptſtadt, zulezt das eigenthümliche Verhältniß der Deutſchen zu allen europäiſchen Culturfragen dargeſtellt werden, hier mußten alle diejenigen Umſtände ihren Platz finden, die den Verfaſſer verhindert hätten, ſich einen Maßſtab der deutſchen Literatur beliebig aus ſeinen ungeſchlachten Fingern zu ſaugen.

Wir übergehen die I. S. 24 und 25 herrschenden logischen Confusionen, wir wollen uns nicht die Mühe machen, jene bibliographisch-statistischen Zahlen zu prüfen, die Menzel hier und in seinem Literaturblatt auf's Gerathewohl so hinzuschleudern pflegt, wie die indische Mythologie ihre Tausende und Millionen; wir hören endlich (I. S. 16), daß der Verfasser „überall vom Leben auszugehen denkt, um immer wieder darauf zurückzukommen." Was ist das für eine Literatur, die nicht der Athem des Lebens wäre! Hat es irgend eine Zeit gegeben, wo der in der Literatur sich spiegelnde Geist nicht immer auch der Geist der bestehenden Verhältnisse war? Menzel preis't das Leben. Er nennt das Leben Etwas, das die Literatur nie erreichen könne, und sezt damit eine Vergleichung fest, an die niemals Jemand gedacht hat, weil das Leben etwas genetisch anderes ist, als die Literatur. Dies ist die unredliche Methode dieses Mannes, daß er Dinge gegen einander streiten und abgeschäzt werden läßt, die, in sich abgerundet, einer

vergleichungsweiſen Werthbeſtimmung gar nicht bedürfen. Durch ſolche Parallelen wird die Jugend confus gemacht und lernt Dinge geringſchätzen, von denen ſie gehört hat, daß ſie durch etwas Anderes zwar nicht erſezt, aber übertroffen werden. Doch es iſt nicht einmal wahr, daß das Leben über der Literatur, der moraliſche Menſch über der Pſyche ſteht, das Inſtrument über der Muſik, der Athem über dem Worte. Wer darf ſagen: „Die Sprache hat Gränzen, das Leben keine; den Abgrund des Lebens hat noch kein Buch geſchloſſen.“ (I. S. 17.) Das iſt Wahnſinn! Die Literatur iſt in ihren Gegenſtänden unbegränzter, als das Leben. Der Dichter blickt mit geiſtigem Auge tiefer in die unſichtbare Welt, als die bunte Gallerte, die in den Augenhöhlen des phyſiſchen Menſchen ſchwimmt.

Ein zweites Kapitel iſt der Nationalität gewidmet. Ich erſchrecke, wenn ich höre, daß Menzel dies Wort in den Mund nimmt. Denn es kommt immer darauf hinaus, daß er uns dann eine Bruta-

lität zumuthen wird, daß wir ihm Beſcheid thun ſollen, wenn er aus ſeinen patriotiſchen Blutbechern zecht. Iſt es nicht gräßlich, daß hier ein Vampyr in Geſtalt eines Volksfreundes ausruft, daß „einſt durch uns noch Ströme von Blut durch Frankreich rinnen werden?“ (IV. 208.) Ich liebe die Heimat, in welche ich meine Jugendſchwäche verbergen kann, und die metallene Sprache, welche dem gereifteren Manne dient, ſeines Herzens Geiſt und Empfindung auszuſprechen; aber Schande jenem Elenden, der, ewig die Nation und immer die Nation beſchwörend, der Nation Angſt macht, als thäte ſie Etwas, das der Nation nicht würdig wäre; der auf ſeinem Römerzuge, den er im verfloſſenen Jahre machte, die grauſam-wollüſtige Abſicht genährt zu haben eingeſtand, daß er bei der armen Sklavin Italia ſich an den wunden Flecken weiden wolle, die an ihr von den einſt getragenen Hohenſtaufen-Feſſeln zurückgeblieben ſind!

Was wird Menzel hier von der Nationalität zu sagen haben? Er wird das eigenthümliche Gepräge deutscher literarischer Schöpfungen hervorheben, er wird den Genius der deutschen Sprache mit ein wenig Philosophie entwickeln, er wird die charakteristische Physiognomie bezeichnen, welche noch alle Literaturfragen angenommen haben, wenn sie sich den deutschen Gränzen näherten; er wird endlich Dasjenige beifügen, was er aus seiner eigenen böswilligen Meinung über das Prinzip einer Weltliteratur zu sagen hat; — aber von dem Allen Nichts! Einige Trivialitäten über deutsche Sinnigkeit und Innigkeit eröffnen den Reigen seiner Anmerkungen; es folgt statt einer Metaphysik des deutschen Styls eine Mischung von Phrasen über die deutsche Sprache und zulezt ein weitläufiger Redesalm über den Purismus, wo unter andern Wunderlichkeiten auch (I. S. 51) diejenige vorkommt, daß Menzel sich für den einzigen deutschen Schriftsteller hält, der statt entsprießt entsprossen sagt. Woher ist wohl dieser

Irrthum entſprießt? Sollte er nicht aus derſelben Quelle entſprießt ſein, aus welcher Menzel einige Zeilen darauf ſich ſagen läßt: „Ich ſehe im Geiſt den Leſer lächeln, dem vielleicht nach fünfhundert Jahren einmal dieſes Buch in die Hände und dieſe Stelle in die Augen fällt.“ Nach fünfhundert Jahren! O dies iſt gewiß nicht aus dem Born der Beſcheidenheit entſprießt!

Dieſelben Trivialiäten wiederholen ſich in dem dritten Kapitel über die Schulgelehrſamkeit. Hier werden von allen Dingen und Verhältniſſen immer nur die Aeußerlichkeiten und gleichgültigen Manieren abgeſchöpft. Hier ſoll von der Gelehrſamkeit geſprochen werden, und Menzel ſpricht von der Schulmeiſterei. Hier ſollten die Uebergänge aus dem ehemaligen Zunftzwange der Scholaſtik und der akademiſchen Disciplinen in die freiere Bewegung des Gedankens, die Uebergänge aus der traditionellen Form in die individuelle, aus der Richtigkeit in die Schönheit nachgewieſen werden; aber ſtatt Deſſen erblicken

wir nur einen übermüthigen Burſchen, der ſeinem Lehrer den Zopf feſt bindet und denjenigen am tödtlichſten haßt, der ihn leſen lehrte. Das iſt das Ganze des Menzelſchen Witzes: der Zopf, die Perüke und das Bett des Prokruſtes! Es iſt eine Schande, dies eingelernte ſomnambüle Räſonniren zwiſchen Schlaf und Wachen! Wie lange wird Menzel die Macht behalten, ſeine hundertmal wiederholten Gemeinplätze vor der Nation auf's Neue aufzutiſchen? Scheint er noch etwas anders auszufüllen, als die Rolle eines Nationalräſonneurs?

In einem neuen Anſatz will Menzel den Einfluß ſchildern, welchen die fremden Literaturen auf die Deutſche hatten. Vielleicht trägt er hier nach, was er in ſeinem zweiten Capitel übergangen. Allein nirgends wird das Werthvolle und Bedeutſame anerkannt, das in der Adoption fremder Eigenthümlichkeiten liegen kann. Nirgends erhebt ſich die Darſtellung über das Affenprinzip der Nachahmung. Menzel ſpricht mit einer Nation von Kindern, die er unauf-

hörlich ſchulmeiſtern muß. Sein Standpunkt iſt immer das niedrige, äußerliche Fabrikanteninteresſe. Es iſt leicht bewieſen, daß die künſtlichen Roſengärten nicht ſo üppig duften, wie die Roſenhaine des Orients, und daß ein öſtlicher Stieglitz niemals eine weſtliche Nachtigall wird; aber hat die Manierennachahmung nicht ihren eigenthümlichen Werth? Steht ſie nicht unter Bedingungen, die doch von der bloßen Schwäche der Selbſterfindung ein wenig verſchieden ſind? Wenn Menzel den Einfluß des Herderſchen Cosmopolitismus auf die deutſchen Sangesweiſen anzuerkennen weiß; warum ſcheut er ſich, eh' er das Falſche der Nachahmung aufdeckt, auch ihren guten Einfluß auf die oft ſtagnirende heimiſche Poeſie nachzuweiſen? Allein ſolcher Anforderungen müſſen wir uns bei der Lektüre dieſes oberflächlichen Buches zu entwöhnen ſuchen. So oft wir ſie machen, werden wir uns durch das zuſammengeſtoppelte Machwerk getäuſcht finden.

Man muß Menzeln die Gerechtigkeit laſſen,

daß wenn er in der Literatur auch nicht den Waizen zu ſichten verſteht, ihm doch die Beurtheilung der Spreu recht gut gelingt. Allein in dem nächſten Kapitel über den Verkehr verläßt ihn auch dieſe Fähigkeit. Man ſollte denken, über das ordinäre Bücherweſen vom merkantiliſchen Standpunkte würde ihm ein tüchtiges Wort entfallen; aber ſelbſt den hier einſchlagenden Thatſachen iſt ſeine Combination nicht gewachſen. Er ſpricht unaufhörlich von dem Zudrange zum Studiren. Iſt das ſeit ſechs Jahren nicht eine Phraſe geworden? Bemerkt man nicht auf allen Univerſitäten eine empfindliche Abnahme der Frequenz, die mit den politiſchen und neuerweckten merkantiliſchen Tendenzen unſerer Zeit zuſammenhängt? Menzel ſchrieb ein Buch für eine Zeit, die ſich ihm unter der Hand geändert hat. Er ergeht ſich in burſchikoſen Demonſtrationen gegen die Trägheit und Philiſterei unſrer Zeit; aber unſre Zeit trägt eine andere Phyſiognomie, als die Reſtaurationsperiode. Verſtünde es Menzel, ohne Vorurtheile,

mit der Bescheidenheit des Empirikers, jeden Gegenstand in seine wahren Theile zu zerlegen, so würde er entdeckt haben, daß man weder auf Trägheit noch Philisterei bei unsern Zeitgenossen stößt, wenn es sich um einen Durchschnittscharakter handelt, sondern überall auf den Egoismus. Der Eigennutz ist dasjenige Princip, mit welchem die Literatur sich abzufinden hat. Der Eigennutz ist kein Feind der Literatur; im Gegentheil, er begünstigt die Ideen. Denn die Ideen sind der Ausdruck der modernen Bildung, und jeder Capitalist strebt danach, sich allmälig in einen Rapport mit den Dingen zu bringen, welche dem Reichthume noch einen höheren Schmelz geben, als den des Goldes. Das ist es: unsre Geldaristokratie strebt nach dem falschen Scheine, als wäre sie Dessen würdig, was sie besizt, und will durch eine spätere Consequenz der Klugheit Dasjenige rechtfertigen, was der Act des Eigennutzes doch immer schon antizipirt hat. Hier ließen sich die interessantesten Fragen entwickeln. Hier konnte das zukünftige Horoscop

der Literatur gestellt werden; aber die feine Speculation ist nicht die Sache Menzels. Er ersezt die Thatsachen durch seine luftigen Combinationen, und muß dabei freilich auf Zumuthungen herauskommen, vor deren Albernheit man in der That — erschrickt.

Endlich aber sind wir über die Propyläen des labyrinthischen Buches hinaus. Wir treten zum ersten Male zu einem festen Gegenstande heran. Dies ist die Religion. Aber armseliger ist das Evangelium nie gepredigt worden. Herr Menzel will uns das Wesen der Religion erklären. Er bedarf daher eines Regulativs, um die verschiedenen Aeußerungen des religiösen Bedürfnisses zu charakterisiren, und wählt dazu, — sollte man's glauben! — die vier Temperamente. Das ist Menzels großer patentirter Kunsthandgriff, mit dem er über Alles etwas zu sagen weiß. Er wird bei keinem philosophischen Begriffe in Verlegenheit kommen, wenn er ihn nur nach den vier Temperamenten von vier verschiedenen Seiten darstellen kann. In diesem Buche spukt dieser Spiritus

familiaris noch an verschiedenen Orten, unter Andern theilt er auch die Lyrik nach den vier Temperamenten ein. Ist dies in der That Armuth? Oder entspricht dieses Theilungsprinzip recht eigentlich dem Genius Menzels, der auf Nichts, als überall auf eine in der Luft fechtende Leidenschaft herauskommt?

Doch kann man sich hierüber bald verständigen: wenn nur die Thatsachen richtig wären; wenn nur dieser Abschnitt über die Religion nicht von Fehlern wimmelte, die ihm Gott, aber nie ein deutscher Kritiker vergeben wird! Wir wollen darüber hinwegsehen, daß (I. 145) Juvenal mit Lucian verwechselt wird, daß einige Zeilen höher jene gesunde Aufklärung, die sich nicht mit Illusionsguirlanden umwindet, für platte Holländerei gilt. Menzel ist einmal ein Mann, der sich gewöhnt hat, über seine Nation in ewigen Turnersprüngen hinwegzusetzen, ein Nickel, der sich untersteht, wenn von der gesammten geistigen Thätigkeit eines Volkes die Rede ist, immer im schmutzigen Hemde seiner unanständigen Redensarten

zu erscheinen. Aber was sagt die Geduld zu einem Satze, der sich mit hochwichtiger Miene (I. 129) dahin auszudrücken beliebt: „Daß sich in einer sittlichen Religion keine Sinnlichkeit, in einer sinnlichen keine Sittlichkeit, in einer Gefühlsreligion kein Verstand, und in einer Verstandesreligion kein Gefühl findet!“ Himmel, welch eine tiefe Entdeckung! Welch ein heiliger Prophet lehrt uns hier, daß sich im Wasser kein Feuer, im Feuer kein Wasser, in der Luft keine Erde und in der Erde keine Luft befindet! Menzel wüthet gegen das Orakeln der deutschen Katheder; aber ist je eine Trivialität orakelhafter verkündigt worden!

Wenn Menzel keinen Verstand hat, das ginge noch; aber er entstellt auch die Geschichte. Seine historische Darstellung der deutschen Theologie wimmelt von Unrichtigkeiten. Er beginnt die Aufführung einiger modern-katholischen Tendenzen mit einer Parallele, die sogleich falsch ist. Er sagt, der Ursprung dieser Tendenzen sei gewesen (I. 161): „Wie auch

in der Malerei Overbeck und Cornelius eine Rückkehr aus dem verdorbenen französischen Geschmack zum altdeutschen und altitalienischen bewirkten." Dies ist eine frappante Behauptung! Wie? Cornelius vertrieb den französischen Geschmack? Zwischen dem französischen und neudeutschen Geschmack liegen nicht Namen, die etwa Mengs, Carsten und Tischbein heißen, liegt nicht die neue Zeichnerschule des vorigen Jahrhunderts? Doch, ein Glück für Menzel! Es ist hier zunächst nur von der Religion die Rede.

Bei den katholischen Tendenzen ist aber nur das Bekannteste aufgezählt. Es fehlt nicht nur die originelle Dogmatik von Hermes, die eine eigene Schule bildete, und so ausgezeichnet war, daß sie Rom verbieten mußte, sondern auch die Fraktion Papst, Sengler, Günther ist ganz übersehen, nicht weniger die Möhler'schen symbolischen Streitigkeiten, welche in neuerer Zeit so viel Aufsehen gemacht haben. Wir würden diese Verstöße nicht erwähnen, wenn Menzel sich nicht mit einer speciellen

Eingeweihtheit in seine Gegenstände brüstete, wenn er nicht eine durch und durch authentische Bekanntschaft mit der deutschen Theologie affectirte. Menzel ist zu arrogant, als daß er für einige Fächer seiner Unkenntniß sich bescheiden sollte, muß aber dann so komisch in die Irrthümer hineinstürzen, wie sie sich auf jeder Seite seines Berichts über deutsche Theologie finden. I. 213 wird der alte Professor Schwarz in Heidelberg, der sein Lebtag als Pietist der Philosophie aus dem Wege gegangen ist, ein — Schellingianer genannt! Den Pietismus selbst nennt Menzel (I. 220) „unscheinbar und geräuschlos" und kennt also die bedenkliche Aufregung nicht, in welche ganze Distrikte des deutschen Vaterlandes durch den Pietismus versetzt sind. Das Drolligste ist ihm wohl I. 196 passirt. Hier will er diejenigen deutschen Theologen aufführen, welche sich in neuerer Zeit um den Bibeltext verdient gemacht hätten, und stellt neben Rosenmüller und Gesenius — Wetstein! Wetstein war ein Holländer und lebte in

Amsterdam um den Anfang des vorigen Jahrhunderts!

Ich schrieb im Jahre 1832 für das Literaturblatt Menzels einen langwierigen Artikel, der die neuen Erscheinungen der deutschen Theologie zu ordnen suchte. Hier hatt' ich recht Gelegenheit, die Ignoranz des Herrn Redakteurs kennen zu lernen. Nach fünf Namen, die ich meinem Artikel einverleibt hatte, ließ er, obgleich Correktor seines Blattes, immer den sechsten in der Verpfuschung des Setzers stehen. Professor Kuinoel in Gießen figurirte als Kumrel; Professor Nitzsch in Bonn, erst als Prof. Pitzsch, später sogar als Prof. Witzsch! Ja, ich finde, daß Menzel jenen Aufsatz benuzt hat, aber so, daß es eine Schande ist. Im Literaturblatt 1832 Nr. 54. S. 213 steht: „Da im Schleiermacherschen System die Kritik eine entscheidende Stimme haben mußte, so ist aus ihm die historische Kritik des Neuen Testamentes hervorgegangen, in welchem Fache deutscher Scharfsinn Erstaunenswerthes geleistet hat. Die

äuſſerſt zahlreiche Klaſſe ſeiner Anhänger und Schüler ſonderte ſich wieder nach gewiſſen Modificationen. De Wette auf der einen Seite, in der Mitte die ſcharfſinnigen Kenner des Bibeltextes und der Kirchengeſchichte, wie Lücke, Gieſeler, Olshauſen u. ſ. w.“ Daran ſchloß ich eine Anzeige der theologiſchen Studien und Kritiken. — Wie pflügte nun Menzel mit fremdem Kalbe? Er ſagt friſchweg S. 240: „Die vorzüglichſten Anhänger der Schleiermacherſchen Schule ſind De Wette, Sack, Lücke, Gieſeler, Umbreit, Ullmann.“ Iſt eine ſolche Behauptung erhört? Ich ſprach von der hiſtoriſchen Kritik, Menzel ſpricht von der Dogmatik. Hat De Wette nicht ſein eignes Syſtem, das mit Fries ſo verwandt iſt, wie das Schleiermacherſche mit Jakobi? Wie kann man Lücke, Gieſeler und Umbreit Schüler eines Mannes nennen, den ſie in Dem, worin ſie ſelbſt Meiſter ſind, bei Weitem übertreffen? Endlich weiß jeder Kenner der deutſchen Theologie, daß

Ullmann der Schatten von Neander ist. Wenn die Schüler Schleiermachers genannt werden sollten, so kam es auf Namen, wie Twesten, Hase, Braniß u. s. f. an.

Man kann aus den hier von Menzel bewiesenen Schülerhaftigkeiten leicht abnehmen, was er über den Meister selbst sagen wird. Auf die unverschämteste Art erlaubt sich der Literarhistoriker über Schleiermacher zu sprechen. Menzel kennt ihn nicht. Um ihn aber herabzusetzen (ich weiß, daß dies aus Rache geschieht) ergeht er sich in ganz heterogenen Diatriben, die mit Schleiermacher durchaus nichts zu schaffen haben. Es werden Invektiven und Lehren an ihn angeknüpft, die auf Alles passen, nur nicht auf Schleiermacher. Menzel will um jeden Preis, daß dieser große Denker eine Religion für Gebildete gelehrt habe. Nach einer ihm bereits von mir öffentlich gegebenen Zurechtweisung wagt er nicht mehr, dies auszusprechen, deutet es aber durch boshafte Schlangenwindungen an, die darauf heraus-

zukommen scheinen. Man kann denken, wie bei einem so frivolen Verfahren die literarischen Verdienste Schleiermachers gewürdigt werden! Die Uebersetzung des Plato erscheint Menzeln abgeschmackt. Nirgends verräth sich ein Sinn für die wundervolle dialectische Virtuosität Schleiermachers, für seinen von dem ringenden Gedanken göttlich angeglühten Styl, der sich eben so architektonisch aufbaut, wie die Görres'sche Sprache, nur mit weit weniger Geräusch und mit weit mehr innerer logischer und gemüthlicher Wahrheit. Ich bringe Menzel gern mit Schleiermacher in Verbindung, weil er vor Niemanden so geringfügig erscheint, wie vor diesem immer in die Tiefe arbeitenden Denker. Menzel und Schleiermacher ist ein Contrast, wie wenn man sich hier einen Geist wie Ariel denkt, und dort einen farcirten Wildenschweinskopf, in dessen Rüßel ein komischer Fleischer eine Hand voll welker Blumen gesteckt hat.

Hoffen konnte man, daß Dasjenige, was in dem

Kapitel über die Theologie verdorben war, vielleicht in dem zweiten, welches nun über die Philoſophie folgt, werde gut gemacht werden. Aber wir irren uns. Wir ſtoßen auch hier nur auf eine Behandlung, wo ſich Oberflächlichkeit und einſeitiges Urtheil abwechſeln. Die Charakteriſtik der deutſchen Philoſophen iſt faſt wörtlich aus Tennemann genommen. Was bei Kant geſagt wird, iſt wieder Dasjenige, was bei Schelling fehlt, und was bei Schelling zu viel geboten wird, daran iſt wieder Mangel, wenn von Kant die Rede iſt. Denn bei Kant finden wir die Auszüge aus Tennemann recht faßlich wieder gegeben; allein da ihn Menzel ſelbſt nicht geleſen hat, ſo fehlt eine Beurtheilung Kants vom literariſchen Standpunkte. Kein Wort findet ſich über Kants Methode, die für die Behandlung aller Wiſſenſchaften in Deutſchland ſo eingreifend wurde, kein Wort über die Phyſiognomie ſeiner Schriften, kurz über Fragen, über welche ſogar Heine, dem man es am wenigſten zutrauen ſollte, Antwort

gegeben hat. Dagegen konnte ſich Menzel bei der Darſtellung Schellings weniger unbedingt dem Tennemann'ſchen Buche hingeben. Mit Recht; denn Tennemann war gar einſeitig gegen Schelling. Menzel beſchränkt ſich deßhalb auch nur auf Dasjenige, was an Schelling äußerlich iſt. Weit entfernt, eine authentiſche Darſtellung des transcendentalen Idealismus zu geben, begnügt ſich Menzel für diesmal, nur von der äußerlichen Phyſiognomie dieſes Syſtems zu ſprechen, wie es ausſieht, wonach es riecht, worauf es angewandt werden kann. Menzel ſagt uns Nichts über die Schelling'ſche Philoſophie; noch einmal mit Recht; denn Tennemann iſt ſehr einſeitig; aber er zieht ihre Conſequenzen, er ſpricht ſehr weitläufig über das hiſtoriſche und das vernünftige Recht, und hat gegen Herrn von Rotteck Dutzfreundſchaft genug, ihn gegen Herrn von Schelling in die Wagſchale zu legen. Auch die Fichte'ſche Philoſophie wird nur wenig in ihrer Theorie berückſichtigt, weil natürlich Tenne-

mann, als Kantianer, auch gegen Fichte einseitig ist. Endlich aber soll I. S. 287, Jakobi einen Schüler besessen haben, der Christian Weiße hieß und mit Köppen zusammengenannt wird. Christian Weiße? Wenn das nur keine Verwechslung ist, und zulezt auf den Professor Chr. H. Weiße in Leipzig herauskommt, der ein untreu gewordener Schüler Hegels, aber niemals ein Adept Jakobis war!

I. 305 stellt Menzel eine Behauptung auf, die erst dann richtig ist, wenn man sie in ihr Gegentheil übersezt. Steffens war es nicht, der die Aristokratie der Geistreichen erfand, sondern Derjenige, der sie bekämpfte. Ja, Menzel hat aus eignen sparsamen Mitteln das Möglichste dazu beigetragen, die Charakteristik der Autoren als geistreich in Umlauf zu bringen. Was ihm schwer wird, prägnant zu anatomiren, da hat er sich noch immer geholfen, es geistreich zu nennen. Seine Freunde, Nachbarn und Gevattern, z. B. Bührlen, sodann

Leute, vor denen er sich fürchtet, z. B. Seybold nennt er kurzweg, um nur aus der Falle zu kommen, geistreich. Er hat in seinen Lorbeerrezensionen mich so lange geistreich genannt, bis ich ihm mit dem Lorbeerkranze über den Kopf gewachsen war, und er mit meiner literarischen Stellung noch einmal von vorn anfangen mußte. Uebrigens schließt das Kapitel über die Philosophie mit Trivialitäten, deren Wirkung gerade dadurch um so komischer wird, je prophetischer der Ton ist, in welchem sie vorgetragen werden.

Erst mit dem siebenten Kapitel, welches aber schon den zweiten Band beginnt, scheint Menzel endlich seines Stoffes Herr zu werden. Es ist nämlich der Pädagogik gewidmet. Man weiß, daß der Elementarunterricht Menzels eigentliches Fach war, daß er darauf seinen akademischen Grad bekommen hat, und überhaupt von der Kleinkinderschule aus sich mit einem polemischen Flitzbogen eine Bresche in die Mauern der Literatur schoß, die er dann später

im Sturm nahm, um in Ermanglung der Fahne eine Windel aus der Aarauer Cantonsschule darauf zu pflanzen. Die Birkengerte, naß gemacht mit patriotischen Phrasen, hat er zum Prinzip der Literatur erhoben. Alle seine Maßstäbe waren von den kahlen Schulwänden genommen. Er hat Göthe, Schiller wie Abecedarier beurtheilt und es versucht, das Schriftwesen aller Nationen auf die Einfachheit einer Fibel zu reduziren.

Auch das hat sein Gutes. Wir können nicht eher den Klopstock lesen, ehe wir nicht buchstabiren gelernt haben. Allein Menzel hat sich nicht blos die Tugenden, sondern auch die Laster eines Schulmeisters angeeignet. Die Grobheit, der Collegenneid, die Lust an der Angeberei, der Haß der höhern Gelehrsamkeit, dies Alles bildet einen schönen Verein von Bosheitsstoffen, der zulezt das moralische Leben eines ganzen Menschen innerlich aufgerieben hat. Ja ich muß wohl sagen, daß das ewige Räsonniren Menzels auf die deutschen Lehrer, in denen er nur

Pedanten ſieht, ſich wie eine baare Verrücktheit anhören läßt. Gehören denn dieſe Brodneidigkeiten in die deutſche Literatur? Iſt der Pedantismus, wenn er vorhanden iſt, nicht Etwas, das aus der allgemein menſchlichen Natur entſpringt, und was in Frankreich, Italien und England noch weit toller zum Ausbruch kommt? Gewiß, das gehört in die Seelenlehre, aber nicht in die Literatur.

Menzel tobt, recht wie ein Real- und Elementarſchullehrer, über den Humanismus. Er weiß ihm die abſcheulichſten Dinge nachzuſagen, recht wie ein Winkelſchulmeiſter, der ſich ärgert, daß man die Kinder in's Gymnaſium ſchickt. Menzel hat keine Idee von dem Werth der humaniſtiſchen Studien. Leſſing hatte davon eine Idee. Leſſing ſagte, daß die Dinge in der Jugend nur gelernt würden, damit man ſie im Alter wieder vergäſſe. Leſſing behauptete, daß Dasjenige, was aber nicht vergeſſen würde, die formelle Bildung des jungen Kopfes wäre. Wenn es einmal darauf ankommen ſoll, daß

man ordentlich reden und schreiben lernt, so gibt es keine Sprache, die zum Studium besser geeignet wäre, als die lateinische, keine, die dies Studium besser ergänzte, als die griechische.

Und doch ist der Ankläger nicht einmal consequent. Er entwirft ein übertriebenes Gemälde des einseitigen Humanismus, er entwirft es historisch, und will eben zu Rousseau übergehen. Aber unfähig, Gerechtigkeit zu üben und noch am verfehlten Schluß den ehrlichen Anfang zuzugestehen, wirft er sich auf Rousseau, mit einer Bosheit, die jezt noch versteckt ist, sich aber in Kurzem auf andrem Terrain noch giftiger ausspritzen wird, wenn Rousseaus Name in den neuesten Streitigkeiten wegen einer „jungen Literatur" noch öfter sollte genannt werden. Warum trittst du nicht offen heraus? Warum sagst du nicht jezt, eben jezt schon, daß du Rousseaus Leben als die Summe aller weibischen Laster darzustellen gedenkst, mit derselben Rohheit, die dir auch gegen Bürger (IV. 104) kein Verbrechen mehr dünkt? Bürger hatte das

Unglück, ſeine Frau falſch zu wählen, und die Schweſter derſelben zu lieben. Dies iſt Grund genug für unſern plötzlichen Sittenreformator, ihn mit verſteckter Malice zu behandeln. Es iſt ein Wildpret, das er ſich einſtweilen aufgejagt hat, und das er erſt in der dritten Auflage ſeines Buches, von dem er träumen muß, da fünf Jahrhunderte lang ſind, vollends zu erlegen gedenkt. Menzel wird uns ſchon zeigen, wie man in der Literatur die Mosheim'ſche Moral wieder zu Ehren bringt!

Und iſt es nicht, um Rouſſeau und Bürger als arme Sünder zu ſchildern, ſo iſt es jedenfalls eine charakteriſtiſche Eigenheit des Verfaſſers, daß er Maß und Ziel nicht kennt, daß ihm die literariſche Oekonomie eine fremde Tugend iſt. Daß Rouſſeau und Baſedow den Gegenſatz zum alten Humanismus bilden, iſt unläugbar; eben ſo daß ſie ihr komiſches Extrem hatten. Nun ſind kaum die alten Irrthümer gezeichnet; Rouſſeau und Baſedow ſuchten ſie zu verbeſſern: Warum in einem Athem gleich

wieder Spott gegen ihre Tendenzen? Man lasse ihnen doch erst ihr Gutes! Man nenne erst ihr Verdienst und dann ihre Schwäche! Das ist eine unerhörte Rohheit, an allen Dingen blos das wunderliche Extrem zu sehen und sie so zusammenstellen, als wäre der Erzähler nur jener einzige Große, der sich zu allen Zeiten seinen kleinen Verstand erhalten hat!

Schließlich sind die Ausfälle gegen Herrn von Fellenberg frech. Dieser Mann figurirt hier unter dem Namen eines servilen Berner Patriziers, so daß es Menzeln unbekannt zu sein scheint, wie dieser sich noch immer den liberalen Abstimmungen angeschlossen hat. Das Institut Fellenbergs hatte einen andern Zweck, wie das Pestalozzische: wie kann man die andere Einrichtung tadeln! Liegt es nicht in der Natur der Sache, daß von der Straße aufgeraffte, zum Handwerksstande bestimmte Knaben nicht in derselben Art unterrichtet werden konnten, wie andere, welche die Universität beziehen sollten? Dies läugnet Menzel und schreit in

Deutschland einen Lärm über das Hofwylsche Institut hinein, daß man wieder versucht wird, an einen Schulmeister zu denken, der seinem Collegen nicht das Leben gönnt, viel weniger das liebe Brod.

Im achten Kapitel sollte man nicht weniger glauben, daß Menzel hier zu Haus wäre. Er spricht über Geschichtschreibung, über ein Feld, das er seit seiner mißlungenen Geschichte der Deutschen seine Heimat nennt. Allein in den Fächern, wo nicht die offenbare Ignoranz der Registrator ist, da ist es der boshafte Neid. Johannes von Müller hat seine Fehler, und sogar einige von denen, die Menzel zu rügen pflegt, aber es verlezt doch alle Schranken der erlaubten Polemik, wenn Müller deßhalb (II. 98) ein Vaterlandsverräther gewesen sein soll, weil Zschokke in seiner Manier eine deutsche Spezialgeschichte schrieb! Man soll keine Spezialgeschichte schreiben? J. Möser mußte erst den patriotischen Ablaß kaufen, ehe er Osnabrückische Geschichten schrieb? In der That, das

heißt viel Wahnsinn aufbieten, um Deutschlands Einheit zu erhalten!

Menzel glaubt, in diesem Abschnitt viel von Herder reden zu müssen; aber Herder's Ideen waren nicht der Geschichtsschreibung, sondern der Geschichtsphilosophie gewidmet. Eben so wenig bereitete Herder das historische Recht Schelling's vor, wie Menzel angibt. Eben so wenig rettete er aus der Geschichte die Nationalität. Herder's Prinzip ist die Nachweisung des Menschlichen in der Geschichte, so daß er mehr daran dachte, Cosmopoliten als Patrioten zu bilden. Es steht Menzeln recht gut, wenn er Achtung vor großen Geistern zeigt, nur soll er nicht glauben, daß sie in die Welt gesandt wären, um auf seine Abgeschmacktheiten schon im Voraus hinzuweisen.

Die Ansicht, welche hier ferner über Friedrich von Raumer ausgesprochen wird, ist, milde gesagt, nichtswürdig. Er sagt (II. S. 120): „Man muß Herrn von Raumer und vielen Andern seiner

Gattung ihre Parteilichkeit verzeihen. Im Staatsdienſt, in vornehmen Verbindungen, nicht nur unter der Cenſur, ſondern ſelber Cenſor — wie kann man da anders ſchreiben, als Herr v. Raumer ſchreibt?" Dies iſt karthaginenſiſche Perfidie! So ſtinkend iſt lange nicht in der Literatur gelogen worden! Ich will mich nicht zum Champion des Herrn v. Raumer aufwerfen; aber ganz Deutſchland kennt die Unerſchrockenheit, mit der er gegen die Cenſur in die Schranken trat: ganz Deutſchland lieſt in ſeinem neueſten Werk über England die unzähligen, für ihn ſo mißlichen Invektiven gegen die Cenſur, und hier wagt ein Neidhart, denſelben Mann gerade Das zu nennen, wogegen er mit perſönlicher Gefahr kämpft! Das iſt ein herzlich ſchlechter Streich!

Den Beſchluß des Kapitels macht ein Notizenwuſt, deſſen Unrichtigkeiten wir nicht aufſtöbern wollen. Ein Literator, der vom noch lebenden Biſchof Pyrker behauptet hat, er wäre einſt Sklave in Algier geweſen, der in Heſſen-Kaſſel von einem

Zweikammer-System spricht und einen Deputirten dieses Landes zum Professor in Gießen macht, darf auf ein öffentliches Zutrauen in seine Angaben keine Ansprüche mehr machen.

Eben so unzuverlässig, wenn auch in anderer Rücksicht, ist das nächste Kapitel über die Politik. Jemand, der selbst ohne Meinung ist, hat gut über die Meinungen Anderer urtheilen! Menzel theilt hier und dort seine Kolbenschläge aus, er balgt sich mit jeder Partei auf dem Boden herum, er hat von Herrn v. Rotteck eben so viel Gutes, wie Böses zu sagen. Der Behendeste kann diesem lazertenartigen Davonschlüpfen nicht nachkommen: Menzel zeigt uns hundert Farben zu gleicher Zeit, wie ein Chamäleon. Doch wiederhol' ich meine frühere Behauptung über ihn: Menzel hat nicht nur keine Meinung, sondern auch Furcht. Ja man kann sagen, er hat nichts als Furcht. Im Status quo wird er immer auf der linken Seite stehen, obschon er schmerzlich fühlt, daß die Romantik auf der rechten Seite

ſteht. Und dennoch verwirft er jede Veränderung des Status quo: er hält ſich nicht mehr für ſicher, wenn die linke Seite ſiegen ſollte. Das iſt es: er fürchtet Niemanden mehr, als ſeine eigenen Freunde. Ich werde ein politiſches Luſtſpiel ſchreiben, worin ich den Charakter des Herrn Menzel conſequent durchzuführen gedenke.

Wollte ſich der Verfaſſer zum Jüſte-Milieu bekennen, ſo hätt' er's lieber bei der Jurisprudenz thun ſollen, als bei der Politik. Hier würd' es ihm gut geſtanden haben, wenn er die beiden Extreme der römiſchen und der germaniſchen Schule getadelt hätte. So aber muß das römiſche Recht eben ſo grundſchlecht, wie das Germaniſche unübertrefflich gut ſein. Einem Blinden iſt ſchwer von der Farbe ſagen. Ich unternehm' es nicht, Menzel auf die innere Conſequenz des römiſchen Rechtes, die höchſtens nur von der Philoſophie der römiſchen Sprache übertroffen wird, aufmerkſam zu machen. Nur das Publikum erinnr' ich daran, was es in dieſem Buche an

Einseitigkeiten und Parteigezänk finden kann. Wenn ich sage, daß sich an wenigstens sieben Stellen die Notiz über den Professor Hugo findet, der die Sklaverei soll empfohlen haben, und daß dies an allen sieben Stellen nur dem römischen Rechte zugeschrieben wird, so kann man sich eine Vorstellung machen von diesem leidenschaftlichen Getriebe, das sich für Urtheil ausgibt.

Nachdem endlich über Nationalökonomie nur Unrichtiges mitgetheilt ist, und z. B. II. 278 von einer Statistik der Bevölkerung gesprochen wird, die Biunde geschrieben haben soll, die aber, wie Jedermann weiß, von Bickes ist, und nicht von Biunde, der eine Seelenlehre schrieb! so nimmt die Darstellung einen Ton an, der sich (bei dem Anfang über Politik) von dem Wispern eines Heimchens bis zum Bramarbasdonner eines Wachtmeisters gesteigert hat. In der That, Menzel zieht den Säbel und ficht einige mörderische Flachhiebe über Militärwissenschaft durch die Luft. Nichts bleibt ihm unbekannt. Er spricht über Montecuculi, wie über die

weiblichen Romanſchriftſteller. Eine Zaghaftigkeit, die kein Piſtol abzuſchießen wagt, will hier die Welt erobern. Ganze Kanonaden werden im Kreuzfeuer losgelaſſen, die Infanterie rückt mit gefälltem Bajonette an, die Cavallerie drängt ſchaarweiſe der vorauspouſſirten Artillerie nach, die Erde bebt und der Vorhang des zweiten Theils fällt mit dem Bewußtſein, daß, wenn Napoleon nicht gekommen wäre, gewiß Herr Menzel würde gekommen ſein.

Doch der Pulverdampf verzieht ſich. Es wird wieder lichter Tag. Die Sonne ſteht am Himmel, und die weiten Felder Natur und ſchöne Kunſt breiten ſich vor unſern Augen aus. Die Naturwiſſenſchaft treibt Menzel vorzugsweiſe als Dilettant, doch betrachtet er ſie durch die Schelling-Oken'ſche Lupe. Eine genetiſche Entwicklung der deutſchen Naturwiſſenſchaft vermiſſen wir, der Streit des Vulkanismus und Neptunismus iſt mit keinem Worte berührt, die optiſchen und geologiſchen Unterſuchungen ſtehen eben ſo wenig, wie Göthe, der

an ihnen so wesentlichen Antheil nahm, im Vordergrunde. Statt dessen erhalten wir wieder einen ganzen Weichselzopf von Notizen über hundertlei Dinge, die in die deutsche Literatur passen, wie die Faust auf's Auge. Was hat die deutsche Literatur von der Leidner Flasche? Eben so jagt Menzel da nach Notizen, wo er sogar in die Medizin pfuscht und die Homöopathie empfiehlt, deren Grundsatz: Gleiches mit Gleichem! wenigstens moralisch tief aus seiner Seele gekommen ist. Auffallend für einen Ketzerrichter ist dabei, daß er III. S. 72 in einer langweiligen Rezension des Schubert'schen Buches über die Seele sagt: daß ihm die muhametanische Vorstellung vom ewigen Leben „weniger abgeschmackt" scheine, als die christliche. Ich habe gegen die Sache wenig, sondern rüge nur die Inconsequenz des Großinquisitors.

Seine berüchtigte Darstellung der deutschen schönen Literatur beginnt Menzel, indem er über die deutsche Sinnigkeit spricht, mit einer sehr großen

Unſinnigkeit. Er ſagt (III. 114), daß die Eigenthümlichkeit der Deutſchen das Romantiſche wäre. Wäre Verſtand in dieſer Behauptung, ſo müßten wir doch ſchließen können, daß die Eigenthümlichkeit der Alten das Claſſiſche war. Wer kann das Leztere ſagen, ohne eine abgeſchmackte Tautologie auszuſprechen? Beweis genug, daß das Erſtere nicht weniger klug iſt. Ja, Menzel weiß ſogar nicht einmal, was er ſagen will. Das Romantiſche iſt, im poetiſchen Sinne, eine Anleihe, die die Deutſchen bei den romaniſchen Völkern aufnahmen. Dieſe Völker nennt Menzel die „Kinder der Sinnlichkeit", während die Deutſchen als „Kinder der Treue" gelten. Dies klingt recht ſchön; aber die Romantik haben die Kinder der Treue ohne Zweifel den Kindern der Sinnlichkeit zu verdanken.

Menzel fühlt auch, daß man dieſen Phraſennebel leicht durchſchaut. Er fühlt, daß über das Romantiſche und Claſſiſche die Frage nach der Schönheit weit erhaben iſt. Das Räthſel der Schönheit ſuchten

die Philoſophen aller Zeiten auf entgegengeſezte Weiſe zu löſen. Es iſt bei Allen derſelbe Zauber, und Jeder überſezt ihn in andere Worte. Es gibt ſo viel Definitionen der Schönheit, als es Syſteme der philoſophiſchen Wahrheit gibt. Jeder kann ſich von ihnen die wählen, die ihm zuſagt; ja man kann ſie alle verwerfen, und es fragt ſich nur, was man Neues dafür zu geben hat?

Ich würde nicht im Entfernteſten darauf kommen, an Menzel dieſe ſchwierige Zumuthung zu ſtellen, wenn er ſich nicht ſelbſt anheiſchig machte, das Räthſel der Schönheit auf eigene Art löſen zu wollen. Menzel nimmt die Miene eines Polytechnikers an, der ein Geheimniß der Maiſchbereitung entdeckt hat, es aber nur verſiegelt und für einen Louisd'or in baarer Zahlung verkauft. Es ſcheint, Menzel will auf ſeine Erfindung ſich ein Patent geben laſſen. Deßhalb wollen wir ſehen, ob man ihm den Kunſtgriff nicht ablernt, ohne Patent, ohne Siegel, ohne fünf Thaler Gold.

Ich fürchte ſogar, hinter dieſer Erfindung ſteckt ein Schelmenſtreich. Ich glaube, daß ſie auf Etwas hinauskommt, was mit einer Prellerei viel Aehnlichkeit hat. Ganz ſicher; denn Menzel ſagt, das Schöne iſt ſchön, das Schöne iſt eine unerklärliche Thatſache, das Schöne würde ja aufhören ſchön zu ſein, wenn man anfange, es erklären zu können. Das Schöne ſei eine Thatſache, die in den Objekten liegt, die ſich von den Objekten weder durch einen philoſophiſchen, noch einen chemiſchen Prozeß abtrennen läßt.

Das haben wir nun von unſerm Geheimniß der Maiſchbereitung! Wir kauften den Göttertrank von Neapel (Nettare di Napoli) und werden doch ſterben müſſen. Das Schöne iſt das Unerklärliche. Ei, ſieh'! Wenn ich doch meine fünf Thaler Gold wieder hätte!

Wenn das Schöne eine Thatſache iſt, die ſich von ſelbſt verſteht, ſo wird es auch wohl eine Philoſophie dieſer Thatſache geben. Die Philoſophie einer

Thatsache ist die Zerlegung derselben in ihre Faktoren, die Dialektik ihrer verschiedenen Metamorphosen, ihrer auf- und absteigenden, vor- und rückwärts gerichteten Verhältnisse. Kann man das Schöne unter diesen Gesichtspunkten betrachten? Gewiß. Dann muß es aber auch eine Aesthetik geben können.

Die Definition des Schönen ist ein feines Nadelöhr. Menzel steht wie ein Kameel davor und will hindurchgehen; das dicke Schiffstau seiner Combinationen rennt die ganze Nadel um. Menzel sagt: „Die Idee liegt nicht im Geist des Künstlers, sondern in den äußeren Gegenständen, oder im Geist des Künstlers nur in so fern, als sie im äußeren Gegenstande liegt.“ (III. S. 149.) Wie? frägt man unwillkürlich, denkt Menzel, daß wir glauben, man könne das Schöne machen, das Schöne müsse nicht eine objektive Wahrheit in den Dingen selbst haben? Menzel deutet auf Göthe und Solger. Er sagt, Göthe trug dazu bei, die Kunst zu vergöttern. (III. 145.) Diese Behauptung ist abgeschmackt.

Göthe ſezte die Kunſt im Gegentheil durch die Definition herab, die Menzel ſo ſehr an ihm zu tadeln hat. Wenn das Schöne „das Reſultat einer glücklichen Behandlung“ iſt: wahrlich, ſo iſt damit nicht geſagt, daß man das Schöne auf eigene Hand machen könne!

Menzel ſagt: Man müſſe das Schöne vergleichen. Gut; dann kann man das Schöne auch wählen. In der That, die Wahl des Schönen macht den Künſtler, und in ſo fern macht die Wahl des Künſtlers auch das Schöne. Wer darf den Akt des Genies ausſchließen? Wer kann von einer Schönheit reden, die nicht empfunden, bemerkt, gewählt und in ihrer günſtigſten Beleuchtung wiedergegeben wird? Menzel ſcheint über dieſe Begriffe fortzuſpringen, bei ihm dichtet, malt, meißelt ſich die Schönheit ſelbſt: ſie iſt das Non plus ultra der Objektivität.

Um den Unterſchied der guten alten Aeſthetik und der neuen des Herrn Menzel zu bezeichnen, werden

Beiſpiele am deutlichſten ſprechen. Die alte Aeſthetik definirt das Erhabene, Reizende, Komiſche, Rührende u. ſ. w. Die neue: die Idee des Mannes, Weibes, Frühlings, Todes u. ſ. w. Nun ſoll der Aeſthetiker nicht mehr das Urtheil analytiſch bilden, ſondern ſynthetiſch. Er ſoll die Ideen des Mannes, Weibes u. ſ. w. in ihre ſchönen Faktoren auflöſen und zeigen, worin das Erhabene, das Reizende — Das iſt wunderlich? Das Erhabene? Das Reizende? Es ſcheint alſo doch, daß wir bei der neuen Aeſthetik Etwas vergeſſen haben? Ich glaube ſelbſt; wir haben die alte vergeſſen, und werden von der neuen wohl ſagen müſſen, daß ſie ohne die alte nicht exiſtiren könnte.

Wenn Menzel ſagt, Phidias hätte ſeinen olympiſchen Jupiter nicht nach der Idee der Erhabenheit geſchaffen, ſondern nach der Idee der Göttlichkeit, ſo iſt das einmal unwahr; aber ſelbſt wenn Juno nur das Weib ſein ſoll, das Weib par excellence, iſt dann nicht deutlich genug, daß Menzel

eine Kategorie der alten Aeſthetik überſehen hat, die Richtigkeit. Das gemahlte Weib als entſprechend dem wirklichen Weib iſt unter dieſem Geſichtspunkte wahrlich noch nicht ſchön! Die Schönheit beginnt erſt mit der Vollkommenheit und der Totalität. Ich glaube, auch dies ſind Begriffe der alten Aeſthetik.

Die Widerſprüche werden zulezt kleinlaut und ſchülerhaft. Menzel ahnte, daß ſeine Schönheit nur die Wahrheit iſt, und ſpricht plözlich von der Idealität. Z. B. ein ſchönes Bild des Mannes. Worin liegt hier die Schönheit? Menzel ſagt: „in etwas Abſtraktem, Allgemeinen.“ Woher abſtrahir' ich denn das Allgemeine? Wodurch? Sind nicht pſychologiſche, dichteriſche, ſubjektive Thätigkeiten nöthig, um zu wiſſen, was zum Ideal der Männlichkeit Alles gehört? Das iſt es: Das Wahre und Vollkommene iſt ſchön, der Zauber liegt in der Einheit, und die Einheit des Kunſtwerkes iſt nichts Neues. Ich glaube, man kann der Aeſthetik viel Neues geben; aber die Neuigkeiten Menzels ſind

veraltet. Sein großer Anlauf lös't sich in athemlose Erschöpfung auf. Er greift nach dem höchsten Olymp und seine Finger umklammern Nichts, als Luft.

III. S. 172 — 4 gesteht unser Universalwisser ein, daß er über Musik kein Urtheil habe. Das ist sonderbar. Er urtheilt über Montecuculi und das Kreuzfeuern der neuen Ideentaktik und sagt von Mozart, daß er in der Musik, nebst Weber, den schlechten Geschmack eingeführt hat. Daß die neuere Musikschule Alles kann und Alles will und die Geschmäcke vermengt, ist wahr; daß sie es aber in Robert dem Teufel thut, liegt doch wahrlich nur im Sujet. Deßgleichen, wenn Menzel die Bescheidenheit hat, zu gestehen, daß er von Musik Nichts versteht, dann sollt' er auch die unverschämte Patronage lassen, mit welcher er die Leistungen eines gewissen Kocher hervorhebt, wo er nur kann. Herr Kocher lehrt in Stuttgart die Elemente der Musik, ist gewiß ein trefflicher Mann und darum von selbst über die

große Stellung verlegen, die ihm Menzel in diesem Buch und überall, wo nur von Musik die Rede ist, in der musikalischen Literatur einräumt. Mein Gott, in jeder großen Stadt Deutschlands gibt es einen tüchtigen Cantor, der um den Choralgesang daselbst sich Verdienste erwirbt, und im Namen dieser stillen und bescheidenen Verdienste protestir' ich gegen den Lärm, den Menzel, wo er nur kann, von seinem Vetter Kocher zu machen pflegt.

Warum ist Menzel gegen die Schauspielkunst nicht eben so gerecht, wie gegen die Musik, und gesteht, daß er von ihr Nichts versteht? Dann würde man ihm nachsehen, daß er III. S. 176 irrigerweise behauptet, Fleck hätte auf das deutsche Theater Einflüsse gehabt, die in etwas Andrem gelegen haben müßten, als in seinem klassischen persönlichen Spiel. Mit dieser Miene, als wäre Fleck ein Direktor der deutschen Bühne gewesen, schließen die Einleitungen zu Dem, was uns ferner über die schöne deutsche Literatur soll geschulmeistert werden.

Um einige patriotiſche Tugenden, deren Werth in Zeiten der Gefahr Niemand bezweifeln wird, zu empfehlen, hat bekanntlich Menzel das ganze Gebäude der deutſchen Literaturgeſchichte eingeriſſen und in den äſthetiſchen Urtheilen das Oberſte zu unterſt gekehrt. Bietet aus dieſen zahlloſen Verſtößen gegen die Pietät und die Gerechtigkeit ſich irgend Etwas dar, das man als Erſatz für das Verlorne aufwiegen könnte? Iſt die Nation dadurch einiger geworden, daß ſie Göthe, Voß, J. v. Müller, Hebel u. A. verloren hat? Oder iſt in der Literatur ſelbſt eine Revolution vorgefallen, die eine künftige Herrſchaft ſiegreicher Geiſter verſpräche? Das Leztere allerdings; aber die Revolution iſt gegen Den gerichtet, der vielleicht ihre nächſte Veranlaſſung war.

Schon ſeit zehn Jahren verſucht Menzel das Intereſſe der Nation von ihren theuerſten Beſitzthümern loszutrennen. Aber wenn ihm in der That gelungen wäre, das äſthetiſche Urtheil der Maſſe gleichgültiger, kälter und altkluger zu machen; was

haben wir gewonnen? Eine Verwirrung aller literarischen Begriffe, einen Ton der Kritik, der nur polizeilichen Inquisitoren gebührt, eine Productionsunfähigkeit, die uns zulezt um den organischen Nachwuchs der Literatur bringen wird. Wenn Menzel nur in diesem Buche das Urtheil der Jugend infizirt hätte! Aber er wiederholte jede Woche seine Verwünschungen, er bemächtigte sich eines Organes, welches in seiner Sphäre die weiteste Verbreitung hat, er konnte den Schall aller seiner Anklagen verstärken, und den Terrorismus zu einer Tagsordnung machen, an die man allmälig sich zu gewöhnen lernte.

Soll man sagen, daß die Irrthümer Menzels ihn verführt haben, eine eigne Methode zu schaffen; oder trägt die Methode die Schuld der Irrthümer; kam sie seinen Absichten zu Hilfe? Ich glaube das Leztre. Niemand kann gerecht sein, der die Gesichtspunkte, welche Menzel sich aufsteckt, für gut gewählt hält. Das poetische Leben einer Nation in

nichts, als in Tendenzen aufzulösen, bald in englische, bald in griechische, bald in französische; wo bleibt da das Recht der Individualität? Die großen Geister schufen noch öfter die Tendenzen, als sie von den Tendenzen geschaffen wurden. Weil Menzel nicht im Stande ist, einen Charakter aus seiner innerlichen Nothwendigkeit zu entwickeln, so vermag er niemals den innersten Kern desselben anzugeben; sondern er trennt Dies und Jenes von seiner Erscheinung los und plazirt es an den verschiedensten Stellen seines willkürlich zugeschnittenen Literaturleistens, so daß man sich die disjecta membra der Dichter aus allen vier Welttheilen seines Buchs zusammenlesen muß.

Menzeln schwebte das Ideal einer objectiven Literaturgeschichte vor; aber er hat die Geschichte seiner Classificationssucht aufgeopfert. Das Entgegengesezteste trifft hier auf orthopädischen Streckbetten zusammen und wird gezerrt, gedehnt und schimpfirt, bis eine gewisse Aehnlichkeit herausgequetscht ist. Wir sprechen hier noch von Hölty und sogleich von

Matthiſon, wir würfeln den Maler Müller mit Ulrich Hegner zuſammen, und müſſen, wenn wir eben von Tieck ſprechen, im nächſten Kapitel erſt auf Leſſing kommen. Hier rinnen denn freilich alle Thatſachen in einen Brei zuſammen, den Menzel in eine beliebige Form kneten kann. Ein kleines Lineal reicht hin, hier zu meſſen und zu ſtrafen.

Allein nicht alle Irrthümer dieſer berüchtigten Darſtellung kommen ausſchließlich auf Rechnung der verfehlten Methode. Es iſt hie und da Etwas verſehen, was auf ganz andre Schuldbreter gehört; ja man kann wohl ſagen, daß es überall an Etwas gebricht und ſich keine Stelle in dieſen Diatriben findet, gegen welche ſich nicht die gravirteſten Einwendungen machen ließen. Ein ſchülerhafter Schnitzer beginnt ſogar ihren Reigen. III. S. 199, wird nämlich die Rückkehr aus der Dramatik zur Lyrik dadurch bewieſen, daß Anakreon es geweſen ſein ſoll, der aus den lyriſchen Tragödien des Euripides die empfindſamen Stellen fortnahm und ſie wieder in

die Lyrik zurückleitete: Hier liegt die Annahme zu Grunde, daß Anakreon ein Nachkomme des Euripides war. Alle Welt weiß aber, daß Anakreon zu einer Zeit starb, wo Euripides noch gar nicht geboren war. Eine Ignoranz dieser Art will sich für die Geschichte der Literatur verantwortlich machen! Man wird mir jezt wohl glauben, daß ich diesmal nicht die Tendenz, sondern nur die Oberflächlichkeit Menzels angreife.

Sehen wir darüber hinweg, daß III. S. 204 sich schon wieder die armselige Eintheilung nach den vier Temperamenten findet, daß S. 277 Heinse neben Thümmel gestellt wird, wie Lais neben den Priap, so wird man nach der Lectüre einiger Nachrichten über die ältre deutsche Literatur nach der Reformation unwillkürlich zu dem Urtheil gezogen, daß der gute Franz Horn jenen Pedantismus schon weit ergötzlicher, weit witziger und gründlicher dargestellt hat. Menzel tappt hier überall im Finstern; denn wie würde er sonst S. 245 von Günthers

ſittlichen Gedichten ſprechen können? Wäre der Verfaſſer auch nur in den Schriften Göthe's etwas bewanderter, ſo würde er ſich hier über den Geiſt der Günther'ſchen Muſe haben unterrichten können; ſo würde er gefunden haben, daß Günther ein ſeltnes Talent beſaß, was aber den Inhalt ſeiner Verſe anbelangt, eher ein unſittlicher, als ſittlicher Dichter genannt werden muß.

Der eigentliche Fehler dieſer Geſchichtsklitterung wird bald ſichtbar. Auf die Gallomanie folgte die Anglomanie in der deutſchen Literatur: aber allmälig, nicht ſo abrupt, wie Menzel zu glauben ſcheint. Er iſt zweifelhaft, wohin er die ſchweizeriſche Schule unterbringen ſoll, und einverleibt ſie der Gallomanie, da ſie doch der Anglomanie angehört. Die Haller-Bodmeriſche Schule war es, die der Engliſchen Verſtandespoeſie den Weg bahnte, dem Ton der Theodiceen, dem beſchreibenden Epos und der naturbeſchreibenden Didaktik. Der bigotte Haller iſt doch in der That mit Pope verwandter, als mit Voltaire.

Mit Voß beginnt Menzels heillose Zeitenmengerei. Kaum ist die Darstellung Geßners und Klopstocks geschlossen, so reiht sich ihnen Voß an, und nicht der Voß des Göttinger Hainbundes, sondern der Uebersetzer Voß von 1802 und der Protestant Voß vom Jahre 1820. Voßens Ursprünge, seine erste gewiß herrliche Tendenz, sein Kampf gegen die Adelsherrschaft, seine Beschreibung einer wirklichen, nicht traditionellen Natur, diese großen Verdienste, welche sich an Voßens Namen knüpfen, werden auf das schnödeste von einem Heidelberger Privatdocenten ignorirt, der sich mit seiner Naseweisheit in die symbolischen Händel mengte und unter dem Schutz der Creuzer'schen rothen Perüke eine Professur erobern wollte. Die Verunglimpfung Voßens schreibt sich aus den miserabelsten Privatrankünen her. Wenn Voß glaubte, daß der Staat von der Romantik gefährdet sei, so hat ihn Menzel darin weit übertroffen. Voß warnte nur vor seinen Gegnern; aber Menzel überantwortete sie den Gefängnissen.

Ja ich kann nicht umhin, einige der unzähligen Fehler dieſes Buches offenbare Dummheiten zu nennen. Wie oben Anakreon zu einem Nachkommen des Euripides gemacht war, ſo ſoll S. 267 auch Wieland erſt nach Voß gekommen ſein. Menzel ſagt, Wieland trat auf „und erkannte zugleich den Abweg Klopſtocks und Voßens“ und lenkte auf die Bahn der griechiſchen Grazie ein. Dies wäre die Folge eines Calcüls geweſen? Wieland, der das Griechenthum von den Franzoſen lernte, faſt gleichzeitig mit Klopſtock zu dichten begann, ſoll die Abwege Klopſtocks erkannt haben? Sind das die Behauptungen eines Literarhiſtorikers oder eines Schulknaben, der ſeine Lektion nicht repetirt hat? Ueberdies iſt das Lob Wielands recht gut gemeint, aber herzlich ſchlecht begründet. Seine Grazie iſt nicht die Grazie Wielands, ſondern die Grazie der Manier, die er adoptirte. Auf den Inhalt hätte der Literator verweiſen ſollen; dieſer war für Deutſchland neu, die Form war Mode, und wurde damals von

Allen nachgeahmt; aber Philosophie im Gewande der Poesie, die Moral Epicurs, die Satyre auf die Gebrechen der Welt und ihre Institutionen; hierin muß man den Zauber suchen, welchen Wieland so lange Zeit hindurch auf Deutschland ausübte. Wäre es die Form allein gewesen, so würden wir gewiß noch davon angezogen werden, was ich aber bestreite. Schließlich liegt in Aufzählung der Nachahmer Wielands eine neue Ungerechtigkeit. „Gerstenberg's matte Tändeleien" werden hieher gezogen. Wenn man Gerstenberg in der Literatur erwähnt, so spricht man von seinem Ugolino, der wahrhaftig keine matte Tändelei ist.

Wer so oberflächlich die heimische Literatur kennt, wie kann man Dem ein Urtheil über fremde Literatur zutrauen? Menzel will die englische Literatur des vorigen Jahrhunderts charakterisiren, und karrikirt sie. Er behauptet, der französische Geschmack habe in England nicht durchdringen können, weil Shakespeare zu allen Zeiten in der größten Achtung stand.

Dies ist grundfalsch. Shakespeares Gedächtniß war im siebzehnten Jahrhundert verloren gegangen und wurde durch Garricks Spiel erst wieder neu entdeckt. Um den Anfang des vorigen Jahrhunderts classicisirte die ganze englische Literatur und Johnson wurde in der That für größer gehalten, als Shakespeare.

Lessings Lob ist wohlverdient; aber es ist allgemein, es trifft nirgends den rechten literarhistorischen Fleck. Nirgends wird man auch hier, wie überall in dem Buche, etwas von feinen individuellen Zügen finden, die dem Ganzen das Gepräge einer autoptischen Authenticität aufdrückten. Lessings Kampf gegen die Orthodoxie wird im Allgemeinen erwähnt; aber es thut schon weh, wenn es heißt, er hätte erst nach Herausgabe der Wolfenbüttler Fragmente begonnen (III. S. 289). Im Gegentheil, Lessings Kampf gegen die Orthodoxie war vor den Fragmenten hitziger, als nach ihnen. Auch ist Lessings Kritik durch nichts Hervorstechendes

charakterisirt. Menzel kennt von der ganzen kritischen Thätigkeit eines Mannes, an dem er ein Beispiel in redlichem Eifer und Bescheidenheit nehmen möge, Nichts, als jenen pedantischen Grăcismus, mit dem Lessing sich über Göthes Werther aussprach. Lessing hat viel geschrieben, was, gegen diese etwas triviale Polemik gehalten, sie selbst vergessen macht; aber vergeblich sehen wir uns nach einigen Winken über die Dramaturgie, über Laokoon um. Lessing ist in den Allgemeinheiten, die Menzel über ihn zu sagen weiß, nicht wieder zu erkennen.

Eben so allgemein ist die Apotheose Herders, an dem gänzlich übersehen wird, daß er in der ersten Zeit seines literarischen Auftretens mit Göthe zugleich höchst patriotische Blätter von deutscher Art und Kunst herausgab. Doch werden wir für diese Allgemeinheit durch die Specialitäten entschädigt werden, mit welchen Menzel gegen Göthe sprechen wird. In der That, er spricht schon. Er hat

kaum begonnen, und ist schon beim zweiten Theil des Faust, er fängt Göthes Laufbahn von hinten an, und wird im dreiundachtzigjährigen Greise zeigen, was der fünfundzwanzigjährige Jüngling war. Da ist die Menzel'sche Polemik gegen Göthe! Man kennt sie. Soll man Worte darüber verlieren?

Die Verkehrtheit des Menzel'schen Standpunktes ist nirgends sichtbarer, als wo er gegen Wilhelm Meister sich ausspricht. Ich werde nie dagegen einreden, wenn man sich durch die vornehme Physiognomie der Göthe'schen Poesie beleidigt fühlt; denn was ich am stärksten hasse, ist die Aristokratie; aber Menzel weiß nicht, was Göthe mit seinem Meister wollte. Meister ist untergeordnet, Meister soll eine Copie des alltäglichen Lebens sein, aber Göthe war dessen so eingedenk, wie wir, und spielte mit dem Geschöpfe seiner vornehmen, medisanten Laune als ein muthwilliger Hofmann Versteckens. Es ist keine Tendenz, die sich in W. Meister ausspricht, sondern eine Philosophie, ein Charakter.

Das ist es. Menzel sieht in Göthe ein abgerundetes Leben, wo sich ein Jahr für das andere soll verantwortlich machen lassen. Er analysirt den zweiten Theil des Faust, um den Dichter des Götz und Clavigo zu verstehen. Er schildert ihn immer als eine Activität, die sich fortwährend im Bewußtsein ihrer Vergangenheit und Zukunft gefühlt habe, und aus sich schöpfte nach Belieben. Er sagt: „Göthe widmete sich der modernen Poesie!“ Was soll das heißen? Was war denn die moderne Poesie, als er anfing, sich ihr zu widmen? Hat Göthe, als er den ersten Vers schrieb, ein Calcül über die moderne Poesie gemacht? Das ist ja fast so, als hätte sich Wieland vor den Abwegen Voßens gehütet, und die Chronologie bereitwillig gefunden, einen Fehler des frühern Euripides zu einer Tugend des spätern Anakreon zu erheben!

Leben ist Leben. Leben ist Leichtsinn. Leben ist Zufall. Aber die Zuchtruthe ist es nicht, die immer dicht beim Leben, Leichtsinne und Zufalle hängt

Menzel macht jeden Athemzug Göthe's für sein Herz verantwortlich. Er sieht ihn immer in seiner Vollendung, aus der er nach Gefallen emanirt. Göthe mag viel verbrochen und der Literatur viel geschadet haben. Aber Menzel sagt: Er wollte Etwas verbrechen, er wollte der Literatur schaden. Göthe steht da, wie die beiden Fässer des Hesiod, hier die Tugend, dort das Laster. Und Göthe soll immer nur in den lasterhaften Kübel gegriffen, und aus ihm jede Niederträchtigkeit nur so aus Muthwillen über die Nation ausgesprengt haben! Endlich soll Göthe ohne alle Originalität gewesen sein, er soll bald Rousseau, bald Lessing, bald Voß haben nachahmen wollen, wie es denn für Menzel entschieden ist (III. S. 381), daß „ohne Schiller's Concurrenz keine Iphigenie und kein Tasso entstanden wäre." Menzel schießt diesen schönen Bock in Betreff des Jambus. Er behauptet, Göthe habe Schiller's Jambentragödien nachahmen wollen. Wann schrieb Schiller seine erste Tragödie in Jamben?

Ich glaube, zu einer Zeit, wo Iphigenie und Taſſo ſchon alle Herzen der Nation mit dem heiligen, göttlichen Feuer der ſtillen, entſagenden Leidenſchaft beſeeligt hatten.

Der vierte Band beginnt mit einem neuen Irrthume, den Menzel in die deutſche Literatur eingeführt hat. Er hat zum erſten Male den deutſchen Süden vom deutſchen Norden getrennt, und dem erſteren auf Koſten des lezteren geſchmeichelt. Wie unpatriotiſch das iſt, eben ſo falſch ſind die Kennzeichen, die bei ihm Norden und Süden tragen. Alles, was er vom deutſchen Süden Preiſendes ſagt, gebührt im eigentlichſten Sinne den Norddeutſchen. Norddeutſchland iſt der Sitz der einfachen, ſinnigen Familie, des alten patriarchaliſchen Herkommens, die Heimat des poetiſchen Mährchenglaubens, die Heimat der Gaſtfreundſchaft und der innigen, idealiſchen Herzensbeſchauung. Aus Norddeutſchland ſtammt der Tiefſinn und die Beſcheidenheit. Wo ſind dir die Menſchen freundlicher begegnet, wenn

du wanderteſt? Wo waren ihre Sitten die einfachſten und rührendſten, wo wurdeſt du unter Herzlichkeiten erdrückt, wo waren die Menſchen aufrichtiger? In Norddeutſchland. Der deutſche Süden iſt ſtockig, egoiſtiſch, reflektiv, ironiſch, politiſcher Kannengießer, aufgeklärter als der Norden, und doch nicht freiſinniger, wenn es auf das ewige Recht der Vernunft und des Glaubens ankommt. Im Norden beſizt man und iſt reich, im Süden erwirbt man und will es werden. Im Norden iſt der Bauer ein freiherrlicher Grundeigenthümer, im Süden ein Ackerknecht, der aus der Hand in den Mund arbeitet. Der Süden iſt kalt, mürriſch, altklug: der Norden iſt naiv und nicht ſo geſcheut, wie der Süden, weil der Süddeutſche mehr Geſchichte erfahren hat und ihn ſeine Vielſtaaterei immer lebendig und oppoſitiv erhält. Kann es eine herzloſere Plumpheit geben, als mit der in Baden, Würtemberg und Baiern die Leute gegeneinander umgehen? Scheint Einer des Andern zu bedürfen und blicken ſie ſich als Freunde und Verwandte

an? Kommt in den Norden! Die Natur iſt ärmer, aber die Herzen ſind reich, die Gaſtfreundſchaft hat aller Orten ihre Thore offen, Gruß und Handſchlag gelten noch von Weſtphalens Gauen an, in Holſtein, in dem patriarchaliſchen Hamburg, in Hannover, am Harz, bis zu den biedern Pommern hin! Wo ſind die Beamten fühlloſer, roher und ſerviler? Nur im Süden. Wo läßt man ſich allein die Grobheiten des Schreibervolks gefallen? Im Süden. Mit einem Worte, Menzel hat die Höflichkeit gegen den Süden ſo weit getrieben, bis er den Norden verrathen hat. Daß der Norden es war, der die Familie in die Poeſie einführte, gebührte dem Norden. Hätte Herr Menzel den Norden anderswo kennen lernen, als bei ſeinen Wanderungen durch die ſandige Lauſitz, ſo würde er einſehen, daß ſein Räſonnement im Anfang des vierten Bandes auf lauter unbegründeten Vorausſetzungen beruht.

Ich würde als Literator die Auswüchſe der Sentimentalität niemals in Abrede ſtellen, den

Stamm ſelbſt aber nicht gleich an ſeiner Wurzel angreifen. Menzel verſteht nur eines, plump zu ſein. Denn ſeine Anklagen der Sentimentalität beruhen am wenigſten auf einer Kenntniß des menſchlichen Herzens. Wenn die Sentimentalität zulezt Bosheit werden kann, wie Menzel, der wenigſtens die leztre genau kennt, behauptet, ſo iſt doch unpſychologiſch, daß je ein Laſter abſichtlich als Laſter geübt wurde. Alle Verbrechen wurden mit einem Scheine begangen, der den Verbrecher gegen die Einrede ſeines Gewiſſens ſchützen konnte. Wenn die Sentimentalität ſchlecht wird, ſo wird ſie es nicht aus Gemeinheit, wie die Lehre Menzels iſt, ſondern aus Schwäche. Unſer Literarhiſtoriker beſizt einen Rigorismus, der ihn zu einem würdigen Executor der Halsgerichtsordnung im alten Styl gemacht haben würde. Er will ſich zu einem Vertheidiger der Humanität gegen Jarcke und Feuerbach aufwerfen, und begeht in ſeinem Fache Grauſamkeiten, für welche er nicht einmal ein Prinzip hat, falls man nicht die

Unkenntniß des menschlichen Herzens ein Prinzip nennen will.

Die Haltlosigkeit der Menzelschen Methode offenbart sich überall. Er tadelt an Lafontaine die Spießbürgerlichkeit. Gut; aber warum lobst du sie an Jean Paul? Es ist leicht sagen: Jean Paul hatte mehr Geist, als jener; aber darum dreht sich der Streit. Wenn die größere oder geringere Geistesgabe entscheidet, wozu dienen dann alle deine Divisionen? Dann gibt es nur drei Capitel: das Genie, das Talent, der Plunder! und nun mögen sie Objecte haben, welche sie wollen. Uebrigens hat sich Menzel auch diesmal wieder rühmlich gegen die Frauen bewährt. Massenweise hat er sie niedergeworfen. Hier wird seine Feder immer siegreich sein, und blutige Triumphe feiern. Wie sie zittern die armen schriftstellernden Damen! Wie er gräßlich sich an ihrem weißen Blute lechzt! Das muß man sagen: Hier weiß Menzel seine Tapferkeit zu bewähren.

Jezt ergreift den Verfaſſer die Berſerkerwuth. Ein nächſtes Kapitel iſt den Stürmern und Drängern gewidmet. Wir wiſſen alle, daß die ſiebziger und achtziger Jahre unſrer Literatur mit dem Namen der Sturm- und Drangperiode bezeichnet werde. Menzel dehnte aber dieſen Raum willkürlich bis auf die neuere Zeit aus und faßt unter dem Namen der Stürmer und Dränger alle die Autoren zuſammen, die ſo wie er an der Tobſucht gelitten haben. Hier iſt es auch, wo Tieck ein nationaler Dichter genannt wird! Tieck, der mit allen Nationen gebuhlt hat, ein nationaler Dichter! Welch' ein Sporn der Nacheiferung, der einem ſo ausgetretenen Schuhe angeſezt wird, wie Tieck!

So ſchließt die Anzahl von Lieferungen, die mir bis jezt von dem Buche Menzels in einer allen literariſchen Anſtand verletzenden lüderlichen Ausſtattung vorlagen. Schon wegen ihrer typographiſchen Fehler eignet ſich dieſe Literargeſchichte für die Ju-

gend nicht; denn sie würde mit den widersinnigsten Namenangaben confus gemacht werden. Fabrikarbeit! Aeusserlich und innerlich!

Fasse man nun einmal das Resultat dieser durchaus thatsächlichen Kritik zusammen und bedenke einen Kopf, der von diesen mit so viel leidenschaftlicher Grimasse, mit so viel Vergeudung besserer Seelenstoffe, mit einer solchen machiavellistischen auf die Jugend berechneten Schlauheit vorgetragenen Lehre ganz überhizt ist; so wird man einsehen, welch einen Contrast die Schlußdarstellung des Buches gegen das Vorangegangene abgeben muß. Aus Menzels wahnsinniger Mißhandlung der Geschichte und seiner pietätslosen Verfolgung der großen Geister unserer Nation hätte eine Schule entstehen müssen, die das geistige Leben eines ganzen Volkes zertrümmerte und gemordet hätte, statt daß diese Schule sich eines Bessern besann und wenn auch auf gefahrvollem und noch labyrinthischem Wege, dennoch nach höheren Idealen

ſtrebte. Was an dieſer Schule krankhaft iſt, iſt es durch das böſe Beiſpiel Menzels, was geſund, das verdankt ſie ſich ſelbſt. Ihr Ringen und Kämpfen iſt Emanzipation von einer Tendenz, die das Nationalleben an den Abgrund des Verderbens geführt hat, der Sieg dieſer Männer wird ſein, daß ſie ſich ſelbſt gefunden haben.

Wollt' ich mich in die Meinung Jemandes verſetzen, der, unabhängig von der Partei, auch nicht einmal durch die Seichtigkeit Menzels abgeſchreckt wäre, daß er Alles, was Jener ſagen kann, für unwahr hält; ſo wird die conſtatirte Thatſache der neuern Kämpfe immer auf folgende zwei Gedankenreihen hinauskommen: Menzel hat die Tugend in Schutz genommen, Menzel hat das Vaterland vertheidigt, Menzel hat nicht nur das Chriſtenthum, ſondern überhaupt die Religion gerettet. Wodurch erreicht' er Dies? Durch die zweite unmittelbare Gedankenreihe: Menzel hat die bürgerliche Exiſtenz ſeiner Gegner unter-

graben, Menzel hat im Augenblick ihrer Noth sie noch mit Füßen getreten. Menzel hat die Verirrungen der poetischen harmlosen Produktion auf persönliche Ursprünge zurückgeführt. Menzel hat eine Stille im Lande bewirkt, die etwas Grauenhaftes hat. Wer könnte ihm unbedingt beistimmen, selbst wenn er die Gegner verwerfen müßte?

Dies Gefühl ist thatsächlich, ist die Quelle des künftigen richtigeren Urtheils. Jemand, der die Tugend, das Vaterland und die Religion vertheidigt, muß es nicht mit einer Wirkung thun, die bitter ist für Alle. Er muß irgend worin gefehlt haben. Und Alle werden sagen: Er übertrieb, er war gemein, er brauchte schlechte Mittel. Man wird die Tugend lieben, aber Niemand wird noch glauben, daß sie gefährdet war. Man wird sich an das Vaterland halten, ohne zu finden, daß man es verrathen wollte. Man wird die Religion in sein Herz einführen und wird sich gestehen müssen, daß Niemand die Macht

hatte, ſie zu tödten. Das iſt es: Tugend, Vaterland und Religion ſind organiſche Begriffe, die niemals ausgehen, die zu vertheidigen immer nur ein halbes Verdienſt iſt, weil ſie Niemand erfunden hat. Aber etwas Ganzes, Vollkommnes, Nichtüberliefertes, ſondern Ureignes iſt das Talent, iſt die Schönheit, iſt das Streben nach der Wahrheit, iſt das Kämpfen und Ringen nach einem hohen, die Nation und die Welt befördernden Ziele, iſt Alles Dasjenige, was Menzel mit Füßen getreten hat, ohne es tödten zu können. Man kann eine Vergangenheit tödten, aber das Unvergängliche und immer Siegreiche iſt die Zukunft.

Ich verlange von Niemanden eine Beiſtimmung zu meinen bisherigen Entgegnungen gegen Menzel. Aber wenn er auf die Thatſachen, die ich ihm hier vorgehalten habe, aufs Neue mit allgemeinen Verketzerungen und ſpeziellen Gemeinheiten antworten ſollte, dann urtheilt! Ich habe hier meinen beſten Willen gezeigt, dieſen Streit auf etwas Erfleckliches

und Gediegenes zurückzuführen; weicht er aus, will er mit Koth gegen ein Schwert kämpfen, dann überlass' ich ihn Euch, die Ihr ihm nicht eher beispringen werdet, bis ihm nicht, wie lärmenden Kanarienvögeln, von zu lautem Toben vielleicht eine Ader am Halse springt!

Frankfurt am Main im Mai 1836.

K. Gutzkow.

Literariſche Induſtrie.

Der alte Buchhandel beſaß, ich will nicht ſagen mehr Geld, aber ein wenig mehr Stolz als der jetzige. Mit verſchränkten Armen ſtand er an der Thüre ſeines Ladens, noch lockten keine Plakate und große Kupferwerke an den Aushängefenſtern das vorübergehende Publikum, der alte Buchhandel griff die Leute nicht gewaltſam an: La vie et la bourse! Das alte Buchhändler-Geſchäft hatte auf den gebahnten Straßen des Bedürfniſſes ſeinen ſehr gemeſſenen

Gang: das Bedürfniß war das bittende, ein freies, kein erzwungenes. Es gab Firmen, welche sechsspännig fuhren; doch schon im vorigen Jahrhundert geriethen die Gelehrten darüber in Verzweiflung, und Lessing wollte seine Schriften auf eigene Rechnung verlegen. Allein Nicolai sagte, er würde schon sehen, wie weit man damit käme.

Die Journalistik hat den alten Buchhandel zu Grund gerichtet; denn die Journale veranlaßten die Lesezirkel und die Lesezirkel absorbirten die Kauflust der Privatleute. So wurden denn zwei Dinge nothwendig: neue Käufer zu gewinnen und die Waare selbst von Außen in eine andere Gestalt zu bringen.

Der neue Buchhandel gründete sich auf Nichts; aber will man Muth haben und Genie, so muß man mit Schulden anfangen. Seht, dort wird ein neuer Laden ausgebrochen! was soll dort verkauft werden? Bücher. Du lieber

Gott! ich brauche keine Bücher, meine Frau braucht keine Bücher, mein Vater braucht keine Bücher, meine Kinder brauchen den Ferbitz, den Splittegarb, den Kinderfreund, aber sie brauchen keine Bücher.

Es scheint nun, daß man das närrische Volk betrügen muß. Es sieht in den Büchern nur den Luxus, das Angenehme; man muß es zwingen, das Werthvolle darin zu finden. Aber noch immer steht der junge Anfänger hinter seinen geschmückten Glasfenstern, auf welche die Sonne brennt. Treten Sie herein, meine Herren, der Leipziger Ballen ist angekommen, Brüsseler Nachdruck, Romane von Fürst und Kollmann, **Tutti frutti!** Ja die Leute hören nicht. Auf der Börse, im Amte, draußen auf der Zollwage haben sie zu thun. Was Literatur! Narrenspossen!

Aber mein junger Buchhändler verzweifelt nicht, er greift nach dem Wohnungsanzeiger der Stadt und streicht

ſich mit Rothſtift die Adreſſen aller der Menſchen an, welche im Orte auf Bildung Anſpruch machen ſollten, oder doch wenigſtens Vermögen beſitzen; es iſt nicht Philoſophie, Bedürfniſſe zu befriedigen, ſondern Bedürfniſſe zu ſchaffen. Anzeigen, Subſcriptionsliſten, bibliographiſche Berichte werden um Bücher geſchlagen, die à condition anvertraut ſind. Jezt ſchreibt der ſchlaue Spekulant: — Ew. Wohlgeboren erhalten anbei zu gefälliger Einſicht — und dann folgt Titel und Werth eines der werthloſen Bücher, mit welchen ſich die Kritik unſerer Tage beſchäftigen muß; das Ganze gibt ein hübſches Paket und geht nun dreiſt an eine Adreſſe ab, welche nie mit dem Reich der Ideen, mit der Kunſt, mit **Schiller** und **Göthe**, am wenigſten aber mit dem jungen Anfänger je in einer Verbindung ſtand.

Das Paket kommt an. Was iſt Das? Was ſoll Das? Wozu Das? Wer wollte Das?

Bitte! öffnen Sie nur!

Man öffnet, die Familie ſteht herum, neugierig, man lieſt: — Ew. Wohlgeboren erhalten anbei zur gefälligen Einſicht —

Von Wem? Von Wem habe ich Etwas zu erhalten? Wer braucht mir unaufgefordert Gefälligkeiten zu erweiſen?

Der Sortiments-, Kunſt- und Muſikalienhändler Mauſer —

Mauſer? Ich kenne keinen Mauſer!

Ach, der junge Mann da — ſagt die Frau. Ach, der junge Mann auf dem Ball da — ſagt die Tochter. Ja ſo, der da mit ſeinem neuen Laden — der Vater. Man lieſt, man rechnet, man fühlt ſich geehrt, man zahlt. Der junge Anfänger lacht: er hat Kundſchaft. Die Literatur hat einen neuen Abſatzweg. Wir verdanken dem jungen Mann brave Menſchen, welche ſich bilden wollen, die

Digitized by Google

Wahrheit zu befördern ſuchen, und eine Ehre darein ſetzen, ihren Kindern eine Bibliothek zu hinterlaſſen.

Dies Bild klärt uns das Glück auf, welches in unſern Tagen die Heftweiſe- und die Pfennigs-Literatur gemacht hat. Denn es iſt, wenn auch nicht immer wohlfeile Literatur, die hier vertrieben wurde, doch bequem zahlbare, da ſie ſich nur in kleinen Raten merklich macht. Auch erfordert die Art, wie die Heftliteratur verbreitet werden muß, eine beſondere Betriebſamkeit des Buchhändlers, welcher Tugend ſich nur der Fleiß junger Leute zu unterziehen gewohnt iſt. Die alten Firmen verbitten ſich Zuſendungen dieſer Art; ſie wollen vor Niemanden den Hut abnehmen und ſich nicht ſo rühren, daß ſie ihr Embonpoint verlieren könnten. Es leben die alten Firmen!

Die löblichen Herren Buchhändler erlebten in neueſter Zeit mancherlei Aufregung. Es erſchienen nämlich vor zwei Jahren plötzlich einige Artikel über die neue deutſche Buchhandlungs-Verfaſſung, von denen man eben ſo wenig wußte, von wo ſie kamen, wie man von der andern weiß, von wo ſie kommen wird. Der Widerſpruch dagegen war mannigfach. Zunächſt wollten die Autoren das Urrecht ihrer Bücher nicht aufgeben und erklärten, der Buchhandel wäre für ſie kein zünftiges Muß, ſondern eine erleichternde Gefälligkeit. Das größte Hinderniß des Entwurfes lag in ſeiner wunderlichen Verknüpfung der Zenſur mit dem Nachdruck. Zenſur iſt eine temporäre Maßregel, Nachdruck ein ewiges Unrecht. Wie konnte das Eine für das Andere verpflichtend gemacht werden? Wie konnte man ſagen: ich ſchütze dich vor dem Diebſtahl, wenn du mich vor deinem Leichtſinne ſchützeſt? Eine aprioriſtiſche, erſchöpfende Geſetz-

gebung mußte ſelbſt diejenigen Bücher vor dem Nachdruck ſicher ſtellen, welche nicht, wie man zu verlangen ſchien, mit einem beſonderen Stempel der Behörde verſehen waren. Ich gebe zu, daß ein unzenſirtes Buch unter dieſen Umſtänden unrecht Gut geweſen wäre, aber das Geſetz kann beim Diebſtahl nie fragen, unter welchem Titel das Eigenthum von dem Beraubten beſeſſen wurde. Man ſah dieſen Widerſpruch ein und ſeither verlautete Nichts wieder von dem Entwurfe.

Tiefer wurde der Buchhandel von der Errichtung der Leipziger Börſe und der Herausgabe eines Wochenblattes ergriffen. Denn für den Geſchäftsverkehr erfolgte daraus eine lobenswerthe Oeffentlichkeit. Der Buchhandel iſt eine große Kette von gegenſeitigen Verbindlichkeiten, wo eine die andere in ihren Reciprozitäten munter erhält. Man fühlte auch, wie wichtig die neuen Inſtitutionen waren, und ließ Salbung

und Weihe über ſich kommen. Wie bieder ſprach ſich nicht zuweilen der alte Perthes aus! Der Grundſtein der Börſe wurde mit einer erhebenden Feierlichkeit gelegt; ja der Enthuſiasmus, daß nun Alles prompt bezahlen wolle, war ſo groß, daß die Buchhändler ſogar beſchloſſen, ſich lithographiren zu laſſen, auf daß ſie an einander einen ewigen Augenſpiegel nehmen könnten. Schon ſind mehrere Hefte der Galerie deutſcher Buchhändler erſchienen und laſſen ſich als ein würdiges Seitenſtück zu **Lavater's Phyſiognomik** betrachten.

Als ich zu Anfang des Jahres 1834 in Leipzig war, verſammelte eine neue Erſcheinung, die ſich täglich in der Grimmaiſchen Gaſſe des Nachmittags wiederholte, eine Menge neugieriger Zuſchauer. Man befindet ſich vor dem eleganten Gewölbe des Buchhändlers Boſſange père aus Paris.

Vor den ſteinernen Stiegen des Ladens hält ein kleines geſchmackvolles Cabriolet, das mit einem großen geflochtenen Korbe, der an der hinteren Seite verſchloſſen werden kann, bedeckt iſt. Ein Graukopf in Schuhen, mit blauem Frack und feiner Wäſche, in ſeiner aufrechten und gewandten Haltung den Franzoſen verrathend, hält den eingeſchirrten ſtampfenden Fuchs kurz am Zügel und beobachtet eine Menge junger Leute, die ſich große Ballen gedruckten Papieres zureichen, um ſie ſorgfältig von hinten in den gelben Korb zu verpacken.

Das ſind die neuen Numern des Pfennigmagazins! Ja das Pfennigmagazin hat ſich Wagen und Pferde angeſchafft, es fährt bei den Leipziger Commiſſionären vor, es erwartet, daß man herbeiſpringt, um es bequem heraus zu heben. Wagenlenker, Buchhalter, Handknechte, Lehrlinge umgeben das Cabriolet; Alles blickt freundlich, die

Hände werden mit Seligkeit gerieben, denn es handelt ſich um Tauſende von Exemplaren und um eben ſo viel Thaler.

Boſſange père iſt ſtolz auf ſeine Erfindung, man ſagte mir, daß er ſich oft mit Napoleon vergliche, weil er eine unzertrennliche Alliance zwiſchen Deutſchland und Frankreich hervorgebracht hätte. **La librairie en Allemagne** — pflegt er zu ſagen — **n'était jusqu'alors qu'une chimaire; moi j'étais le premier à montrer ce que c'est que d'avoir une idée. Mon magazin etait une idée, mais une idée-vérité.**

Der ſtolze Mann ſagte nicht zu viel, denn es handelte ſich um eine Wahrheit von **50,000** Exemplaren, einen aufgehaltenen Banquerot, um eine glänzende Zukunft, um eine Wahrheit, welche ſich Pferde und Wagen hatte anſchaffen können.

Nachahmungen ertrug Herr Boſſange mit Gleichmuth;

Digitized by Google

er wollte aus Papiermangel nach Karlsruhe ziehen, woselbst die Lumpen aus der Schweiz, aus Frankreich und aus ganz Süddeutschland zusammen kommen. In Sachsen, Böhmen und der Lausitz braucht man die Lumpen, um sich darein zu kleiden.

In England hat sich bereits gegen die Pfenniginduſtrie ein Widerspruch erhoben, und wenn er bei uns ausbleiben sollte, so liegt es in der Verschiedenheit der deutschen Verhältnisse von den englischen. Denn ist die Wohlfeilheit bei uns eine Neuerung? Unsere Literatur wurde niemals zu hohen Preisen angeschlagen, wir übersezten zu viel und drückten den Werth der Originale herab. Der Buchhandel hatte keine Gesetze, Anarchie und Verwirrung waren in diesem republikanischen Induſtriezweig immer hergebracht. Wo haben wir ein sichtbares Publikum, wo jene Autoren, deren Werke um jeden Preis gelesen würden?

Die ungeheuere in Deutschland aufgestapelte Papiermasse gibt von selbst schon den Eindruck einer gewissen Werthlosigkeit. Es ist hergebracht bei uns, daß der beste Fortgang eines Buches darin liegt, es so wohlfeil als möglich zu machen, Schulbücher z. B. schon halb wie Maculatur zu rechnen. Also konnte man nicht sagen, daß die Preise der Literatur bedroht wären.

Etwas Anderes ist es um die Gefahr, in welche die Autoren durch die Pfenniglitteratur zu kommen glauben. Sie sagen ungefähr Folgendes: Der Inhalt dieser neuen Literatur besteht zum kleinsten Theile aus Originalartikeln, zum größten Theile aus Uebersetzungen. Das ist eine Literatur, welche durch die gedankenlose Hand eines Uebersetzers schnell hergestellt ist und für deutsche Kunst oder Gelehrsamkeit keine Reaction zurückläßt. Und wird die Kauflust des Publikums in demselben Augenblicke, wo sie erregt ist,

nicht ſchon wieder verſchleudert? Ja, das Publikum wird auf die Länge einſehen, daß eine Menge kleiner Geldſteuern zulezt gleichfalls eine große Summe bilden, und daß es ſein Vermögen an eine gehaltloſe, durch ihre Unbeholfenheit läſtige Literatur verſchwendet hat. Wenn es ſich um die Beförderung wahrhaft nüzlicher patriotiſcher Zwecke handelt, wird es nicht dafür kälter werden? Auch ſind wir Dichter; wir bedürfen eine im Publikum leicht erregte Phantaſie; aber bei dieſen regellos zuſammen geworfenen realiſtiſchen Curioſitäten erkaltet die Phantaſie, und Leiſtungen, die ſowohl die Einbildungskraft angenehm beſchäftigen, wie das moraliſche Gefühl veredeln, werden keine Theilnahme mehr finden.

Wir geſtehen dieſen Klagen nur eine halbe Wahrheit zu; denn ſie halten ſich auf einer oberflächlichen Anſicht der Verhältniſſe und greifen der Zukunft vor, die vielleicht

andere Folgen des ſcheinbar einreißenden Verderbens aufweiſen dürfte. Die Verbreitung gemeinnütziger Kenntniſſe iſt zwar beſchämend, wenn man bedenkt, daß plötzlich die Sucht, ſich unterrichten zu wollen, über Völker gekommen iſt, welche ſich für die gebildetſten der Erde halten; aber die Kenntniſſe fehlen und Thatſachen der Geſchichte, des Völkerlebens und der Natur können nun auf eine wohlfeile Weiſe ſchnell erworben werden. Das Prinzip unſerer Zeit iſt der Egoismus der Induſtrie, die Völker bedürfen einer populären Aufklärung über ihre Vortheile, und Niemand mehr als die Deutſchen, für welche durch den jüngſt abgeſchloſſenen Zollverband der Wetteifer mit der engliſchen Gewerbsthätigkeit eine Lebensfrage geworden iſt. Ueber die Vereinfachung der Gewerbe, über die Benutzung phyſikaliſcher, chemiſcher und namentlich mechaniſcher Kräfte und Geſetze zu ſeinen induſtriellen Arbeiten iſt Deutſchland viel

zu wenig unterrichtet, ja es fehlt selbst an vielen Orten die Bekanntschaft damit, wie man Localbegünstigungen, z. B. Steinkohlen- und Torflager in das Interesse seines Gewerbes ziehen kann. Es ist zu beklagen, daß das einzige unter den deutschen Pfennigblättern, welches eine Bestimmung dieser Art in seinen Plan aufgenommen hatte, das Nationalmagazin, zu erscheinen aufhörte; aber die Uebrigen hätten einsehen sollen, daß man, um die Theilnahme des Publikums fortdauernd zu behalten, sich diesem Beispiele anschließen mußte. Es hätten deutsche Gewerbsverständige, Kenner des heimischen Bodens, Fabrikanten, welche weniger Theoretiker als Routiniers in ihrem Fache sind, in das Interesse gezogen werden müssen. Doch scheint es, als wolle man sich durch eine solche Behandlung dieser populären Literatur die Anerkennung der Nation nicht verdienen. Man zieht vor, kleine Holzschnitte zu geben, wie der Casuar seine

Eier legt und die Nordpolbewohner mit Hunden Schlitten fahren; man rechnet auf die Kinder und kauft die Blätter nur im Intereſſe der Erziehung.

Nichts deſto weniger iſt es unwahr, daß durch die Pfenniglitteratur die Kaufluſt verſchleudert wird; denn man ſehe ſich nur um! Wer ſind denn die Kaufenden? Leute, die den Buchhändler ſonſt nur um **Rochow's** Schulfreund oder den kleinen Katechismus anſprachen, Leute, die ſich noch Nichts gekauft hatten, als kurz nach ihrer Verheirathung ein Geſangbuch. Wenn dieſe guten Leute, durch die großen Plakatbogen gelockt, in den Laden treten und es nach langer Verlegenheit endlich herausbringen, daß ſie **144** Pfennige an das erſte Quartal des Pfennigmagazins ſetzen wollen, wo iſt da eine Verſchleuderung? Liegt nicht in dieſer ſimplen Pränumeration eine hübſche Anerkennung des Druck- und Bücherweſens? Das iſt es; durch die

verſchrieene Neuerung wurde dem Buchhandel eine ganz neue Klaſſe von Käufern und Intereſſenten gewonnen, zuverläſſige, ehrliche Leute, die pünktlich mit ihren Sparpfennigen erſcheinen, tüchtige und geſunde, die der Buchhändler leicht für ein gemeinnütziges Unternehmen gewinnen kann. Und wenn dieſe neue Handelsverbindung auch jährlich höchſtens nur mit ſechs bis acht Thalern erſcheint, ſo erſcheint ſie doch in Maſſe und muß ſich täglich vermehren; denn Kaufluſt ſteckt an und beſchämt, und wenn ein Rekrut des Bücherkaufs wohl gar bemittelt iſt, ſo wird er bald in die Reihen der alten Intereſſenten eintreten.

Soll man es ſagen, ſo handelt es ſich nur darum, daß der Buchhandel eine neue Phyſiognomie angenommen hat. Die Art des Verkaufes iſt neu geworden. In Frankreich werden **Thiers, Mignet, Guizot, Cuvier** heftweiſe

aufgelegt; denn in dieſer Form ſind ſie ſchnell geleſen und, wie man ſich überredet, wohlfeil, ſie ſind bequem verbreitet durch Colporteurs, welche ſich in größeren Städten bald als ambulante Buchläden organiſiren. Auch in Deutſchland beſitzen wir ſchon einige ausgezeichnete Schriften, die ihre Verbreitung auf genanntem Wege gefunden haben, und um aller Theile, der Kaufenden, Schreibenden und Verlegenden willen iſt es zu wünſchen, daß wir noch mehrere Werke dieſer Art entſtehen ſehen. Pfennigliteratur iſt ein Auswuchs, eine luxurirende Conſequenz dieſer Art des Buchhandels, und kann als eine Garantie betrachtet werden, welche uns den Beſtand der lezteren ſichert. Namentlich zeigt ſie, daß auch die Zeitſchriften einen ähnlichen Weg nehmen müſſen, denn aus welchem Umſtand anders erklärte ſich die auffallend geringe Zahl von Abnehmern deutſcher Journale, als daß unſere Journale jezt nur noch für Zirkel und

Geſellſchaften und nicht mehr für den Privatmann exiſtiren? Wenn man das Zerblättern in zahlloſe Numern aufhöbe, den Inhalt in Hefte bände, dieſe zwei=, drei=, viermal im Monat verſendete und es den Abnehmern überließe, ob ſie für das Ganze oder für jede einzelne Lieferung bezahlen wollten, ſo würde man einen ganz neuen Aufſchwung des Journalbetriebs wahrnehmen.

Die Abſtumpfung für Belletriſtik durch die Pfennigliteratur iſt keine ungegründete Beſorgniß; doch müſſen wir ſie in einem anderen Lichte ſehen. Das Genie kann hier nur Vortheile, keine Nachtheile haben; denn ſchon ſeit Jahren kämpft die Kritik vergebens gegen die belletriſtiſche Ueberflutung. Es muß endlich ſo weit kommen, daß ſich die Literatur ſelbſt zu helfen ſucht, und ſie hilft ſich, faſt möchte man ſagen, homöopathiſch: gegen Schriften, welche keinen Pfennig werth ſind, durch ſolche, welche in der That

nur einen Pfennig koſten. Was muß geſchehen, wenn die Pfenniglitteratur kein Papier mehr finden kann. Die alten Bücherlager müſſen ausgeräumt und die 1000 ſchlechten Fabrikate der früheren Ueberſchwemmung über Bord in die Papiermühle geworfen werden. Mit ruhigem Auge wollen wir dieſer Procedur zuſehen; unſere Literatur will ſich conſolidiren und kann es nicht anders, als daß ſie in der Gährung den Bodenſatz der ſchlechten Maſſe von ſich ſtößt und ſich nur mit einigen trefflichen Namen und Schriften auf der Höhe zu erhalten ſucht. Früher mußte der geniale Autor mit den Produkten ſeichter Phantaſterei concurriren, und wenn er es jezt mit Bildern und Pfennigmagazinen muß, ſo kann man wohl ſagen, daß man ſich eher eines Gegners, als eines zweifelhaften Freundes erwehrt. Bei einer Nation, die von je her für Das, was neu, originell und Epoche machend iſt,

wenn auch keine bereitwillige Vorliebe, aber doch immer eine kluge Ahnung gehabt hat, kann das Genie mitten unter den Papierfluten der literariſchen Fabrikation um eine Anerkennung unbekümmert bleiben.

Kritik.

In einer gesunden Literatur hat die Kritik kein Uebergewicht, denn richtig angewandt ist die Kritik Heilkunst, und selbst das größte Experiment der Medizin wiegt keine Nacht auf, die man auf einem harten Lager ohne Träume gesund verschläft.

Gute Kritik ist Ausdruck der Mittelmäßigkeit, Durchschnittsmeinung der Denkenden unter einer Nation, sie muß das Niveau bilden über und unter den einseitigen Urtheilen.

Digitized by Google

Ein ächter Kritiker muß zuviel Geiſt haben, um das Ordinäre zu lieben, aber auch zu ſehr Skeptiker ſein, um dem Genie in allen ſeinen Himmel- und Höllenfahrten zu folgen. Seine Frau ſeufzt über einige kleine geniale Anflüge, welche ihn zuweilen ergreifen, die aber den Kindern zu gute kommen, da ſie auf deren Phantaſie wirken. Er iſt gewiſſenhaft, ſtreng, doch hat er zuweilen den Muth, ſelbſt über ſeinen Pedantismus zu lachen. Studien hat er gemacht, das läßt ſich nicht läugnen, voll Gründlichkeit, und niemals würde er in Fächer, welche nicht die ſeinen ſind, hineinpfuſchen; aber ſelbſt in Dem, was ihm zu Gebote ſteht, unterläßt er, ſich mit eigener Schöpferkraft zu verſuchen. Er wird euch immer ſagen, daß er die Menſchen den Büchern vorziehe, und doch häufen ſich dieſe bei ihm zu Bibliotheken an. Jede neue Erſcheinung ergreift er haſtig, und iſt ſie unter ſeinen Händen, ſo macht ſie ihn kalt. Er

liebt das freie Feld, den Wald, Alles was Dichter lieben; doch producirt er ſelber nicht, ſondern denkt nur, wie es der Dichter jezt in ſeiner Lage machen würde. Er hat ein Magazin von Ideen angelegt, verarbeitet auch Einiges, was brav gelingt, ihm aber kein Vergnügen macht. Ein guter Kritiker iſt phlegmatiſch, nicht ohne Witz, jedenfalls ein vortrefflicher Mann, mit dem man eine Stunde redet, und für ein halbes Jahr genug hat, darüber nachzudenken.

Das Vaterland der ächten Kritik iſt England, hier wird ſie wie eine Zunft getrieben, hat ihre Symbole, ihre Gebräuche, ihre Handgriffe, und muß erlernt werden. Die Vorſchule der engliſchen Kritik iſt die Schule ſelbſt, und um urtheilen zu können, muß man von unten auf, von der Pike an gedient haben. Der Kritiker würde praktiziren, wenn er nicht träge, originell wäre und ſchriftſtelleriſche Anlage beſäße. Er würde Bücher ſchreiben, wenn ſeine Kenntniſſe

ein wenig ſyſtematiſcher wären. So werden die engliſchen Kritiker, wenn auch die Plage des Genies, doch nicht ſelten auch die Nemeſis der Arroganz und die Furie der Dummheit. Extravagantes belächeln ſie, weil ſie es an ſich ſelbſt ſchon kennen gelernt haben, ſie widerſprechen der Poeſie, weil die Proſa von der Natur eine Macht bekommen hat, die nicht umgangen werden kann. Ein engliſcher Kritiker iſt ohne Eitelkeit, er tritt ſein Leben lang nicht aus der Anonymität hervor, und macht aus ſeinem Geſchäft eine Profeſſion.

In Deutſchland hat die Kritik eine ganz andere Miſſion übernommen; unſere literariſche Revolution wurde durch ſie eingeleitet. Kritiſche Würgengel und Valkyren ſtürmten über die Literatur der Reſtaurationsperiode her und befreiten uns von einer Vergangenheit, die uns um allen Fortſchritt betrügen zu wollen ſchien. Wir ſahen, wie ſich unſere

Literatur einer wollüſtigen Tendenz der Vernichtung hingab, wie ein unwiderſtehlicher Trieb des Verfallens, ein blaſſer Inſtinkt des Todes ſich unſerer vornehmſten Geiſter bemächtigt und ſich Denen mitgetheilt hatte, welche ohnedies nur Ephemere waren. Nach dem Sturz der romantiſchen Schule wurde die klaſſiſche Periode unſerer Literatur, ſtatt fortgeſezt, angebetet. — Ein Andenken, welches lebenskräftig auf den Nachwuchs der Generation wirken ſollte, verwandelte man in Marmor; mit den Büſten **Schiller** und **Göthe** begann eine Herrſchaft, welche nicht weniger demüthigend iſt, die Herrſchaft des Ruhmes. Der Unterricht machte aus der nächſtvergangenen deutſchen Literatur eine abgeſchloſſene Thatſache für das Gedächtniß, unſere eigenen Väter fielen wie alte Helden ſchon dem Plutarch anheim und rückten in eine ſo nebelhafte, mythiſche Ferne, daß der vom Augenblick privilegirten Jugend Nichts zurück-

blieb als vor Unerreichbarem eine zitternde Andacht. Die Restaurationsperiode überlieferte uns einen Despotismus des Ruhmes, eine Religion **Schiller** und **Göthe**. Die Anbetung brachte die Nachbetung, die Nachbetung die Mittelmäßigkeit, die Mittelmäßigkeit den Plunder. Der Ruhm brachte die Bescheidenheit, die Bescheidenheit die Arroganz und die Arroganz hat Alles in Verwirrung gebracht. —

Wer in diesen zu Grabe getragenen Zeiten Geist hatte, flüchtete sich in die Kritik. Sie übernahm einen ununterbrochenen Feldzug gegen die Herrschaft des Ruhmes und die Prahlerei des Elends. Sie stürzte das Götzenthum und zerrieb den Marmor, welcher auf das Genie so störend wirkte. Sie deckte die Blößen der Nachahmung auf, und machte die Orgien der Mittelmäßigkeit lächerlich. Unbedingte Verneinung, nagte sie an Allem. Die Situation machte, daß sie um Ausdrücke nicht verlegen war, für

Gedankenfülle brauchte ſie nur Keckheit zu geben und hatte ſie keinen Geiſt, ſo machte ſie ſchon der Kontraſt witzig. Kreuzzüge werden am beſten von Bettlern gepredigt, und in dieſem Sinne war **Wolfgang Menzel** ein vortrefflicher Peter von Amiens. —

Das falſche Syſtem dieſes Mannes begann, als die erhizte Kritik nicht Ruhe haben wollte und, behangen von den Schädelguirlanden der Erſchlagenen, das verödete Feld der Literatur ſelbſt in Beſitz nehmen wollte. Die Kritik wurde eine Integration der Literatur, bekleidete ſich mit dem Scheine der Thatſache und wollte durch ſich ſelber Das erſetzen, was ſie weggeräumt hatte; Urtheil und Meinung traten an die Stelle der Kunſt und für die poſitive Dichtung wurde eine zerbröckelnde und die Dinge auseinander ſchälende Reflexion empfohlen; das Publikum verdarb dabei, es hatte dieſem kritiſchen Verfahren für jedes Ding ein

Stichwort, eine Kategorie, einen Witz zu verdanken. Das öffentliche Urtheil wurde altklug, voller Eitelkeit, indifferent, und ein Zweifler ohne Grund. Man hatte so viel appellirt an die Natur, an die Familie, an die Nation, kurz an Dinge, welche Jedem ohne viel Nachdenken gleich bei der Hand sind, daß man überall auf Vorwitz und Bequemlichkeit stieß. Eine Strahlenbrechung von Patriotismus, Uebermuth und Oberflächlichkeit wurde ein kritisches Schiboleth, das anzutasten Existenz und Freiheit kostete. Wir sind hier an einer Stelle, wo die neuesten Thatsachen für sich selber sprechen. —

Ehe die weiter hier einschlagenden Tendenzen von uns erwähnt werden, möchten wir noch an die kürzlich erschienenen gesammelten Schriften von **Wilhelm Neumann** erinnern, denn sie führen uns noch weiter zurück als in die kritische Periode. Sie geben uns ein recht

lebhaftes Bild von Maximen und Manieren, die sich schon seit einer längeren Reihe von Jahren in unserer Literatur nicht mehr geltend zu machen im Stande sind. Es ging lange Zeit eine dunkle Sage von jenen zum größten Theil anonym erschienenen Verdammungsurtheilen moderner Entwickelungen; vielfach angefeindet, treten sie jezt endlich mit offenem Visiere hervor.

Man blickt in ein einsames Zimmer, wo ein hypochondrischer reizbarer Gelehrter, äußerlich in Anspruch genommen als Beamter des Staats, verpflichtet gegen seine Familie im Nebenzimmer, die zeitgenossische Literatur des Erwerbes und des Hasses wegen verfolgt, jede Erscheinung auf diesem Felde seinen Privatleidenschaften unterordnet und überall die Spuren eines einreißenden Barbarismus zu erblicken glaubt. Es ist wahr, die Restaurationsperiode brachte nichts Außerordentliches hervor, ihr Journalismus war eine Misere;

aber ein großer, nur vom Gedanken ergriffener Charakter hätte diese düsteren Eindrücke, welche wie der Alp so schwer auf **Wilhelm Neumann's** kritischen Arbeiten liegen, leicht verwischt. Wenn er auch nicht im Stande gewesen wäre, aus chaotischen Anfängen ein helleres und reicheres Ende zu ahnen, so würde er doch den Kampf gegen seine Zeit nicht mit der Krittelei, mit dem Lamento und Herzzerbrechen geführt haben, wie dieser Kritiker. Da ist in Allem, was er schrieb, Spionage, Verdächtigung, eine polizeiliche Grimasse, welche seine Worte barsch und frostig begleitet. Es liegt immer etwas Exclusives in Dem, was er sagt, und matt und verwelkt liegen diese Kritiken auf dem Sarge ihres verstorbenen Verfassers.

Wilhelm Neumann hatte schon deshalb für die Kritik keinen Beruf, weil er Autodidact war. Männer, welche sich mit Anstrengung auf einen Höhepunkt der

Wiſſenſchaft geſchwungen haben, welche auf Schulen und Universitäten nicht in den Strom mannichfacher verſchiedenartig ringender Talente gezogen wurden, haben keinen Blick für vielſeitige Entwicklung. Der Götzendienſt, welchen ſie mit den Urſachen ihres mühſam errungenen Wiſſens treiben, macht ſie fanatiſch, einſeitig, zähe und intolerant. Autodidacten werden immer gute Leſer, aber ſchlechte Kritiker ſein. —

Die romantiſche Schule hatte in Berlin Debatten veranlaßt, in welche **Wilhelm Neumann** hineingezogen wurde; Parteinehmend für **Tieck** und **Schlegel**, ſonettirte er, triolettiſirte, gerieth jedoch unter jenen Ballaſt ihrer Partei, zu welchem zum Beiſpiel **Wilhelm v. Schütz** gehörte. An einem Romane, Karl's Verſuche und Hinderniſſe, kann man das Witzige und Hübſche, welches er enthält, Niemanden zurechnen, weil zwei ſeiner Freunde

an deſſen Abfaſſung Theil genommen haben. Der Krieg, bürgerliche und Berufsverwickelungen trennten **W. Neumann** von den Muſen, zu denen er ſpäter wieder zurückkehrte. Man weiß dabei wahrlich nicht, ſoll man es rühmen oder beklagen, daß er es nicht als Autor, ſondern als Kritiker that.

Geſchmack und Sinn für Produktion, ohne die Fähigkeit derſelben, können immer einen guten Kritiker machen; **Neumann** würde Etwas in der Kritik geleiſtet haben, wenn er nicht die Halsſtarrigkeit des Autodidacten mit der Galle des Parteigängers vermiſcht hätte; ſeine Maßſtäbe ſind kleinlich, ja ſelbſt ſein Lob verräth den Autor, den die mißglückte Produktion reizt; er zergliedert nicht die Werke, welche ihm zur Beurtheilung vorliegen, ſondern die Autoren, er forſcht der Frage nach, die **Göthe** einmal beſungen hat: woher hat's der Dichter? woher haben **Wilhelm Müller**,

Heine, K. E. Ebert ihre Verse? Es sind oft gründliche Blicke, aber Coulissenblicke, deren Motiv Niemanden gefallen kann.

Die modernen Charakteristiken von **Heinrich Laube** sind Erweiterungen und Ausglättungen von Aufsätzen, welche anderthalb Jahre hindurch einer deutschen Zeitschrift viel Zulauf verschafften. Das reizende Negligee jener Kritik und Darstellung, die **Laube** zu einem sofort gesuchten Autor machten, jene liebenswürdige Vernachlässigung, welche so viele Triumphe davon trug, hat sich hier in einer sehr berechneten und sorgfältigen Toilette gesammelt und herausgegeben. Sonst stiftete der Blick des dunkeln Auges Unheil an, ohne es zu wollen, jezt ist er mit seiner Absicht auf seinen Gegenstand gerichtet. Der Styl, ehemals aufgeschürzt, nackt und in niedergetretenen Schuhen,

etwas ſchlotterhaft, tritt jezt ohne jene Launen auf, welche man vermeidet, wenn man das Bewußtſein ſeines Benehmens hat oder ſich in der Lage weiß, beobachtet zu werden. Der Zufall iſt jezt Plan, die Caprice Zuſammenhang geworden. Man ſieht den jungen Autor auf einer Stufe, die er früher ſelbſt nicht ahnte, die er aber erſteigen mußte, um ſeinem Rufe gerecht zu werden. Es iſt immer gut, wenn man ſich zuſammennimmt und der Achtung, die das Genie verdient, auch eine ſolide Grundlage zu geben ſucht.

Es wäre jedoch ein Verluſt, wenn **Laube** glauben ſollte, es wäre mit ihm zunächſt mehr gewonnen als eine Perſon, er ſollte über das Feuilleton nicht hinausgehen. Das Feuilleton iſt noch immer weit genug, **Lauben** für ſeine Grazien und Antitheſen Raum zu geben. — Die pedantiſche Miene, als wäre es ihr um die Wahrheit zu thun, ſteht nicht der flüchtigen Schönheit. Ordnende,

ſyſtematiſche, ſpeculative Momente tauchen in einem Gemüthe, deſſen gewöhnliche Stimmung die Heiterkeit iſt, ſelten auf, und dieſe Stimmung iſt es nicht, welche man haben muß, um **Hegel**, **Herbart** und ſo manche Frage der Wiſſenſchaft und der Hypochondrie zu beurtheilen. Ob **Herbart** gegen **Hegel** Etwas vermag, darüber fragt man ſchwerlich einen Schmetterling; ich rathe **Lauben**, ſich aus einem Gebiete zu entfernen, wo ihn die gelehrten Herren doch nur dulden werden, wenn er ihnen ſeine empfindſame Sprache, ſein beſcheidenes Herz und das ganze Feuer ſeiner Liebe und ſeines Haſſes leiht, um — ſie zu loben.

Um einen Beweis zu geben, wie lieb mir die Beſchäftigung mit dieſem Schriftſteller iſt, will ich einige Details dieſer Charakteriſtiken erwähnen.

Es iſt eine derjenigen Antipathieen, welche übel auf meine Nerven wirkt, wenn ich von Tendenzen höre, welche

in der Zeit liegen ſollen, und von denen ich fühle, daß ſie doch nur in uns ihren Grund haben. In der Moral iſt es hier ſo wie in der Aeſthetik. Wir ſind leicht geneigt, unſere eigenen Fehler dem Charakter der Zeit zuzuſchreiben, der wir angehören, und das Individuum durch das Jahrhundert zu entſchuldigen; dieſelbe Verwirrung herrſcht in unſeren Literaturgeſchichten. Stellt man die Individuen unter das Geſetz irgend einer ſchematiſirenden und rubrizirenden Nothwendigkeit, ſo muß die äſthetiſche Imputation verloren gehen. Ich will hier nur das Theater erwähnen; man kennt die Schwierigkeiten, welche aller Orten die Blüte des Schauſpiels verhindern. Oper, Intendanzen, die Schauſpieler ſelbſt ſtehen im Wege, denn auch dieſe werden, wenn ſie außerordentlich ſind, immer denken, in einem beſſeren Enſemble und mancherlei Nebendingen würde der Reform genug gethan. Ich denke, die Hinderniſſe ſcheinen unüber-

windlich, allein Andere ſagen, ſie ſeien nothwendig. Worin ſieht **Laube** dieſe Nothwendigkeit? In Madame Schröder Devrient, in der Oper. Doch ein einziger Poet ſtürzt dieſe Galanterie um, und die Erſcheinung des Genie's war noch niemals an die Bedingungen der Zeit geknüpft.

Viel Richtiges ſagt **Laube** über **Tieck**. Man kann dieſe Polemik gegen den lezten Reſt der claſſiſch-romantiſchen Periode nicht eifrig genug unterſtützen, denn dies blinde Muſenpferd im alten Styl iſt nicht nur beſonders ſtörriſch und ſchlägt mit den Füßen aus, ſondern wird auch noch immer von einer Tendenz geſattelt, die wir bekämpfen, und die ihn als eine poetiſche Incarnation und Gottheit verehrt. Nun ſollte es aber einen Punkt geben, wo man bei dieſer Polemik inne hält. Man ſollte das Prinzip des Verſtandes, welches ja **Laube** ſelbſt als das Cerebrum dieſer quaſi-poetiſchen Erſcheinung erkennt, feſthalten und

davon die Conſequenzen ziehen. Eine Conſequenz des Verſtandes aber iſt der Witz. **Tieck's** Poeſie iſt eine Pſeudo-Organiſation; aber Wer ihm den Witz abſtreitet, verſteht nicht zu lachen. **Tieck** iſt ein verzogener Schlummerkopf, der ſich drollig über die Menſchen moquirt. Er hat eine objective Komik, welche die menſchlichen Natürlichkeiten copirt, ein eigenthümliches holländiſches Genre, wo die Leute ohne Zwang auftreten in ihrer flanellenen Jacke, in ihren herunterhängenden Strümpfen und den niedergetretenen Hauspantoffeln, die uns immer lachen machen. Wie man auf dem Reſonanzboden eines Klaviers kleine Figuren durch Anſchlagen der Taſten ſpringen laſſen kann, ſo hüpfen auf unſerm Zwergfelle Clemens, Hornvilla, Semmelziege. Das ganze Intereſſe, welches der zerſetzenden und verneinenden Poeſie nicht genommen werden kann, haben die Novellen der ſpäteren Zeit, ſie wirken draſtiſch, wenn

ſie komiſche Situationen ſchildern. Dies Alles beſtreitet **Laube** mit einer Keckheit, die einzig iſt. Hat er eine Sache, für welche er ſpricht, ſo ſind Irrthümer dieſer Art Fehler, welche ſich nicht verbeſſern laſſen.

Die Diction **Heine's** iſt der Culminationspunkt der modernen Schreibart, ſie hat alle Vorzüge und alle Fehler derſelben. Ihr größter Fehler iſt wohl einer für den ſie ſelbſt nicht kann, nämlich der, daß ſie ſich nachahmen läßt. Dieſe feine muſiviſche Compoſition, dieſe drei-, viermal überbürſtete Einkleidung lächelnder Gedanken, dieſe, ſogar im Erhabenen noch immer beobachtete Beobachtung ihrer ſelbſt, könnte Methode werden, da ſie ordentlich ihre Regeln hat. Alles heiniſirt, Alles miſcht den Scherz in den Ernſt, ſezt die conkreten Bilder für abſtrakte Begriffe, gibt den Theil für das Ganze, und hat für das Erhabene eine eigenthümliche Verbindung der Sätze, die in einem gewiſſen

Fortſpinnen des Perioden durch träumeriſch-gedankenloſe Verbindungspartikel beſteht. Jeder, der heute ſchön ſchreiben will, muß einen Theil von **Heine** borgen, doch gibt es mancherlei Erlöſungen von dem Extreme dieſer Diction; ſie ſollte bei **Laube** in der Naivität liegen. Ich fürchte, daß ſeine Verſuche im **Göthe**'ſchen Style kein rechtes Gegenmittel ſind.

Theodor Mundt behauptet in den Schriften bunter Reihe, daß der Charakter unſerer gegenwärtigen Literaturperiode in einer ſo glänzenden Proſa liege, wie man ſie bisher in Deutſchland nicht gekannt hat. Dies iſt eine ſo gewiſſe Thatſache, daß wir nur gewünſcht hätten, **Mundt** hätte für ſeinen Satz glücklichere Exempel in jenem Buche angeführt. **Heine**, deſſen Meiſterſchaft er in dieſer Rückſicht beſtreiten will, bleibt der unübertroffene Matador

dieſer neuen Stylſchöpfungen, während die von **Mundt** genannten Namen, bei aller Achtung, welche ſie verdienen, doch noch jener verſchollenen Manier langer, ſchmachtender Perioden und jenem Style angehören, welchen man vorzugsweiſe den Hochwohlgebornen nennen könnte. Ich meine einen vorzüglichen Mann, Herrn **Varnhagen von Enſe.** Selbſt die Kunſt der Antitheſe iſt nicht der Vorzug dieſer neuen Proſa. Die Antitheſe iſt ſo oft der Tyrann des Gedankens.

Die alte Proſa war nur Ausdruck; ſie nahm die Sprache als das nächſte Hilfsmittel, in der rohen überlieferten Form, wie ſie die gebildete Wendun des Geſprächs oder der ſtereotype Ausdruck der Schrift obenhin ausgeprägt hatte. Sie ſtand noch nicht auf der Stufe der poetiſchen Intuition, welches die erſte der neuen Proſa iſt. Die Intuition hält die Sprache etwas von ſich zurück, weil

deren hergebrachte ordinäre Ausdrücke die Keuschheit des Gedankens verletzen, weil sie gewöhnlich um neue Anschauungen nur alte abgetragene Kleider, diesen Sprachplunder werfen kann, der leider nur zu oft von der Poesie gestohlen hat. Von der Herrschaft der Perioden, von den gothischen Verschlingungen, von den Regeln der alten Rhetorik, vom Numerus, Wortfall, und allen diesen vereinzelten Vorschriften, welche ihre richtige Seite haben, aber niemals absolut hätten vorgeschrieben werden sollen, wird sich die poetische Intuition zuerst völlig emanzipiren. Die Sprache geht auf den Naturzustand zurück, und sie folgt in größter Decenz und Bescheidenheit nur der Anschauung und dem Gedanken, welcher sich in dem Bereich der Finsterniß, des Lichtes, und der zwischen beiden tastenden Dummheit, Schritt für Schritt vorwärts seinen Weg bahnt. Leise schleicht der Ton der Rede dem sich fortwühlenden Maulwurf

des Gedankens nach; nirgends üppig, nirgends vorſchnell, ſondern wie ein Kind geleitet am Gängelbande der Intuition. Dies iſt der unbeſchreibliche Zauber unſerer neuen Proſa. Denn Natur iſt hier, was die größte Kunſt ſcheint, Natur in ihrer Feierſtunde, wo ſie im ewigen Fluß der Selbſterzeugung in der Wonne des Schaffens dahinſtrömt.

Die zweite Stufe erhebt ſich unmittelbar über die erſte. Jezt iſt die Intuition nicht mehr todt, ſondern ſie wird Energie und produzirt. Poetiſche Produktion waltet durch jene arabeskenartigen Gewinde unſerer modernen Proſa, die ſo wunderlich und ſo verlockend ſind, Produktion, welche dem Genius der Sprache zu Gute kommt. Ein Franzoſe wird erſtaunen, wenn man ihm ſagt, daß der Charakter der Deutſchen etwas einſilbig ſei. Wir ſind an den Ausdruck gewöhnt, aber dem Franzoſen iſt die Einſilbigkeit nur im alphabetiſchen Sinne geläufig. Er wird in der

Uebertragung des Figürlichen auf das Geiſtige ſchwelgen, und nicht die Zeit erwarten können, wo er öffentlich in Paris im Angeſicht der Akademie, der Autorität des Dictionnairs, und des Miniſteriums zum Trotz einmal zu ſagen wagt: Monsieur **Guizot** est un ministre monosyllabe! Zwar ſind in Deutſchland dieſe Figürlichkeiten ſchon zum großen Theile verwiſcht, aber doch kann man ſie wieder zu einer neuen ſtyliſtiſchen Schöpfung gleichſam aufſchraffiren. Von einer Bereicherung des Sprachſchatzes kann in dieſer Hinſicht wohl nicht geſprochen werden, wohl aber von dreiſten und glücklichen Griffen aus ſeiner unverſiegbaren Quelle.

Die Herrſchaft des Gedankens wird hier Alles entſcheiden, jenes Gedankens, den unſere Vorgänger von geſtern ſo ziemlich aus der Literatur hinausgeſchrieben haben. Man wollte, daß Alles Poeſie wäre, und gab

Verwaſchung, Waſſerfarbe, Paſtell, Schmetterlingsſtaub dafür aus. Die Operationen des neu entfeſſelten Nachdenkens jedoch werden uns auch eine neue Sprache ſchaffen.

Charaktere und Tendenzen.

Tieck.

Aus den Wirren unſerer Zeit will ſich **Tieck** wie einſt die Göttin der Gerechtigkeit erheben, als das eiſerne Zeitalter kam. Apoll, Parnaß, Hippokrene — mit ſolchen gepuderten Ausdrücken ſucht er das Intereſſe für die Poeſie zu erhalten, und ſelber glaubt er, auf dem Muſenberge als romantiſcher Apollo mit der Violine zu thronen. Er

gibt ſich die Miene, als wolle er aus der ledernen Zeit, deren Fragen um Wahrheit und Freiheit ihn ennuyren, Etwas retten, das wie Poeſie klingt, nämlich die Romantik, und Etwas, was in der That Poeſie iſt, nämlich **Göthe.**

Tieck beſaß vortreffliche Anlagen für das Luſtſpiel. Das Gemeine, die nackte Natürlichkeit der niedern Stände gab er mit drolliger Treue wieder; doch ein poſitiver, ſchaffender und zuſammenfügender Dichter war er niemals. In all ſeinem Dichten objectivirte er ſich ſelbſt, und läßt das Poetiſche gleichſam immer ſelber wünſchen, und darüber nachdenken, wie und ob es poetiſch wäre. Seine in wäſſerigen Reimen ausklingenden lyriſchen Gedichte ſind für die wahre Poeſie nur die Themata. Seine Mährchen ſind künſtliche Beiſpiele zur Theorie und Kritik des Wunderbaren. Ihre Geſtalten ſind verkörperte Elemente Deſſen, was im Mährchen der Kunſtrichter verlangt und gerne ſehen

mag; **Tieck's** Leiſtungen gehen mit einem Worte nur vom Enthuſiasmus des dilettantiſchen Intereſſes aus. —

Tieck vermißt in unſerer Zeit Etwas; vielleicht die blaue Blume der Romantik? den Nihilismus des Genuſſes? **Tieck** behauptet, daß man ſich **Göthe'n** abwende; aber **Göthe** war ein Mann durch und durch; reell, ſicher, taktfeſt, ein Feind der blauen Blume. **Göthe** läßt ſchon ſeinen Werther im Abendrothe auch von Blumen und Blüten reden, aber ſo daß er wie ein halber **Linné** die verſchiedenen Gattungen der Gräſer mit bewunderndem Auge prüft; **Tieck** falſchmünzt **Göthe'n** zu einem Romantiker.

Der erſte Beruf, über die Gegenwart und Zukunft der Literatur und des Lebens zu ſprechen, müßte wohl darin liegen, daß man von den Gährungen auf dieſem Gebiete einen richtigen Begriff hätte. **Tieck** ſieht eine

Menge vereinzelter Elemente, die er aber nicht zu binden weiß. So sehr er die Alten kennt, und bis zum Ekel die Namen **Calderon's, Shakspeare's, Arioſt's,** deren Heiligkeit Niemand antaſtet, wiederholt, ſo ſind ihm die Zeitgenoſſen doch unverſtändlich. Er iſt ſo ſehr in ſeinem alten Anſchauungskreis gebannt, daß er glaubt, wenn der Liberalismus an die Kunſt dächte, ſo könnte er nur **Gottſcheden** Altäre bauen. Seine neueſte Novelle in der Urania miſcht in die Unkenntniß der Dinge ſogar einen böſen Willen, denn er bringt den Liberalismus, wenn früher in äſthetiſchen, ſo jezt in moraliſchen Mißcredit, und ſchließt ſich damit der Verfahrungsweiſe **Menzels** an, wo Phallusprieſter jezt plözlich von Moral zu ſprechen beginnen und von mancherlei Dingen krummgezogene Rücken die Andacht zum Kreuze vorſtellen wollen.

Fürſt Pückler-Muskau.

In den Briefen eines Verſtorbenen lernten wir einen barocken Charakter kennen, in welchem ſich der Dandy mit dem Fuchsjäger vermählte. — Immer mehr aber tritt das Alter und die gute niederſchleſiſche Natur in dem Fürſten hervor; die Tumulte ſeiner Seele ſind beſchwichtigt, und noch mehr, es iſt nicht nur aus jener geſellſchaftlichen Anomalie, jenem originellen Anakoluth, das ſich Fürſt **Pückler** nannte, ein beſonnener Mann, ſondern ſogar ein bloßer Schriftſteller geworden. —

Ich kann nicht läugnen, daß mich weit mehr, als die Anekdoten und der Esprit des Fürſten, ſein hübſcher Anſtand, ſeine Achtung vor dem Publikum, ſeine Empfänglichkeit für Tages- und Jahrhundertsfragen intereſſiren. Welches iſt die höchſte Auszeichnung der Großen? Wenn ſie eine Bildung verrathen, deren Mangel doch Niemanden

beſtimmen dürfte, ihnen anders zu begegnen, als ſie es gewohnt ſind. Ja die Nation war überraſcht, als ſie bei einem nicht einmal mediatiſirten Fürſten für das Schöne und Wahre ſo viel Empfänglichkeit fand. Das ſpricht von der Theologie, Philoſophie, Jurisprudenz, von der innern Verwaltung, Forſt- und Jagdwiſſenſchaft, vom Somnambulismus, von der Literatur und den ſchönen Künſten, und wir freuen uns, daß das Solide und Bürgerliche, das Alles, was wir nur mit unſerm tabakräucherichen Munde und ahnenloſen Zähnen beſprochen haben, doch bei ſo vornehmen Herren und Grundherren ſich recht gediegen und grobkörnig hat ausſprechen dürfen, daß die Kammerdiener angewieſen waren, nicht zu lachen, wenn ſich das Edle und Schöne in's Feuer hineinredete und mit ſeinen linkiſchen Manieren eine Taſſe vom Tiſche herunterwarf. Sollte man es glauben, die hohen Zirkel haben Alles

beachtet, die obſcurſten Journale, die kleinſten Brochüren, kurz ſo viele unbedeutende kleine Dinge, die wir jezt zum erſtenmale aus den Schriften des Fürſten **Pückler** kennen lernen.

In Wahrheit hat ſich der Verſtorbene um die deutſche Literatur ein Verdienſt erworben. Er vermittelt, wenn auch nicht die Stände, doch die Intereſſen derſelben. Als ein geſchickter Parlamentär bringt er zwei Feldlager zur gegenſeitigen Verſtändigung. Bekränzt mit Seltſamkeiten, ein Füllhorn von Wundern, welche der Ariſtokratie neu ſind, von bürgerlichen Silenen und Chironten erzogen, tritt er wie der jugendliche Gott Phantaſus in die Salons. Er iſt wie ein aufgefundener Königsſohn, den eine Wölfin ſäugte, und Hirten zu ihren eigenen Kindern geſellten; der in ſo wildfremden Anſchauungen auflebte, daß ihm, zurückgekehrt zu ſeinen Eltern, die Liebkoſenden alles Unge-

hörige und der Etikette nicht Zusagende vergeben müssen. Ein Ambassadeur passirt bekanntlich an der Gränze zollfrei; aber es ist wohl schon geschehen, daß er in dem fremden Lande einen heimlichen Detailhandel verbotener heimischer Waaren etablirt, dessen polizeiliches Risico der Kammerdiener tragen muß. So treibt dieser Fürst einen Ideen-Schleichhandel zwischen den verschiedenen Ständen; er nimmt in die Audienzsäle die Heimchen und Grillen der Dachstube, oder läßt auch zuweilen eine recht revolutionäre Ratte unter die Beine der vornehmen Herren und Damen springen. Er komme nur! die Demokratie wird ihm Alles zeigen, was sich Heimliches in ihren Arsenälen vorfindet; denn das ist wahr, der Fürst besizt eine unverwüstliche Ehrlichkeit.

Er reitet noch immer den Adel als sein Steckenpferd; und recht traurig muß es doch mit der Aristokratie aussehen,

daß ein Standesherr, ein Pair über ſeine Leute ſo unglückliche Ausdrücke fallen läßt. Spricht er vom Landadel doch ſo, als ſäete dieſer nicht, und erntete nicht, und als reuete es unſern himmliſchen Vater endlich, ihn dennoch zu ernähren. Doch ſchwebt leider das Alles, was der Fürſt über die Reform des grundherrlichen und dabei durch und durch verhypothecirten Adels ſagt, in der Luft. Selten ſchreitet die Geſchichte auf dem Wege der Staatsweisheit fort, und läßt ſich machen wie ein Fabrikat, durch einen coup de main oder durch Aktienvereine. Der Fürſt ſcheint das Leztere zu beabſichtigen, einen neuen Ritterorden des jährlichen Einkommens. Er will eine allgemeine Deſtruktion des Adels, durch welche die Herren **von Müller, von Schultz, von Bauer, von Fiſcher, von Bürger,** um ihre Vorſchlagsſylbe, ihren ſocialen An- und Auftakt verkürzt werden, und dieſe Sylbe von nur dem Majorate zu Gute

kommen ſolle. Ein Feind des Adels wird ſagen: Gut, hier werden wir zwar noch Einige behalten, aber doch die Meiſten los werden. Ich aber möchte hinzufügen, daß man den Adel am beſten reformirte, wenn man die Sylbe von aller Welt zugeſtände, ſo daß wir Nichts als Herren von Michel, Herren von Schaaf, Herren von Kopf und ſo weiter hätten; dann könnte ſich der Adel durch Dasjenige am Schlagendſten auszeichnen, wodurch er gerade ſeine beſondere Bevorzugung darthun will.

Göthe, Uhland und Prometheus.

Der lezte Theil des **Göthe-Zelter**'ſchen Briefwechſels iſt nicht reich an Perſonalitäten, nach welchen man in den vertrauten Aeußerungen intereſſanter Männer ſo begierig iſt. Doch überraſcht es, die Unſterblichkeit von Weimar an

vielen Stellen gegen die ihr ſyſtematiſch dargebrachten Huldigungen kalt und zurückhaltend zu finden, weil es **Göthe'n** ſchwer ankam, für ſeine Enthuſiaſten, oder wie man zu ſagen pflegt, für ſeine Juden überall gut zu ſagen. **Merlin** bleibt ein Zauberer, der ſich nicht gefangen gibt. Selbſt bei **Hegel's** und ſeiner Schüler Anbetung beſcheidet er ſich ſtill und kalt, daß er den Meiſter nicht verſtehen könne.

Noch merkwürdiger als dieſe Geſtändniſſe bleibt eine Stelle, welche **Göthe** am 4. Oktober 1831 ſchrieb. Er macht darin gegen den jezt verrauchten würtembergiſchen Göthoklasmus einen Geſtus, den man in Stuttgart und Tübingen nicht erwartet hatte, in Städten, wo man darüber weinte, daß der 83jährige **Göthe** viel zu früh für die Literatur geſtorben ſei. Wir meinen folgende Aeußerung: „Von den modernſten deutſchen Dichtern kommt mir

Wunderliches zu: Gedichte von Guſtav Pfizer wurden mir dieſer Tage zugeſchickt; ich las hie und da in dem halb aufgeſchnittenen Bändchen. Der Dichter ſcheint mir ein wirkliches Talent zu haben, und auch ein guter Menſch zu ſein. Aber es war mir im Leſen gleich ſo armſelig zu Muth, und ich legte das Büchlein eilig weg, da man ſich beim Eindringen der Cholera vor allen deprimirenden Unpotenzen ſtrengſtens hüten ſoll. Das Werklein iſt an Uhland dedizirt, und aus der Region, worin dieſer waltet, möchte wohl nichts Aufregendes, Tüchtiges, das Menſchengeſchick Bezwingendes hervorgehen. So will ich auch dieſe Produktion nicht ſchelten, aber nicht wieder hineinſehen. Wunderſam iſt es, wie ſich dieſe Herrlein einen gewiſſen ſittig-religiös-poetiſchen Bettlermantel ſo geſchickt umzuſchlagen wiſſen, daß, wenn auch der Ellenbogen herausguckt, man dieſen Mangel für eine poetiſche Intention halten muß.

Ich leg' es bei der nächſten Sendung bei, damit ich es nur aus dem Hauſe ſchaffe."

Es konnte darum für die ſchwäbiſche Lyrik nichts Betrübenderes geſagt werden; denn dieſe kleine beſcheidene, vom Tagesgewühl umrauſchte Schule, dieſe Gutherzigen, welche in ihrem Gott vergnügt ſind, wenn ſie einen Maikäfer, ein Bienchen, die Fliege an der Wand und ſich beſungen haben, hatten Alle im Stillen einen lautloſen Cultus für **Göthe**, der ihnen im Grunde ihres Herzens mehr war, als die Politik, **Schiller** und ſein Album. Dieſer fromme Enthuſiasmus iſt durch jene denkwürdige Aeußerung recht ſchnöde paralyſirt, um ſo mehr, da ihre Unverſtändlichkeit ſo Vieles darin finden läßt. Die Veranlaſſung jener Worte betreffend, ſo kann Niemand die Wahrheit des **Göthe**'ſchen Urtheils über eines jungen Anfängers erſte Verſuche in Zweifel ſtellen. Etwas für die ganze ſchwäbiſche

Lyrik Bezeichnendes drückt **Göthe** ſchon dadurch aus, daß er den ſich empfehlenden Dichter einen guten Menſchen nennt. **Guſtav Pfizer** beſizt ein durch Reflexion ſehr weitläufiges Talent. **Schiller's** gebildete Sprache iſt es, die für ihn dichtet und denkt; ſeine Poeſie iſt nicht ſchöpferiſch, ſondern darſtellend, er gibt uns ſpröde und faſerige Gegenſtände nett und im Goldſchnitt zurück; ſein Dichten und Denken iſt eine Miſchung von Griechenthum und Proteſtantismus; ſelten iſt Etwas, das er gibt, aus dem tiefſten Borne der Unmittelbarkeit geſchöpft, ſondern Ideen, Intereſſen, Bilder beherrſchen ihn und beſchäftigen ſeine dichteriſche Reflexion, welche erträglich wäre, wenn ſie, wie oft bei **Rückert** und **Uhland**, ſich wenigſtens als Witz und Epigramm äußern könnte.

Wenn **Göthe Uhland** da tadelt, wo er ihm am verwandteſten iſt, ſo hat er über ihn gewiß eine Ungerechtigkeit

gesagt. Für die Gattung, für das Lied und die Ballade, hat **Uhland** Unvergängliches geleistet. Ist es wahr, daß das lyrische Gedicht einen begränzenden Rahmen haben soll, der den Gedanken so zusammentreibt, daß er ihn auf einen Moment verkörpert, so ist **Uhland's** Lyrik noch gestaltender als **Göthe's.** Jedes Gedicht muß aus zwei Theilen bestehen, aus einem sichtbaren Gerüste und aus einem Nachklange, der so mächtig ist, daß er den Hörer zwingt, ein zweites Gedicht, die Erklärung eines Gesehenen oder Gehörten, in sich nachzuschaffen. Oft liegt das wahre Gedicht gänzlich außerhalb des Wortes, und man muß es gleichsam erst machen, wenn man die anregenden Worte vernommen hat. Bei der Einfachheit der **Uhland**'schen Muse verpuffen seine Verse selten, besonders niemals in der Ballade, deren lyrische Auffassung, deren einfache Frage- und Antwortsform die Hörer zwingt, das eigentliche Gedicht

erſt ſelbſt zu machen, ſo daß man einen Augenblick das Buch zuſchlägt und nicht genießt, ſondern ergänzt und thätig iſt.

Göthe, die politiſchen Lieder bepfuyend, konnte **Uhland's** patriotiſche Verdienſte nicht würdigen. Dem alten Herrn, der in ſeiner Jugend wahrlich keine Aufforderung gefunden hatte, ſich um die Miſere ſeiner Geſchichte zu bekümmern, und der auch ſpäter nicht die Ereigniſſe im Zuſammenhange ſah, mag dies hingehen. Die Ungerechtigkeit, ſeiner Poeſie Etwas nachtragen zu wollen, was auf Rechnung ſeines Charakters kommt, vergrößert ſich in Bezug auf **Uhland** um ſo mehr, da deſſen Thätigkeit in politiſcher Rückſicht nur für **Würtemberg** von Werth ſein kann, und auch dort von einſichtsvollen Leuten, welche erſtaunen, wie man einer veralteten ſtändiſchen Verfaſſung vor einer neuen repräſentativen den Vorzug geben konnte, beſtritten wird.

Uhland's Verdienste sind generelle, in Beziehung auf das Lied und die Ballade.

Allein es wäre ein Unglück, sollte die schwäbische Lyrik zur Mode werden. Diese Dichtkunst ist so beschränkt auf ihre Thäler; so einheimisch, ruhig und glückselig ersteigt sie ihre kleinen Berge. Von Spaziergängen keine neuen Gleichnisse mitzubringen, ist für sie Weltschmerz. Wenn sie von Nachtigallen und Maikäfern singen, so wollen wir freilich keine Vandalen und unempfindlich sein, im Uebrigen aber sind sie mit den äußeren Dingen versöhnt, und **Göthe** hat wohl recht, zu sagen, daß in diesen kleinen Combinationen und Bilderchen weder etwas Aufregendes, Tüchtiges, noch Menschengeschick Bezwingendes liegt. Er hat Recht, es ist ein sittig-religiös-poetischer Bettlermantel, der die Blößen dieser Menschen bedeckt, ein gewisses Sichhaben und Thun, welches der Mittelmäßigkeit und dem Phlegma als Rückhalt

dient; man ſieht genug Gelbveigelein und Sternblümchen, aber nirgends Palmen oder Lotos, genug Haberrohre und Holderblätter, auf denen gepfiffen wird, nirgends Weiden und an ihnen aufgehängte Harfen. Wo iſt Prometheus? Wo der Gott, der euch zu Boden wirft, daß ihr Thränen der Verzweiflung weint? **Göthe** hatte die Welt überwunden; er hatte, mit **Aeſchylus** geſprochen, Menſchengeſchick bezwungen, hatte die Ewigkeit, konnte Vieles geben, und beſaß doch immer noch Alles. Er, der ſich ſelbſt gefunden, Welt und Geſchichte in ſich unterdrückt und einem Volke, welches täglich Titanen-Tragödien erlebte, dennoch aus ſeinen eigenen Mitteln noch Großes und Neues geben konnte, **Göthe** läugnet es. Er ſagt, dem Bettler habt ihr ſeine Lumpen geſtohlen, euren Glauben dem Taufſcheine, der Gewohnheit eure Sitte, dem Herkommen eure Grundſätze, fremder Poeſie eure eigene. Was habt ihr? Abend-

ſonnenſpaziergänge, gemüthliche Stimmungen, ihr ſpinnet poetiſche Sommerfäden, lehnt euch an Das, was eure Partei anerkennt, wo iſt Prometheus?

Ich werde **Uhlands** unendliche Verdienſte um die Gattung anzuerkennen niemals zögern, doch hielt ich **Göthe's** Wort für zu wichtig, um nicht einen deutlicheren Commentar dazu zu geben.

Gans und die Doktrinäre.

Die Freiheit gleicht einer mannbaren Schönheit, um deren Gunſt die verſchiedenſten Titel und Anſprüche buhlen. Die, welche ſie für eine reiche Erbin halten, ſind vielleicht die Genügſamſten; denn ſie glauben wenigſtens keine primitiven Rechte auf ihre Hand zu haben. Anders Diejenigen, welche ihre Bewerbungen in der idealen Sphäre halten.

Hier ſoll das Verſchiedenartigſte zu demſelben Ziele führen. Der Eine entwickelt ſeine Vergangenheit, ſeine Wiegenträume, und ein gewiſſes ungewiſſes Sehnen, das ihn nothwendig zu den Füßen dieſer Göttin gezogen. Der Andere hat Plane für die Zukunft, Abſtraktionen und Hoffnungen, welche ohnehin ſich nur halb erfüllen würden. Der Eine beruft ſich auf die Seelenverwandtſchaft, auf **Schiller**, auf den Mond; der Andere auf dieſelbe Verwandſchaft, aber auf **Göthe** und auf die Sonne. Hier unterſtüzt ſich eine Werbung durch die Sentimentalität, durch eine Kirchhofsſcene, und das Auskramen ſeines guten Herzens: dort die andere durch Genialität, durch einen Abend in der Oper und durch die Prahlerei des Witzes. Und Jedem ſoll ſie Gehör ſchenken, Jeder hat ſie ſchon im Traume geſehen, Jedem fehlt blos ſie nur noch, und Jeder nimmt ſie in Anſpruch, um das Entgegengeſezteſte auszufüllen.

Es gibt aber auch eine ächt hiſtoriſche Schule, welche die Freiheit aus Inſtinkt liebt. Sie calculirt nicht, ob die Reſultate ihrer Studien auf ſie hinauskommen, ſondern ſie folgt einem uranfänglichen Zuge, einem lockenden Tone aus dem Walde. Freiheit iſt bei ihr kein Reſultat, ſondern ein Prinzip, man kann die Liebe zu ihr nicht erlernen, ſondern ſie muß angeboren ſein. Dieſe hiſtoriſche Schule betet die Freiheit an ohne Raffinerie, jugendlich vertraulich, und weiht ſie ein in die Anomalien unſerer Laune, die ſie des Nachts mit uns zu theilen pflegt. Kurz, wir beſitzen ſie, wie Schauſpieler bei einer Couliſſenſchönheit, wenn ſie auch draußen noch ſo viel Anbeter zählt, doch immer das Recht der erſten Hand behalten und Das in einem Winkel der Requiſitenkammer umſonſt bekommen, was die Andern theuer erkaufen müſſen.

Da iſt die Doktrine! Ein Mann, ein geſezter Mann,

der ſich vornimmt, im erſten Jahre ſeiner Anſtellung ſich ein Pferd zu kaufen, im zweiten ein Haus, und im dritten zu heirathen. Er hat ſchon vor mehreren Thüren angeklopft, Pallaſtthüren, Kirchthüren, und wurde abgewieſen, weil er einige Eigenſchaften beſizt, welche ihn beim Despotismus und der Orthodoxie allerdings nicht empfehlen können. Die Doktrine iſt ſtolz; es iſt ihr weder um den Thron, noch um den Altar, noch, ob ſie bei ihr gleich auf Freiersfüßen erſcheint, um die Freiheit zu thun. Wie ein gemachter Mann ſteht ſie vor der Göttin und wirbt für ſich gleichſam wie für einen Andern. Ihren ächten Jüngern erläßt die Freiheit wohl, daß ſie in die Kniee ſinken und anbeten, aber von Jedem, der als Renegat, Philoſoph, Hiſtoriker, kurz als Doktrinär zu ihr kommt, fodert ſie dieſe Huldigung. Doch läßt ſich der Mann nicht irre machen, er beginnt von ſeinem jüngſten Compendium,

citirt den ſiebenten Paragraph im achtzehnten Kapitel ſeines erſten Hauptſtücks über die kryptogamiſchen Pflanzen und geſteht, daß man ihn ohne die Freiheit nicht beweiſen könne; auch für die Bildung der Flözgebirge müſſe man von ihr Einiges entlehnen; die Münzkunde, der Punkt auf dem i und die Theorie des Vorſtellungsvermögens verlange, daß man ihr huldige. Und ſo ſteht denn die Doktrine da, triefend von Weisheit, verſchimmelt von Citaten, ein Foſſil der Gelehrſamkeit, und bietet der armen nackten und hilfloſen Freiheit ihre Terminologien, ihre Heiſcheſätze, ihre Subſubdiviſionen, kurz den ganzen doktrinären Plunder an, um ihre Blöße zu bedecken. Ach, die holde Göttin lacht dann ambroſiſch; die uneigennützigen Diener ruft ſie heran, um den Freiern abſchlägige Körbe zu flechten. Die Fenſter ihres Tempels werden aufgemacht, um die akademiſche Luft heraus zu laſſen; einige Raketen fliegen noch den traurigen

Rittern von La Mancha nach, die Muſik ſpielt auf und es beginnen die phrygiſchen Walzer, beginnt die poetiſche Carmagnole.

Eduard Gans kam oft in Verſuchung, in jenen doktrinären Heereszug einzutreten, weil er von Kategorien und Syſtematik nicht frei iſt. Aber in einem witzigen Kampfe mit dieſer Verſuchung liegt ſeine angeborne Natur, eine eifrige und glühende Individualität. Mit origineller Lebhaftigkeit hatte **Gans** ſeine Erziehung in ſich aufgenommen; er warf ſich auf das Studium der Rechte, ohne ſich auf die philologiſchen Galeeren des eingeriſſenen hiſtoriſchen und unfruchtbaren Textſtudiums ſchmieden zu laſſen. Ich will nicht ſagen, daß er es Andern überließ, die hiſtoriſchen Thatſachen des Rechts aus den Quellen zu beweiſen, und daß er nur als bequemes Reſultat fremder Nachtwachen übernommen hätte, was er ſpäter hegeliſch

miſchte und digerirte; doch hat er ſich durch das leztere Verfahren am ſprechendſten ausgezeichnet. Die **Hegel**'ſche Philoſophie machte ihm die Improviſation ſeines Syſtems leicht; ſein Syſtem iſt in der That nichts als ein neues Theilungs- und Anordnungs-Prinzip. Er ſchuf es ſich ohne viel Mühe, in der Oper, in muſikaliſchen Soireen, auf Reiſen. Wenn man bedenkt, daß in der **Hegel**'ſchen Philoſophie Form und Inhalt fortwährend Verſteckensſpielen, daß das Aeußerliche morgen in ihr ſchon das Innerliche iſt, und im Prozeß des Gedankens die Schale immer gleich wieder zum Kerne wird, ſo kann man ſich erklären wie **Gans** ein gründlicher Pandektiſt iſt, und zu gleicher Zeit über **China, Shakſpeare, Göthe, Tieck, Sophie Müller** und die **Sonntag** recht artige und methodiſche Studien veröffentlichen kann.

Die **Hegel**'ſche Philoſophie bringt es mit ſich, daß

Gans gegen eine dreifache falſche Anſicht der Geſchichte opponirt. Man kann dieſe drei Weiſen Rationalismus, Supernaturalismus und Myſticismus der Geſchichtſchreibung nennen.

Der Rationalismus iſt hier jene naive Zuſammenſetzung der Geſchichte aus einzelnen Fakten, welche, wenn ſie nur auf eine Jahreszahl ſtimmen, planlos unter einander liegen, und die ſich höchſtens wie bei **Schloſſer** zu einem ſogenannten pragmatiſchen Raiſonnement, oder wie bei **Johannes von Müller** zu einer Affektation hiſtoriſcher Kunſt erhebt. Der Supernaturalismus macht die Geſchichte zum Beweiſe einiger vorgefaßter Lieblingsideen, die bei Manchem mit Fanatismus, bei Anderen mit einem Anſtrich von Salbung und Andacht vorgetragen werden; Herr **von Raumer** liebt es, ſeinen Geſchichtsdarſtellungen Folien dieſer Art unterzulegen.

Der hiſtoriſche Myſticismus endlich wird durch die Reſtauration der Staatswiſſenſchaften, durch **Schlegel** und **Görres** bezeichnet, und mit Recht beklagt es **Gans**, daß ſich **Leo**, ein Parteigänger der **Hegel**'ſchen Schule, zum Schildträger eines **Haller** habe machen können.

Angel und Prüfſtein dieſer Oppoſition iſt bei **Gans** der Staat, in deſſen Begründung von ihm die äußerſte Linke des Möglichſten geleiſtet iſt. Mit Freuden ſieht man ſich ihn an großen Ereigniſſen erwärmen, an Sympathien, welche umfaſſender ſind, als ſeine Situation. **Raumer** iſt durch die laufende Geſchichte weit leichter ennuyrt. Sie muß ſich bei ihm gleich immer ſo ſtellen, daß man über ſie ein Raiſonnement beginnen oder aus einem zänkiſchen Prinzip der Rechthaberei ſie auch von der andern Seite anſehen kann. **Gans** iſt nicht ſo ſehr hiſtoriſcher Gourmand wie **Raumer**; er giebt ſich dem Ereig-

niſſe hin, und kann dafür eine dauernde Wärme empfinden. **Weil Raumer** ein politiſcher Mann iſt, der da weiß, daß der Lebende Recht hat, und die Zukunft in die Hände der Zukunft gegeben iſt, ſo unterhandelt er zuweilen mit der Generation und dem Neuen. **Gans** würde beiden mit mehr als drei viertel Seelen angehören, wenn ihn nicht die Formeln und Paragraphen ſeines privat- und ſtaatsrechtlichen Syſtemes an der freien, vom Inſtinkt geleiteten Bewegung hinderten. —

Die glänzendſte Seite des **Hegel**'ſchen Syſtems, welche die etymologiſche Dialektik und das Stehaufmännchen der Negation vergeſſen macht, iſt die Philoſophie der Geſchichte. Man kann ſagen, wenn auch **Hegel** noch im Grabe darüber erſchrickt, ſeine Geſchichtsanſicht war göttlich, frei, freudig, und evolutionär. — Und doch iſt, wenn das Leben ſpricht, der Augenblick, die That, wenn unſere Zeit

wimmert, wie ſie daliegt in den Wehen ihrer Geburt, iſt ſie die Klippe ihrer ſelbſt; denn da ſie Alles objectivirt, tödtet ſie den Entſchluß und erzeugt eine Apathie, welche in ſchwachen Gemüthern Feigheit werden kann. Die **Hegel**'ſche Conſtruktionsſucht erzeugt ein moraliſches, oder meinetwegen, ein politiſches Laſter, nämlich den Geſchichtsſtupor. Bewundert den Schematismus der Begebenheiten, die Symmetrie in Dem, was war und iſt; aber in Dem, was ſein wird, reckt eure eigene Hand und werdet, ſtatt Kritiker, Schöpfer! Noch keine Philoſophie hat gewagt, ſolche Entnervung zu lehren, daß wir objectiv auch leben ſollen. Kurz, es wäre beſſer, weniger von der Zeit zu wiſſen, und mehr für ſie zu thun.

So iſt auch durch dies Syſtem des vorzeitigen Fixirens und Abſchließens **Gans** beſtimmt worden, ſich einen unveränderlichen Maßſtab ſeiner Gedanken zu

halten, nämlich den Staat. Daß die Dinge erſt am Staate ihre Wahrheit haben, iſt einer von **Hegel's** Ausdrücken, die für jede Rechtsverletzung als Entſchuldigung dienen können. Es kömmt aus **Gans** Anſichten immer hervor, daß er, ich will dies nicht im phyſiologiſchen oder mechaniſchen Sinne ſagen, den Staat für ein Produkt hält, daß er ihm etwas Ganzes, Rundes, Abgeſchloſſenes, kurz ein Reſultat iſt. Aber Staat als Reſultat iſt immer Tyrannei, ſei es nun mit drei Roßſchweifen oder mit Volkstribünen. Staat als Reſultat macht eine Form der Exiſtenz abſolut, von welcher wir im Gegentheil hoffen, daß ſie nur vorübergehend iſt und ſich in irgend ein Niveau auflöſen muß. Ja, auch gänzlich davon abgeſehen, was die Zukunft bringen wird, ob Staat in der That die lezte Manifeſtation des ſocialen Bedürfniſſes iſt: ſo iſt ſelbſt der Staat von heute kein Produkt, ſondern etwas ſich Producirendes, Etwas,

das ſich erzeugt, ohne je ſichtbar, ja auch unſichtbar fertig zu werden. Man würde das Prinzip der drei getheilten Gewalten nicht angreifen, wenn man nicht den illuſoriſchen poetiſchen Stupor hätte, immer nur die runde Oſtenſibilität eines gefertigten Staates zu ſehen. Um das Recht der Perſönlichkeit zu beſchränken, benuzten alle ſtaatsrechtlichen Reſtaurateurs und Feudaliſten dies Zugeſtändniß, und machten uns zu organiſchen Staatsgliedern, willenloſen Vegetabilien und ſervilen Pflanzen. War der Menſch nicht früher als der Bürger? Sind die drei Gewalten nicht die Garantie, daß man die Entwicklung und den Fortſchritt der Menſchheit höher ſtellt, als einen Organismus, der den Einzelnen immer zum Sclaven macht? Doch verlieren wir nicht den Muth, verlieren wir nicht die Hoffnung, **Gans** wird ſich der illuſoriſchen Poeſien entwöhnen, und durch die zahlloſen Unregelmäßigkeiten, welche ſich täglich im

Leben der Völker finden, immer mehr aus dialektiſchen Schlingen erlöſ't werden.

Heinrich Heine.

Schon ſeit langer Zeit vernahm man, daß ſich unſere nach Paris verflogene Nachtigall damit beſchäftige, deutſche Mehlwürmer aus dem Gebiete der Theologie und Weltweisheit zu verſpeiſen. Wie er es thut, ſieht man aus dem zweiten Theile ſeines Salons, welcher für Deutſchland viel Erinnerung, für Frankreich viel Belehrung enthält. Die darin mitgetheilten Urtheile über deutſche wiſſenſchaftliche Zuſtände ſtanden zum großen Theil ſchon in franzöſiſchen Blättern abgedruckt. Aus der widerſpenſtigen Sprache des Auslandes, aus den Umgebungen der brillanten Revue-Literatur Frankreichs und ſchönſtem ſatinirten Palmenvelin.

überſezte er ſie jezt in unſer ehrliches gutes deutſches Druckpapier. Wenn auch **Heine** fühlt, daß in Paris Alles glänzender und parfümirter erſchien, ſo weht ihm doch ſüß die Heimat zu und der Sang des deutſchen Vogels. Er mag ſich in franzöſiſche Anſchauungen filtriren, ſo viel er will, es iſt doch ſein liebes packleinenes Deutſchland, das **Heine** nicht entbehren kann. Denn eine ganz deutſche Figur iſt er, ein Herz voll Schweizer-Sehnſucht, das ſich oft abſeiten ſtellen muß, um eine Thräne aus dem Auge zu drücken. Er ſpielt in Paris eine ſchiffbrüchige Rolle, um ſo mehr, als ihm ſein Verſuch, franzöſiſcher Schriftſteller zu werden, mißglückt iſt.

In der That hat **Heinrich Heine** daran gedacht, ſich neben **Voltaire, Racine** und **Rabelais** ſtellen zu wollen. Er ſpeculirte auf franzöſiſche Lorbeeren, auf einen Ruhm der, wenn man ihn einmal hat, nicht täglich wieder

angetaſtet wird, wie in Deutſchland; **Heine** ſpeculirte auf die Akademie und das Pantheon. Aber dieſe durch Dragomane vermittelte Unterhandlung mißlang, denn **Heine** beſaß den ſchönen Stolz, ſich Frankreich gegenüber nicht zu verläugnen, ſondern in ſeiner ganzen Deutſchheit, ſeiner Bläſſe, ſeiner Melancholie, und den kleinen Gehäſſigkeiten, welche die deutſchen Schriftſteller dieſer Zeit charakteriſiren, als Dichter des Mondes und der Tanne in die Salons der jungen franzöſiſchen Literatur zu treten. Aber die ganze franzöſiſche Kritik, **St. Beuve, Chasles, Guſtave Planche, Loeve Weimars,** mit ihren Feuilletons mögen kommen; nie werden ſie begreifen können, was es heißt, wenn **Heine** lächelt. Dieſes deutſche **Heine**'ſche Lächeln, dieſe Miſchung von Nachtigallengeſang, harziger Waldluft, von verſteckter Satyre auf ganz verſteckte Menſchen, dieſe Miſchung von Scandal, Sentimentalität und

Weltgeſchichte, Wer verſtünde das in Frankreich, Wer kennt dort das Göttinger Hotel de Brühbach, die Hamburgiſche Gasbeleuchtung, den Berliner Jungfernkranz, die transcendentale Philoſophie, die deutſche Kritik, und die Judengaſſen, Alles was man wiſſen muß, um **Heine** zu verſtehen. Auch haben ihn die Franzoſen gänzlich mißverſtanden, und Niemand mehr, als der ihm vor Allen noch am verwandteſten war, **Jules Janin.**

Dieſes journaliſtiſche Genie beurtheilte **Heine's** Reiſebilder, und es kam jezt darauf an, was er über ihn ſagen würde. Es handelte ſich um **Heine's** franzöſiſches Bürgerrecht, um eine Meiſterſchaft, die der deutſchen Mutterſprache entriſſen werden ſollte. Aber der heimatliche Genius verwirrte Frankreichs claſſiſchen Paſtetenbäcker **J. Janin.** **Heine** wurde von ihm total mißverſtanden. Denn nachdem

er Alles gelobt hatte, die Phantaſien von Neuberghauſen, Gumpelino, und die ſchönen Naturbeſchreibungen, und die kleinen vorübergehenden Romane, und von Nichts geſprochen hatte, als von Sterne, und wieder von Sterne, bleibt ihm plötzlich ſein Lob im Munde ſtecken, wo er auf **Heine's** Satyre kommt. Wozu — fragt der fremde Feuilletoniſt — wozu aber unter allen dieſen Roſen der ſatyriſche Stachel, ja die Pechfackel der Revolution? Wozu bei ſo vieler Grazie ſo viel Gift? Wozu der Aerger über deutſche Perücken? Wozu unter all den ſylphenhaften Scherzen die Miſere der Politik, unter Veilchen und Liebe der Moniteur? — Dies iſt der Tadel des Franzoſen! Dies Alles wundert ihn! Man ſieht, **Jules Janin** war nie auf der Göttinger Bibliothek, kennt weder **Heine'n**, noch die Reiſebilder, und hat mehr gethan, als ein Ruſſe; er hat einen Exilirten mißhandelt.

Wenn nun **Heine** noch zuweilen für die Franzoſen ſchreibt, ſo thut er es, wie es Prediger gibt, welche vor Puppenköpfen ihre Reden einſtudiren. Er fingirt ſich ein fremdes Publikum, das ihn nicht verſteht. Alles, was er in den franzöſiſchen Wind ſpricht, iſt immer auf uns berechnet, denen er den Rücken zukehrt. Er weiß doch, daß hier in Deutſchland die Ohren ſich ſpitzen, und ſpricht deßhalb laut und vernehmlich, damit Alles jenſeits des Rheines hübſch ſein Echo finde. Und ſo kann man dieſe Urtheile **Heine's** über unſere Bekanntſchaft mit Gott, Natur, Welt, eine Sammlung von Anzüglichkeiten nennen. Es iſt Alles für Dieſſeits berechnet. Die Franzoſen haben genug mit den Doktrinären, genug mit einem Menſchen, der ſterben will, mit **Talleyrand**, und genug mit einem Menſchen, der nicht leben kann, mit **Sebaſtiani**, zu thun. Sie haben für **Heine** keine Zeit übrig.

Nun ſo komme denn zu uns zurück! **Heine** iſt uns wie ein Bruder, der auf die Wanderſchaft gezogen iſt, und nun er heimkehrt, umringen ihn die jüngern Geſchwiſter, die erfreuten Alten und die Nachbarn, und Alle vergleichen ſcharfſinnig, wie er war und inzwiſchen geworden iſt. Jedes freut ſich, eine alte Aehnlichkeit zu entdecken, und ruft entzückt aus: „Seht, die Gewohnheit hat er doch noch immer!“ Und ſo finden Alle Etwas, woran ſie ſich halten, und was ihnen Muth gibt, ihn zu küſſen, obſchon er ſo Vieles angenommen hat, was blos ihr Erſtaunen rege macht. Der junge Gewanderte ſchreitet ſtolz im Dorfe einher und ſpricht mit vornehmem Ausdruck, und läßt eine lange tombakne Uhrkette am Leibe baumeln, und grüßt ſehr herablaſſend, und lächelt nur etwas fein, wenn er den Baum erblickt, von dem er einſt Aepfel ſtahl. Und wenn ihm Mädchen begegnen, ſeine Geſpielinnen, die er früher

küßte, ſo lacht er höchſt unterrichtet, höchſt eingeweiht. Und dieſe ganze Comödie dauert acht Tage, oder doch nicht länger, als man braucht, um 284 Seiten des ſplendideſten Drucks über deutſche Philoſophie und Theologie zu ſchreiben. Späterhin übermannen ihn die Erinnerungen; er wirft das ſteife Fiſchbein vom Halſe und umwindet ſich mit einem rothen geblümten Tuche der Freude, läßt bunte Bänder an ſeinem Hute flattern, und iſt froh, im Walde die alten Plätze wiederzufinden, wo er einſt ſaß, lyriſche Querl ſchnitt aus Lerchenholz, und den Geſang des Buchfinken nachahmte auf einem Hollunderblatt.

Heine ſpricht in dieſem Buche viel über den Pabſt, Nixenglauben, über **Leibnitz, Rothſchild, Kant,** Sein und Nichtſein, kurz über Illuſionen und Irrthümer, von welchen man eine gute Meinung behält, je weniger man davon weiß. **Heine** weiß in der That recht viel, hält

aber auch deſto weniger davon. Seine Unbefangenheit nagt an den Kathedern. Es läßt ſich nicht läugnen, daß er auf ſogenannte heilige Gegenſtände ein mainächtliches Hexenkreuz ſchreibt, und daß er alten bepuderten Autoritäten Eſel bohrt. Der ganzen Hiſtorie deutſcher Theologie und Philoſophie wird von ihm ſo aufgeſpielt, daß ſich die langen Schleppkleider zu drehen anfangen, die ſchweren Männer der Wiſſenſchaften Menuette tanzen, das hintere Ende der Perücke nach vorne ſetzen, die dreieckigen Hüte auf ein Ohr, kurz es iſt drollige, faſchingsartige Phantasmagorie, welche hier aufgeführt wird. Es iſt zu bedauern, daß ſich **Heine** mit der äußern Geſchichte dieſer Dinge ſchon ermüden mußte, ſonſt hätten ihm die innern Thatſachen ſelbſt mannigfache Gelegenheiten zum Scherz gegeben. **Leibnitz's** Monaden müßten ſich ſehr humoriſtiſch entwickeln laſſen, **Kant's** Dinganſicht, **Fichte's** Conſequenzen, und die

Hegel'schen Purzelbäume der Negation erlauben eine sehr lebhafte und muntere Darstellung.

Man wolle doch nicht sagen, daß sich **Heine** mit der Revision der Offenbarung beschäftige, und daß es ihm darum zu thun sei, für die sogenannten socialen Fragen des Jahrhunderts und die Ungereimtheiten des Vater **Enfantin** seine Wirksamkeit auf's Spiel zu setzen! Für einen systematischen Kampf im Großen hat **Heine**, ich will nicht sagen zu wenig Ernst, sondern zu viel Vorurtheile, denn oft thut ihm leid, was er thut; es gibt noch immer gewisse Dinge in Staat, Religion, Sitte und Meinung des Volkes, für welche **Heine**, wenn auch nicht sterben, doch einige Tage lang unpaß sein könnte. **Heine** hat Furcht vor Dem, was noch nicht ist. Könnte die Republik nicht für ihn ihr blutiges Beil schärfen? Könnte eine neue Religion nicht symbolische Bücher erfinden, die

in keinem so schönen Style geschrieben wären als die Bibel? — Bei unsern Zuständen, wie sie sind, befindet sich **Heine's** Muse wohl, wenn sie nur zuweilen die drohende Geberde annehmen darf, was sie sein könnte, wenn sie nur wollte. Ein ganz neues Colorit dieser Poesie wird, glaube ich, noch seine Sehnsucht nach Deutschland, und somit eine Consequenz dieses wunderbaren Menschen werden, welche ihn den deutschen Herzen nur noch immer näher bringen muß.

Börne hat **Heine'n** im Feuilleton des Reformateur bei mehr als der bloßen Partei angeklagt. Er appellirte an alle Diejenigen, welche sich ein Urtheil zutrauen, nicht an Die, welche zu seiner Meinung gehörten. Da konnte es nicht fehlen, daß er in der Verdammung **Heine's** einen auffallenden Anklang fand und damit ein zufälliges Resultat

erreichte. Nein, wir müssen **Börne'n** innerhalb seiner Partei zurückdrängen und das Gleichgewicht zwischen beiden wieder herstellen. Sollte dies Verfahren wie eine Rechtfertigung **Heine's** aussehen, so kann ich Nichts dafür.

Börne und **Heine**, beide haben eine Tendenz nach jenem Bilde, unter welchem sie von der Freiheit träumen. **Börne** wird aus Sehnsucht ein Verzweifelter, **Heine** aus Sehnsucht ein Uebermüthiger. **Börne** rettet das Uebrige, während er Eines aufgeben muß; **Heine** wirft Alles hin, er krankt an demselben Schmerze. **Börne** hält sich an Gott und gibt den Menschen auf. **Heine** klammert sich an die Menschen und scheidet sich von Gott. **Börne** will die moralische und religiöse Weltordnung kultiviren, bis wir in andern politischen Verhältnissen sind. **Heine** will, ehe wir nicht zu demselben Ziele sind, auch alles Uebrige preisgeben. Wer hat Recht? Thörichte Frage! Fragen soll

man nur: Wer iſt mäßiger? Auch das nicht. Wer iſt muthiger? Noch weniger dies: Wer iſt unglücklicher? Sie ſind es beide in gleichem Grade; nur darin unterſcheiden ſie ſich, daß der Eine ſeiner Sache nützlicher iſt, als der Andere.

Börne, dem der deutſche Adler an der Leber frißt, iſt kein Prometheus. **Heine** iſt es; denn **Heine** flucht den Göttern, wie Prometheus. **Börne** glaubt früher zu ſeinem Ziele kommen zu können, wie **Heine**; denn **Börne** läßt der Welt, was ſie hat, nur will er ihren politiſchen Zuſtand verändern. **Heine** will ihr noch den Glauben nehmen. Das iſt der Unterſchied: **Börne** hat nur Einen, **Heine** hat ſie Alle gegen ſich.

Börne leidet an einer Einſeitigkeit; **Heine** an einer Ungerechtigkeit. **Börne** glaubt, die einzige Frage der Zeit wäre die der Könige. **Heine** rächt ſich gleichſam an den

Gärten, Beſitzungen, an dem ehrlichen Namen des Mannes, der ihm ſeine Tochter nicht geben will. Wenn **Börne** an ſeinem Ziele wäre, vielleicht würde er dann erſt die andern ſocialen Meinungen, welche nicht zur Politik gehören, angreifen. Wenn **Heine** es wäre, vielleicht würde er gegen **Börne's** Frivolität ſchreiben, vielleicht eingeſtehen, daß er früher die Erde und den Himmel nur verwüſtet hätte, beinahe um zu ſagen: Wenn ihr uns das Eine vorenthaltet, nun, ſo werde euch auch das Andere benommen!

Diesmal iſt es **Börne**, welcher **Heine'n** der Frivolität anklagt, aber es iſt ein großer Leichtſinn, das Jahrhundert nur auf die conſtitutionelle Frage zu reduziren. — **Börne** ſchneidet für unſere Zeit die Speculation ab, wenn er die theologiſche Debatte in die Vergangenheit verweiſ't, und von den Unterſuchungen über das Chriſtenthum wie

von einer antiquirten nnd verbrauchten Maxime ſpricht. **Börne** tödtet die Keime künſtleriſcher Ausbildung, mit deren Blüte vielleicht die nächſte Zukunft unſeres Vaterlandes bedacht iſt, wenn er eben ſo von den Beſtrebungen, über die Schönheit neue Beſtimmungen feſtzuſetzen, geringſchätzig redet. Es iſt ein großer Despotismus, ſich ſelbſt zum Maßſtabe der Zeit zu machen. **Börne's** Autorſchaft, welche ſo abgerundet und vollendet, ſo zuſammenhängend und einig vor uns ſteht, braucht freilich nur Conſequenz, braucht nichts von den Fragen der Gegenwart. Es iſt grauſam, junge Autoren, die gewiß in ihrer Liebe zum Vaterlande uneigennützig ſind, nur auf jene iſolirte politiſche Thätigkeit hinzuweiſen, wo die Einſeitigkeit der Grundſätze eben ſo ſehr die Tendenz wie die Individualität ruinirt.

Man kann nicht in Abrede ſtellen, daß **Heine's** unent-

wickelte Charakterbildung, vor allen Dingen aber die große Leere, welche ſelbſt in genialen Köpfen entſteht, wenn ſie in einer ſo vollen, conkreten und überhäuften Zeit nichts thun, als von ihrem urſprünglichen ſubjectiven Kapitale leben, dieſen Autor zum Kampfe der Zeit im großen, tragiſchen Style ganz ungeſchickt macht. Möge jedes Wort, was **Börne** in dieſer Rückſicht geſagt hat, auf ein gutes Feld fallen und in **Heinen** nicht Groll, ſondern Entſchlüſſe hervorrufen! Im Uebrigen aber muß man ſich entſchieden gegen **Börne's** Prinzipien, ſo weit ſie in jenen Aufſätzen zum Vorſchein kommen, erklären, wie gegen alle Inſinuationen, die von der rein bürgerlichen Auffaſſung der Ereigniſſe herkommen, oder mit einer Meinungsſchattirung des Tiersparti, es ſei, welche es wolle, irgend im Zuſammenhange ſtehen.

Ludolf Wienbarg.

Wir ſprechen von einer der vorzüglichſten unter jenen jungen Hoffnungen unſerer Literatur, welche alle das Charakteriſtiſche haben, daß ſie ſich aus der Kritik entwickelten und erſt aus den Lavaſchichten vulkaniſcher Zerſtörungen ihre Frühlinge keimen laſſen. Wie Siegfried die Stimmen der Vögel verſtund, als er ſich im Blute des Drachen Fafner gebadet hatte, ſo ging auch bei den meiſten meiner jüngern Zeitgenoſſen der Kampf der Schöpfung voraus. Die Schöpfung, die Stimmen der Vögel, das Verſtändniß der ſäuſelnden Blätter im Walde, kurz die Poeſie ſelbſt kam erſt nach dem Siege über die Ungethüme der Zeit. **Ludolf Wienbarg**, der in der Vorrede zu ſeinem Buche: Zur neueſten Literatur mit naiver Emphaſe vom Abſchluß ſeiner erſten Periode ſpricht,

ſteht gegenwärtig auf der Halbſcheid dieſes Ueberganges vom Blute Fafner's zu den Stimmen der Vögel, wie ſeine hier geſammelten Kritiken ſelbſt verrathen. Denn wie viel zerbröckelte Poeſie iſt in ihnen verſchwendet! Wie viel Phantaſie und Intuition muß hier dazu dienen, gegen gewiſſe ordinäre Vorurtheile und über einige mittelmäßige Erſcheinungen unſerer Literatur anzuknüpfen! Fenſterglas wird hier von Diamanten zerſchnitten.

Wienbarg gab einen großen Theil der in jenem Buch enthaltenen Aufſätze in einer Hamburger Zeitung. Wahrlich, man konnte ihm prophezeien, daß er dieſe Verzettelung ſeines Genies nicht lange aushalten würde; denn es gehört eine Reſignation zur Kritik, welche man in dem Augenblicke nicht kennt, wo man von der Kritik eben zur Poeſie übergehen will. Jene ſchönen Bilder, jene architektoniſch edeln Sätze ſollten werth ſein, von dem

Strome der Journaliſtik fortgeſpült zu werden? Alle Tage neu zu ſein, an das fliegende Blatt ſeine tiefen Urtheile zu übergeben, das Zubrod zum Frühſtücke der Philiſter zu werden: verdienen wir es? Verdient es die Literatur, daß Alles, was in ihr neu iſt, durch ſeine tägliche Präſentation zur morgen wieder abgelöſ'ten Tagesordnung wird? Nein, ſo erklärlich es iſt, daß **Wienbarg** von ſeiner mit ſo viel Vorbereitung, Rüſtung und Geiſt ausgefüllten Stellung an den literariſchen Blättern der Börſenhalle abtrat, ſo dankbar muß ihm das Publikum ſein, daß er hier die Einzelnheiten ſeiner kurzen journaliſtiſchen Laufbahn ſammelte und mehrere Artikel hinzugefügt hat, welche an den Beſorgniſſen der Hamburger Behörden geſcheitert waren.

Aber es iſt nicht allein die Schönheit, das poetiſche Element, das Hineinragen jener neuen ſchöpferiſchen

Entwicklung **Wienbarg's**, welche ſein Buch ſo anziehend macht; ſondern in demſelben Maße die Tiefe und Schärfe ſeiner Urtheile und der literarhiſtoriſche Werth, welcher objectiv in ihnen liegt. Man weiß nicht, ſoll man mehr die Wahrheit oder die Schönheit dieſer klaſſiſchen Aufſätze bewundern. Faſt möcht' ich diesmal der Schönheit den Preis geben; denn dafür, daß unſere Urtheile richtig ſind, können wir kaum. Jeder Schütz ſagt Euch, daß wenn Ihr **Euern Arm öffnet und das herausquillende warme Blut Eures Lebens mit dem Pulver miſcht, Euch keine Kugel fehlen wird. Jede trifft.**

Wienbarg iſt beſonders reich an Ideen, welche perſpektiviſch ſind, und zu einer Gedankenreihe anreizen, die belebend auf uns wirkt. Rupfen wir z. B. aus ſeinem erſten Aufſatze: **Göthe und die Weltliteratur**, die ſchöne Feder heraus: „Die jetzige deutſche Literatur ſoll

ſich der Rückwirkung nicht ſchämen, welche ſie von Seiten der franzöſiſchen und engliſchen empfängt;“ ſo gerathen wir in einen Flug von Abſtraktionen, der unſerm Scharfſinne die ſeligſte Beſchäftigung gibt. Eben ſo Anderes. Die beiden Artikel über den Fürſten **Pückler** ſind Muſterſtücke über den Gebrauch des Witzes in der Kritik. Vielleicht wurde **Wienbarg** von ſeinen demokratiſchen Antipathien zuweit fortgeriſſen, vielleicht iſt er ſogar ungerecht gegen Etwas, was weniger in dem Fürſten ſelbſt, als in ſeiner Stellung ſo bemerkenswerth iſt; aber Wer könnte dieſer edlen Entrüſtung widerſtehen, mit welcher **Wienbarg** eine laxe Aeußerung des Fürſten über Repreſſalien verfolgt, verfolgt bis auf's Blut des Mannes, und ihn zulezt durch eben dieſe Aeußerung in ſeinem ganzen Weſen zu charakteriſiren ſucht? Wer je ein anerkennendes Wort über den Fürſten geſprochen, wird durch die Wahrheit, welche

in **Wienbarg's** Kritik liegt, diesmal schamroth gemacht werden. Derselbe Adel und Stolz der Gesinnung herrscht in dem klassisch geschriebenen Artikel: Raupach und die deutsche Bühne, obschon wir nicht so eifrig, wie **Wienbarg**, das Nationgle urgiren, und uns bereden, von der Vermählung des Vaterländischen mit der Kunst viel erwarten zu dürfen. Die Deutschen haben keinen historischen Sinn, und werden ihn am wenigsten durch ihre eigene Geschichte zu stählen lernen. Der Aufruf des Kunstrichters kann immer nur der sein: Gebt Leidenschaften! Die Leidenschaften reißen hin, und völlig indifferent ist es, ob sie in einer historischen Begebenheit oder in einer Anekdote, welche der Dichter sich selbst verdankt, zum Vorschein kommen. Das Historische machte **Schiller's** Wallenstein nicht zur Nationaltragödie, wie sie **Wienbarg** nennt, sondern Alles, was hier drum und dran ist an Ehrgeiz, Astrologie,

Sentimentalität, und militäriſchem Spektakel. Schon deßhalb ſoll eine Kritik, die die ſchöpferiſche Kraft wecken will (das iſt das geheime Band, welches mich mit den äſthetiſchen Anſichten **Wienbarg's** verknüpft), ſoll jenen allgemeinen und vagen Rath über die Benutzung der Hiſtorie nicht geben, weil er am leichteſten mißverſtanden iſt. Der Aufſatz über **Karl Immermann** erläutert im Detail einige Behauptungen des vorangehenden Artikels und läßt viel Hübſches über rhetoriſche Darſtellung lernen. Ueber **Heinrich Heine** ſpricht **Wienbarg**, wie billig, mit Entzücken, nur vergißt er eine Regel zu beobachten, welche für das Lob dieſes wunderbaren Autors unerläßlich iſt, nämlich die: ſich die Hinterthür offen zu laſſen. Man kann von **Heine** nie etwas Entſchiedenes behaupten; denn ſeine poetiſche Natur wird ſich und Andere immer Lügen ſtrafen. **Heine** mag ſchreiben, was er will, ſo muß es ſchön ſein.

Soll er nun die Kritik am Gängelbande leiten und achtbare Männer und Männer, die, wie **Wienbarg**, für sich selbst stehen, verführen, Inkonsequenzen zu begehen? Man soll **Heine** nie ohne Cautelen loben und seinen Eifer immer im Schach zu halten suchen. Anders ist es mit dem Autor, welchem **Wienbarg** in dem lezten Artikel so liebe und freundliche Worte sagt. Der wird nie üppig werden und aufhören, an sich zu feilen und zu raspeln. Der wird nie sein hohes Ziel aus den Augen verlieren: nämlich der Menschheit ein Schauspiel zu geben, das sie tröstet, erhebt und ihrem Auge eine grüne, lachende Weide ist. Ihm kann man schon etwas Ermunterndes sagen; denn er wird immer glauben, es geschähe nur, um ihn auf seine Fehler aufmerksam zu machen. Ich bin dies selbst. —

Dichter im Reime.

Wir erleben ſeit einiger Zeit wieder die Erſcheinung ſogenannter Naturdichter, welche aber mit **Maus**, **Hiller**, **Karl Müchler** und **Kudraß** wenig Aehnlichkeit haben. Die Gedichte von **Niklas Müller**, einem Schriftſetzer in Stuttgart, werden, gefeilt von **Guſtav Schwab**, im Morgenblatte bekannt gemacht. Ein Däne, Profeſſioniſt, Namens **Johann Grüne**, durchwanderte Italien und Deutſchland, und ich habe meiſterhafte Gedichte

von ihm geleſen, welche zum Theil in einem norddeutſchen Blatte publicirt worden ſind. In Hamburg dichtet ein nicht minder in der Geſellſchaft tiefgeſtellter Mann unter dem Namen **Clemens** (er hat ſich jezt in einen gefährlichen Kampf gegen den Myſticismus geworfen) ganz vortreffliche Sachen, welche er mit einer Tabakspreſſe mühſam druckte. So mag es noch Manchen geben, der im Muſen-Almanache ſeine Stelle verdient.

Der Reiz dieſer Dichtungen iſt der friſche Quell des Schaffens, die göttliche Unmittelbarkeit, und das Sichherauswinden und Läutern aus den Schlacken der Materie. — Was unſere gelehrte Lyrik als Nachhall ihrer Gedichte verlangt, jene Naturempfindungen, die uns ſüß und heimatlich anwehen, und die aus dem Wuſte unſerer anerzogenen Bildung oft recht gewaltſam hervorbrechen, das iſt jenen braven Sängern aus dem Handwerksſtande das Nächſte,

davon gehen ſie aus, darin leben ſie. Dieſes Ringen nach Klarheit, dieſe Wiſſensſehnſucht äußert ſich immer poetiſch. Man hört das Hämmern der Seele, man kann die ganze Myſtik der Gedankenerzeugung belauſchen, wie Alles ringt und hinaufſtrebt, und ſich zu Geſtalten formen will; die tiefſte Poeſie iſt immer das Reſultat einer ſolchen natürlichen Philoſophie.

Woran leiden wir? An fertigen Gedanken, an ſtrikter Logik, an einer objectiven Wiſſenſchaftlichkeit, welche nur unſer Gedächtniß und unſere Auffaſſungsgabe beſchäftigt. Die fertigen Gedanken! die Reminiscenzen! Die Namen, die bei den Gebildeten gleich für Alles gefunden ſind! Sie ſind ihres Stoffes Alle ſo gewiß, die Dichter von heute, ſie ſtehen ſo erhaben über ihm, ſie laſſen ſich zur Poeſie nur herab. Was iſt ein Gedicht? Ein Gedanke, der ſich klar werden will. Aber eure Gedanken ſind alle ſo hell,

ſo durchſichtig, in der Geburt ſchon ſo fertig; man hört und ſieht es nicht, wie die Erzblumen der Poeſie in euch aufſchießen. Wenn man ſelbſt geſtehen muß, daß **Uhland's** Gedichte lyriſchen Inhalts doch alle mehr oder weniger nur epigrammatiſche Einfälle ſind, ſo ſcheint es, als ſolle die Lyrik nur auf Das reduzirt ſein, was man einen guten Gedanken haben nennt, als ſolle der Zufall der Genius ſein, da doch die wahre Lyrik, wie bei **Rückert**, Dichterleben iſt, und ſie Alles in Gedichte umzaubert, was ſie nur anhaucht. Will man ein guter Lyriker werden, ſo ſoll man ſich nur recht klein und unzulänglich vorkommen, und ſoll ſich ſtellen, als wüßte man von Gott und der Welt Nichts, weder von der Geſchichte noch von der Wiſſenſchaft, trage aber nach Allem ein recht ſehnſüchtiges, dringendes Verlangen. Dann wird man zu neuen Bildern kommen, und weder an der Gedankenleere ihrer- und der Gedanken-

vorwegnahme andererſeits ſchmerzhaft leiden, wie wir jezt Lyriker haben, welche bei einer neuen Idee auf die Knie fallen, und aus Desperation, daß ſie ihrem Rufe nicht immer gerecht werden können, in die mittelmäßigen Saiten greifen.

Da es mir daran liegt, einige eingeriſſene poetiſche Mißbräuche, welchen ſich ſelbſt ausgezeichnete Talente nicht entziehen, zu rügen, ſo will ich hier auf den bekannten Romanzenkranz von **Anaſtaſius Grün**, der lezte Ritter, der viel Aehnliches veranlaßte und den Sinn für Verſe wieder belebte, zurückgehen.

Der lezte Ritter iſt Maximilian, ein Kaiſer, den ſeine Stellung einengte, deſſen Thatendrang durch ſie gelähmt war, der aber hoch ſteht als der Träger einer Zeitrichtung und hiedurch eine poetiſche Beleuchtung erhält. Es iſt oft der

Fall, daß die Geſchichte der hiſtoriſchen Charaktere zu viel zu haben ſcheint, und manche Phänomene aus den beengenden Jahreszahlen herausfallen läßt, welche dann die Poeſie auffängt, und durch ihren Mund verewigt. Clio iſt ſtumm von den Thaten orientaliſcher Völker, doch können die andern Muſen deſto mehr von ihrem Leben und Geiſt berichten.

Anaſtaſius Grün ſtellt an Maximilians Wiege Leben und Tod. Das Leben disputirt den Tod hinweg. Das iſt nicht fein erfunden, denn dieſe Allegorie würde für jeden dichteriſchen Helden paſſen. Soll aber Maximilian der lezte Ritter ſein, ſo mußten zwei Genien an ſeine Wiege treten, die Vergangenheit und die Zukunft; ſie mußten ſich nicht einander zu vertreiben ſuchen, ſondern ſich über des Säuglings Haupte den Kuß der Verſöhnung geben. Gab uns **Anaſtaſius Grün** den ganzen Max? Nein, ſein Gedicht läuft nur neben der Geſchichte wie

Noten zum Texte einher, es ist eine Sammlung poetischer Exkurse über merkwürdige Momente aus Maxen's Leben, und die Einheit darin keine andere, als eine chronologische. Ich will diesen bescheidenen Tadel noch weiter verfolgen, und werde dabei Gelegenheit nehmen, Beispiele der vortrefflichen poetischen Diktion hervorzuheben. So zwingt eine sonderbare Genußsucht anmuthige Kinder zum Weinen, weil sie dann noch schöner aussehen, als wenn sie lachen.

Die Frage ist die: Durfte der Dichter mit seiner Leier durch einen Saal, in dem die Bilder von Maxens Thaten aufgestellt sind, wandern, und vor jedem ihm zusagenden Halt machen, um es zu besingen? Warum nicht? Aber dann mußte er keine Romanzen dichten, nicht mit der epischen Muse verkehren, nicht das gedehnte Niebelungenversmaß brauchen. Hören wir ihn selbst. Er ruht auf dem

Friedhofe der Weltgeſchichte, träumt auf einem Königsgrabe, die Poeſie kränzt das Grab und er ergreift die Leier.

Was ſoll das ſtille Lämpchen bei goldner Sonne Glut?
Was ſoll die ſcheue Taube im Horſt der Adlerbrut?
Wer hört ein Lied, wenn ehern des Schickſals Würfel rollt?
Wer ſieht durch den Wald von Sceptern der ſcheuen Leier Gold?

So ſpricht der Dichter; aber die Poeſie erwiedert:

Nicht ſinge jenes Helden erhabene Herrſcherthaten,
Wie er gelenkt die Völker, im Fürſtenſaal gerathen,
Den lezten vom Ritterkreiſe nennt ihn die Weltgeſchichte,
Als lezten Ritter preiſe ihn liebend im Gedichte!

Allerdings nennt ihn ſo die Weltgeſchichte, nicht das Gedicht allein. Darum mußten aber auch alle ſeine Herrſcherthaten unter dieſem Geſichtspunkte gefaßt werden. Der Dichter durfte nicht ſpäter Alles aufzählen, was nicht in ſeinen Plan gehört, und dann fortfahren:

Dies alles muß verſchweigen wohl meines Liedes Ton,
Denn horch, es tönt gewaltig ein andres Lied davon!
Du ſingſt dies Lied, dies hohe, dies Lied der Ewigkeit
Auf deiner Rieſenharfe, Gigantenmutter Zeit. — —
Dir, königliche Ceder, nah' ich mit ſtillem Gruß,
Und lege meine Harfe an deines Stammes Fuß;
Da ſoll ſie ruhn und ſchweigen, ein todter Liederſchwan,
Von deinen grünen Zweigen umrauſchet und umfahn.

Unmöglich! Clio muß ſich beim Dichter bedanken, nicht er bei ihr. Er Allein kann ihn ja nur als lezten Ritter verſtehen, und als Kind, als geliebtes Kind der Mutter Zeit wieder zuführen.

Ich komme immer wieder auf den lezten Ritter zurück, weil dieſer Titel gar zu ſchön und prägnant iſt. Max war Ritter, denn Frauenhuld, Ehre und perſönliche Tapferkeit gehen ihm über Alles. Warum war er aber

nicht der zehnte, zwanzigſte Ritter, ſondern der lezte? Es iſt einleuchtend, daß der Gegenſatz ſeines Ritterthums hervorgehoben und ſcharf bezeichnet werden mußte. Nun wär' es aber durchaus unkünſtleriſch, die Anfänge der neuen Aera, die in Maximilians Lebenszeit fielen, zu Gegenſtänden eigner poetiſcher Darſtellung zu machen; z. B. der ſchon ganz weltlich gewordene Kampf des Pabſtes mit den verbündeten Mächten, wo der Pabſt nicht mehr als geiſtliches Oberhaupt, ſondern ſchon als weltlicher Souverain gilt; ferner das Erwachen der wiſſenſchaftlichen Oppoſition gegen die Bildung des Mittelalters und vor allem die kirchliche Reformation **Luthers.** Alle dieſe Verhältniſſe mußten dem Lezten Ritterthum Maxens als Folie dienen, und die Geſchichte bietet wirklich den herrlichſten Ausweg in dieſer Hinſicht dar. Wir denken an Niemand anders, als an Herrn Kunzen von der Roſen,

Marens luſtigen Rath. Er iſt zwar im Gedichte meiſt immer luſtig und macht ſich gern einmal einen Spaß, aber er iſt zu ſehr ein treuer Diener ſeines Herrn, dilettirt nicht genug auf eigene Hand, mit einem Wort, um Maxen als lezten Ritter darzuſtellen, mußt' er die weltgeſchichtliche Ironie des Mittelalters werden. Der Narr iſt kein Begriff, den das Mittelalter erzeugt hat, er lebt auch noch nicht in der Proſa und dem trocknen Verſtande der kommenden Zeit, aber er fühlt dieſe Zeit voraus. Der Narr iſt kein Kind der Gegenwart, aber auch die Vergangenheit iſt für ihn nicht, er kennt nur ſich ſelbſt und ſeinen Humor. So hätte ihn der Dichter der gläubigen, liebenden, hoffnungerfüllten Natur Marens gegenüberſtellen müſſen, er hätte dann nicht nur den Max des Gedichts, ſondern auch den der Weltgeſchichte geſchildert. Wenn Kunz bei ihm luſtig wird, ſo iſt er es nur ſeines Herrn wegen. Wenn Max

mit trüben Ahnungen erfüllt ist, so ist der Grund nur der Gedanke an den Tod und die Flüchtigkeit des Lebens. Des Lebens? In einem Epos? Was soll an der Wiege des Knaben, den wir als Helden erst kennen lernen wollen, schon der Sarg? In ächt mittelaltrigem Sinne hätten dort allenfalls Frau Minne, Frau Milte, Frau Aventür u. s. w. erscheinen können, nur nicht der Tod und der Sarg. Ja, Marens Leben soll umflort sein, aber Kunz mußte diesen Flor lachend weben.

Maximilian hat gegen die Schweizer gekämpft. Welche Verlegenheit für den freiheitsliebenden Dichter! Hat er sie überwunden? Wir hören ihn selbst.

Was treibt auch wohl ihr Fürsten stets in die Schweizergaun?
Wollt einmal doch im Leben ein freies Land ihr schaun?
Wollt ihr das Scepter tauschen um einen Hirtenstab?
Ha, oder wollt ihr finden in freier Erd' ein Grab?

Seht auf das Land hernieder von hoher Alpenwand!
Da liegt's gleich einem Buche, geſchrieben von Gottes Hand,
Die Berge ſind die Lettern, das Blatt die grüne Trift,
Sanct Gotthard iſt ein Punkt nur in dieſer Rieſenſchrift.

Wißt ihr was drin geſchrieben? O ſeht, es ſtrahlt ſo licht!
Freiheit ſteht drin, ihr Herren; die Schrift kennt ihr wohl nicht?
Es ſchrieb ſie ja kein Kanzler, es iſt kein Pergament,
Drauf eines Volkes Herzblut als rothes Siegel brennt.

Mit einer ſo ſchönen braven Sprache und Geſinnung wird die Schilderung des freien Schweizerlandes weiter ausgeführt. Neben dieſe Freie wollen ſich nun die Ritter ſtellen. Warum nicht? Es iſt ſo Ritterart. Doch nein, einen Despoten ſollte der Dichter zum Gegenſtande ſeines Liedes machen? Unmöglich! Er gibt daher Maxen folgende Stellung:

— — Dort ſieht man König Maxen knie'n,
Mit Schwert und Feuer ſoll er das Schweizerland durchziehn,

Als König bringt er Ketten dem freien Schweizerbund,
Als Menſch drückt' alle Freie er gern an Herz und Mund!

Als Menſch! Seit wann wäre in den Begriff eines königlichen Ritters dieſer Dualismus gekommen? Wie kann er als König anders denken, denn als Menſch? Hier thut er es wirklich. Er bleibt ein Freund der Freiheit, und um ſeine Hände in Unſchuld zu waſchen, ſchickt er den Fürſtenberger ab, deſſen bekannter franzöſiſcher Wahlſpruch hier ſo überſezt wird:

„Des Königs ſoll mein Leben, die Seele Gottes ſein,
Mein Herz den Frau'n ergeben, die Ehre bleibe mein!"

Ebenſo cavalierement mußte Maximilian als Ritter auch denken. Er mußte den Schimpf ſeiner Ahnen, König Albrechts und Herzog Leopolds Niederlagen rächen wollen. Er mußte getroſt ſein Vertilgungsheer entſenden, dabei aber nicht ſagen:

„Doch will mein Schwert ich färben nie mit der Freiheit Blut.“

War es dem Dichter darum zu thun, den Charakter seines Helden mit seinem unabhängigen Sinnen und den Ansichten unserer Zeit auszugleichen, so mußte er sich Kunzen kommen lassen und ihn zum Chore, gleichviel ob zum sophokleischen oder aristophanischen, machen. So aber bleibt der Dichter und sein Gedicht eine unaufgelöste Dissonanz.

Dies Gedicht veranlaßte nun eine Menge von Nachahmern. **Eduard Duller** gab die Wittelsbacher in einer fließenden, aber häufig zu modern sentimentalen, und theatralischen Sprache. Die Wittelsbacher ahmte wieder Herr **Frankl** nach in seinem Habsburgsliede, bis sich zulezt zwar der Gegenstand dieser Dichtungen, die Hausgeschichte der deutschen Fürsten erschöpft hatte, ihre Form jedoch auf etwas Neues warf, für welches **Anastasius Grün** wieder den ersten lieblichen und harmonischen Ton

anſchlug. Die Spaziergänge eines Wiener Poeten wiederholten ſich zahllos, und arteten zulezt in eine ſo widerliche Monotonie aus, daß ich mich veranlaßt fühlte, eine Produktion dieſer Art: Harfentöne aus dem Ungarlande von G. Treumund, durch folgende Verſe zu perſifliren.

Als der liebe Anaſtaſius Grün in Wien ſpaziren ging,
Machten viel langweil'ge Menſchen flugs ihm nach das leichte Ding.
Hielten feſt ſich an den Versmaßbarrieren der Niebelungen,
Daß ſie in der beſten Meinung viel Proſaiſches geſungen.

O wann werden denn in Oeſtreich dieſe Gänſedärme bleiben!
Wann in ihnen Erbſen ſtatt Ideen kein klappernd Spiel mehr treiben?
Wird kein kritiſcher Wurmſaame ſich denn endlich kaum geniren,
Die Bandwürmer der Rhetorik ohne Zagen abzuführen?

Allerdings, man liebt die Freiheit, möcht' auch Niemand, der ſie nimmt,
Sagen: Lieber, dein Geſchmack iſt nüchtern, biſt ein lallend Kind!

Deshalb freu' ich mich, daß ich der Freiheit auch nicht thue weh,
Wenn ich tadle, denn Herr Treumund ist ein Mann vom Jüste-
Milieu.

In der Weltgeschichte Fugen klingt sein Harfentempo ein,
Daß doch die Regierung möcht' auf die Chausseen bedachter sein,
Daß die ungrischen Magnaten mit den schwarzgewichsten Bärten
Doch im Lande bleiben möchten, und dasselbe redlich nährten!

Wie? fragt ihr: wie? um Chausseen, um den Pesther Frau'n-
verein,
Um ein Dampfschiff auf der Donau muß man so geschmacklos sein?
Um so zahme Dinge muß man so viel schlechte Verse spenden?
Und dem Jüste-Milieu ein strohern Kissen stopfen mit den Händen?

Auch besizt Herr Gustav Treumund in der Verse langem Reigen
Ganz den Stolz und die Grimasse, die den schlechten Dichtern eigen,
Nennt sich immer einen Harfner, dessen Lied weithin erschalle,
Der obscur und pseudonym und weinend durch die Länder walle.

Doch hat er am Eig'nen, was er bietet, nicht einmal genug,
Parodirt sogar noch Uhland's sehr bekannten Sängerfluch

Und spricht höchst naiv: „Ich saß als Gast bei manchem Adelsmahl,
Aber — nach der zwölften Schüssel stahl ich stumm mich aus dem Saal!“

Nach der zwölften Schüssel! O du schnöder ungebetner Gast!
Also erst nachdem du satt dich an dem Tisch gegessen hast,
Fluchtest du dem, der dich ehrte, im Gedichte fürchterlich?
Gehe hin, du Undankbarer, gehe hin und bessre dich!

Besonders leid thut es uns, daß ein so feuriges, phantasievolles und die Sprache meisterhaft beherrschendes Talent wie Freiherr von **Gaudy** sich von diesem Metrum, welches für Reflexion und asiatische Wortfülle ein Lotterbette ist, nicht trennen kann. Seine Kaiserlieder, welch schlagende Kraft des Wortes auch in ihnen walte, werden durch die Monotonie dieses romantischen Alexandriners unausstehlich.

Da dieſes Gedicht von Seiten einer leidenſchaftlichen Kritik heftigen Widerſpruch gefunden hat, ſo müſſen wir zuerſt zugeſtehen, daß wohl Niemand, der, wie Napoleon, ſo tiefe Furchen in die Felder der Geſchichte zog, erſt die Nebel der Erinnerung und den Duft der Sage abzuwarten brauchte, um von der Poeſie in ſeine Rechte eingeſezt zu werden. Napoleon iſt ein vollſtändiges Gedicht, das, geſchloſſen von Anfang bis zu Ende, die Harfe des Sängers herausfodert. Schwebt von dieſem hohen Liede nicht jeder begabteren Phantaſie ein Ideal vor? Wie zuerſt mit epiſcher Einfachheit der Held aus der ſtürmiſchen Zeit ſich heraus entwickelt, wie er dann die Alpen überſchreitet und die erſten Siege feiert, wie er in das Land der Räthſel und der Gräber ſchifft; dann der 18te Brumaire, Marengo, die Kaiſerkrone, und immer neue Siege bis zum Brande von Moskau? Dieſen Zügen ſollte ein deutſcher Dichter nicht folgen

dürfen? Gewiß, wenn er seine Darstellung nur bei Moskau schließt, und den Untergang Napoleons in einer Vision zusammen faßt, welche aus der brennenden Czarenstadt hervorsteigt. Noch lassen sich die Collisionen der poetischen Gerechtigkeit mit der Vaterlands- und Freiheitsliebe in diesem Betracht nicht ausgleichen. —

Wenn **Gaudy** nur die Begegnisse des Kaisers gibt, so hat er doch vergessen, ihn auch mit seinem Sagenkreise vorzustellen, und mit den unzähligen Massen, die seine Erscheinung erst möglich machen. Es sind auch diese Massen und mannichfachen Interessen, welche der Geschichte ihren Charakter geben, und Reiz und Leben einem jeden Heldengedichte. Wir sehen bei **Gaudy** nur immer den Enthusiasmus, nur immer jenen kleinen Corporal, der überall mit seinem Hut und grauen Rocke spukt, und am Schlusse der Gesänge sich mit verschränkten Armen in bekannter Weise

aufpostirt. Rein militärische und anekdotische Auffassung ist des großen Helden nicht würdig. Im Hotel der Invaliden würde ein alter Grenadier den Kaiser so besingen, wie es **Gaudy** thut. Die Auslassung der Massen und Historie rächt sich auch an dem Dichter bitter, denn wer kann läugnen, daß die Kaiserlieder von **Gaudy** sehr langweilig sind?

Auch stell' ich im Allgemeinen einige Einwendungen der patriotischen Kritik nicht in Abrede, wo sie Napoleon in absteigender Linie betreffen. Nur in aufsteigender, da sich nach dem Brande von Moskau der Poesie Napoleons die Poesie des Vaterlandes entgegenstellt, kann ihn der epische Dichter besingen, wenn er ein Deutscher ist. Nur der Tragiker hätte noch das Recht, selbst wenn er ein Deutscher wäre, in seinem Feldlager zu bleiben, doch ist Napoleon noch kein tragischer Stoff und wird, da so viel

epiſche Maſſen und Völkerſchickſale an ſeiner Erſcheinung kleben, es vielleicht niemals werden.

Immermann hat in neuerer Zeit den Verſuch eines komiſchen Heldengedichtes gemacht, Tulifäntchen iſt der Held deſſelben, ein fingerlanges Weſen, das mit einem Federmeſſer als Schwert, mit einem Silberlinge als Schild und einer ausgehöhlten Nußſchale als Harniſch hinauszieht in die Welt, um ſeinen Thatendurſt zu ſtillen. In ein Land gekommen, welches nur von Weibern bewohnt wird, umging er die Gefahr, getödtet zu werden, durch den glücklichen Schlag, welchen er einer Brummfliege verſezte, die die Königin des Landes ſchon lange gequält hatte. Doch Tulifäntchen ſucht Abenteuer, Rieſen, Drachen, verwünſchte Prinzeſſinnen, und will das Land des Pantoffels verlaſſen. Da erklärt ihm die Königin, der Rieſe Schlagadodro

habe ihre Tochter Balſamina geraubt, nicht, weil er ſie liebe, ſondern weil er ſich durch ihren Unterricht und ihre Kenntniſſe civiliſiren wolle. Tulifäntchen zieht aus, und erblickt den Rieſen, wie er von ſeiner großen Mauer aus Gußeiſen die langen Beine herunterbaumeln läßt. Tulifäntchen erweiſ't durch ſeine Abſicht, den Rieſen zu bekämpfen, der Prinzeſſin nicht einmal einen Gefallen, denn ſie, eine myſtiſche Theetrinkerin iſt in ihren Räuber wirklich verbliebt; warum? Romantik, Genialitätsſucht, Kraftgenie. Schlagadodro will von ſüßer Minne, Räthſelnacht, Labyrinth der Liebeswege nichts wiſſen, ſondern hält ſich ſo lange an den Realismus eines tüchtigen Rinderbratens, bis Tulifäntchen mit Hilfe einer ihn ſchützenden Fee die Gußmauer in tauſend Stücke zerbricht. Der Rieſe ſaß bei dieſem Experimente gerade auf der Mauer, und geht jämmerlich unter, aber mit ihm, da das Schickſal ein Opfer

haben will, auch Tulifäntchens Schimmel. Der Sieger führt Balſaminen als ſeine Braut heim, die Vermählung kömmt zu Stande, aber eben ſo wenig wie ihre Gliedmaßen, verſtehen ſich ihre Herzen. Sie ſperrt den inzwiſchen König gewordenen Däumling in einen Vogelkäfig, deſſen Gitter er öffnet, weil er aus Schaam ſich in einen Abgrund ſtürzen will. Er fällt und fällt, da fangen ihn die Wolken und Libellen auf, er heirathet ein in ihn ſterblich (oder da ſie eine Göttin iſt vielmehr unſterblich) verliebtes Seefräulein und zieht nach Giniſtan, in einer ſehr ſchön dargeſtellten Verflüchtigung unſeres Helden.

Tulifäntchens ritterliches Pathos, und des vierfüßigen Trochäus ſteife Grandezza ſtimmen recht drollig mit einander überein, doch glaube ich, **Immermann** hat ſich den Effekt ſeines Gedichtes koloſſaler gedacht als er ausfällt. Die Anſätze zur Satyre beweiſen, daß er jenen Effekt nicht

würde verſchmäht haben, aber die kleinen Perſonen, die er zu Trägern ſeiner Laune macht, ſind zu ſchwach, etwas Tüchtiges zu tragen. Durch einen naiven, ſpielenden, tändelnden Ton kann das Zwerchfell nicht erſchüttert werden.

Immermann beging in dieſer ſprachlich-klaſſiſchen Dichtung einen Fehler, den in ſeinen komiſchen Mährchen **Tieck** immer vermieden hat. Es fehlen der Dichtung die gemeinen Gegenſätze des wirklichen Lebens, die in ihm handelnden Perſonen ſind zu luftartig hingeſtellt, und ſind ſchon im Auftreten von Natur ſo, wie ſie im Abtreten erſt durch Tulifäntchens Gegenſatz geworden ſein ſollten. Das eigentliche Mährchen, wie es die poetiſche Kindheit des Volkes liebt, beſteht deßhalb aus Unwahrſcheinlichkeiten, weil es für Alles den Glauben verlangt, weil in ihm Alles unmöglich iſt, und doch Alles geſchieht. So iſt die Mährchenpoeſie das freieſte Spiel der Phantaſie; ſelbſt im

Wunder kennt sie keine Wunder. Weit anders das komische Mährchen, sei es als Erzählung, wie bei **Hoffmann**, oder als Drama, wie bei **Tieck**, oder als Heldengedicht. Hier muß dem Reiche des Zaubers ein ungläubiges Reich der Philisterhaftigkeit gegenüber stehen, Wunder darf es hier nur geben, in so fern man sich in der That darüber verwundert. Das Alles fehlt hier bei **Immermann**; der Held ist klein, aber er könnte auch groß sein, da er gegen seine Umgebungen durchaus nicht contrastirt. Schlagadodro wird überwunden, und das Komische wäre gewesen, daß ihn Tulifäntchen erst bekämpft hätte. Balsamine heirathet Tulifäntchen, aber das Komische wäre wiederum gewesen, daß er ihr erst seine Liebe gestanden hätte. Tulifäntchen lebt immer nur außer sich und das ist nicht komisch, weil ja so Vieles, was klein ist, sich in der Welt bewegt. Witzig wäre es gewesen, wenn der

Dichter ihn auch innerlich lebend dargeſtellt hätte, denn daß ſo ein kleiner Wicht auch ein Herz habe, glaubt man nicht. Um Das, was ſich **Immermann** entgehen ließ, zu bezeichnen, brauche ich nur an **Hoffmann's Klein-Zaches** zu erinnern.

Ich würde den Frühlings-Almanach von **Nikolaus Lenau** hier nicht aufführen, wenn ſich an die einzelnen Gaben deſſelben nicht einige Bemerkungen über unſern Gegenſtand anknüpfen ließen.

Carl Mayer muß von der Lyrik ſehr verworrene Begriffe haben, wenn er glaubt, daß ſeine kleinen Spaziergangseinfälle, die noch überdies in einer geſchraubten und unnatürlichen Sprache auftreten, ſeinen Leſern irgend eine poetiſche Befriedigung geben könnten; ich möchte wohl wiſſen, welche Seite des Gemüthes durch **Mayer's** Liederchen

vibrirt werden ſollen. Die Naturbeſchreibung hat in der Poeſie eine Gränze, und dieſe liegt gewiß da, wo ſie Naturgötzendienſt wird, und nur mit einem Compendium zur Hand verſtanden werden kann.

Die Salomoniſchen Nächte von **Guſtav Pfizer** kündigen ſich ſogleich widerlich genug durch die Niebelungengänſedärme, das Versmaß der Reflexion an. Die Ausſchmückung der Scene iſt aſiatiſch überladen, und man ſage nicht, daß dies im Gegenſtande liegt; unſere Phantaſie iſt von Hauſe aus mit orientaliſchen Nächten längſt vertraut, und jede weitläufige Beſchreibung derſelben muß kalt laſſen, da ſie nur unſer Gedächtniß beſchäftigt. Die Philoſophie, welche Salomo in ſeinen Zwiegeſprächen mit der Königin von Saba ausſpinnt, leidet daran, daß ſie auch unhiſtoriſch iſt, denn Salomo war nicht ſo im Unklaren über das Ende und den Anfang der Dinge, wie **Guſtav Pfizer**,

ſondern er philoſophirte epikuräiſch, und mit dem indiffe-rentiſtiſchen Refrain: Alles iſt eitel. Dies iſt wahrlich kein Refrain der Unklarheit und Verzweiflung, ſondern einer zufriedenen und unbekümmerten Reſignation.

Wenn ich nun an den Fauſt von **Nikolaus Lenau** komme, ſo denk' ich zuerſt an **Göthe's** fragmentariſchen Fauſt des erſten Theils, in welchem die Morgenröthe des neuen Jahrhunderts waltete. **Kant's** Kritik der reinen Vernunft war für die in Deutſchland ausbrechende Revolu-tion der Geiſter die Berufung des Parlamentes. Fauſt war die Tragödie des Dings an ſich. Da ſtand die alte Welt mit ihren verroſteten Sätzen der Scholaſtik, mit ihrer con-ventionellen Tyrannei der Formen und der Sitten, und war ohne Troſt und Erquickung für die denkende Seele. Von Außen ſehen wir alle Dinge, daß ſie grau, weiß, daß ſie rund, von Holz oder von Eiſen ſind; was iſt ihr Kern?

Wie iſt die Stellung des Subjektes zu dem Prädikate? Wie gleichen die Eigenſchaften der Dinge ſich unter einander aus? Woher die Materie? Woher das Licht in die Finſterniß? Woher der Zufall? Wie die Freiheit des Willens bei der Nothwendigkeit des Schickſals? Ach, es muß ſchier das Herz verbrennen, daß wir Nichts wiſſen können! Dies die Wehklage des neuen Jahrhunderts, und bei dem erſten Funde, der der Menſchheit glückte, beim Ding an ſich, doch immer der Schmerz, daß man nur tiefer wußte, daß man Nichts wiſſen kann. —

Wir ſind fünfzig Jahre jünger, aber dem Ziele nicht näher. Noch quillt in mancher dunkeln Nacht unſer Auge von Thränen der Verzweiflung. Noch wiſſen wir nicht, wie wir kommen, gehen und ſtehen, wie die Welten geſchaffen wurden, wie Zeit und Raum, das ſichtbar Unſichtbare, über die Dinge und Thaten ſich ausſpannte. Es iſt der

alte Schmerz; eine glänzende Philoſophie hatten wir, welche fünfzig Jahre hindurch die Geiſter beſchäftigte und dennoch kein Problem gelöſ't hat; ſie iſt nur da geweſen, den Schmerz zu verhüllen, und durch bunte Erfindungen unſern gierigen Augen einige ablenkende und zerſtreuende Nahrung zu geben.

Die Philoſophen und Dichter, Jeder wählte eine eigene Farbe, das Ding an ſich, dies erſtarrenmachende Gorgonenhaupt zu einem holderen Blicke zu nöthigen. **Kant** ſchuf eine ordinäre praktiſche Philoſophie, und ſelbſt **Göthe**, wenn er auch im erſten Theile nur die baare Thatſache hinſtellte, fühlte doch, daß er einige Verſöhnungsmittel geben mußte. Dies waren bei ihm die Poeſie, der Glaube, das Menſchliche und ein ergreifendes Ereigniß. **Göthe** gab uns Contraſte, hier Fauſt, der ausgebrannte Vulkan, dort Mephiſtopheles, die Lava-Aſche, die ihn mit glühendem

Spotte umströmt; dann das halb böse, halb gute Reich der Naturkräfte und der Zauberei, Thatsachen der Wirklichkeit, Religion, Unschuld, und zulezt die Mischung aller dieser Elemente, Himmel, Erde und Hölle in dem wahnsinnigen Kindsmorde eines Engels. Diese Tragödie des ersten Theils sollte nicht belehren, sondern nur schildern; die Poesie ist immer ohne Resultate, **Göthe's** Faust ist ein Bericht, die Dissonanz ist seine Harmonie.

Weil die Wahrheit nur im Jenseits erschaut wird, und die Faustfrage bis dahin eine ewige ist, so läßt sie sich täglich von Neuem aufnehmen. Ungescheut durfte **Nikolaus Lenau** nach **Göthe** noch einmal die Unmöglichkeit ihrer Lösung aussprechen; doch muß es uns für einen hochbegabten Dichter schmerzen, daß ihm sein Versuch gänzlich mißlungen ist. —

Lenau verstand die Frage des Faust nicht. Er wußte

wohl, daß der Teufel Fauſten noch immer nicht geholt hat; aber er vergaß, daß ein halbes Jahrhundert ſeit der Verſchreibung an den Teufel hingegangen iſt; daß der Kontrakt verjährt war und auf's Neue eingegangen werden mußte, unter neuen Bedingungen. **Lenau** wußte nicht, daß die Völker ſeit dem gerittenen Weinfaß in Auerbachs Keller auf Sturmroſſen flogen, daß ſtatt kleiner Weinbäche aus eichenen Tiſchen Rieſenſtröme aus Felſenwänden ſprangen, **Lenau** kannte die Revolution nicht, Napoleon nicht, die Entfeſſelung eines neuen Welttheils, die zahlloſen Keime neuer Entwickelungen nicht, welche merkantiliſch, induſtriell, moraliſch, politiſch, religiös, unſeren Planeten bevorſtehen. **Lenau** wollte Fauſt unter modernen Verhältniſſen vorſtellen. Wozu macht er ihn? Zu einem Maler. Das iſt freilich ſehr modern!

Nach einer unpaſſenden Einleitung, worin Fauſt mit

einem verflogenen Schmetterling, d. h. der Cölner Dom mit einer abgebrochenen Pfeife verglichen wird, beginnen jene alten Klagen über Verzweiflung. Warum iſt Fauſt in Verzweiflung? Warum auch dieſer neue Fauſt? Wer iſt überhaupt dieſer neue Fauſt? Was will er? Was hat er?

Lenau's Fauſt ſoll nur ein verflogener Schmetterling ſein. Da ſcheinen uns denn dieſe trivialen Zweifel, über welche er miaut, ein wahres Lirum larum jener alten bei **Göthe** ſo naiv und ſchön begründeten Seelenſtimmung zu ſein. Der **Lenau**'ſche Fauſt iſt nur deßhalb verzweifelt, nicht weil er nichts weiß, ſondern in der That, weil er nichts gelernt hat. Wer die Geſchichte überſehen, und nicht einmal die Schriften von **Kant, Fichte, Schelling** und **Hegel** geleſen hat, der beſizt auch gar kein Privilegium, zu zweifeln. Ich glaube doch jene großen Geiſter unſerer Nation, jene Männer, welche die politiſche Schmach

unſeres Vaterlandes ſeit dem Beginne des Jahrhunderts mit ſo viel wiſſenſchaftlichem Ruhm vergoldet haben, hätten doch einiges Recht, beachtet zu werden, hätten doch auf manches Antworten abgegeben, an welchen man meinetwegen verzweifeln mag, wo aber die Verzweiflung anders herauskommen muß, als es bei **Lenau** geſchieht. Nach ſo vielen Fortſchritten, die in unſerer Zeit der menſchliche Geiſt gemacht hat, jezt plözlich einen Maler auftreten zu laſſen, der, wie jener Herkules in dem alten Stück ſeine Keule vor ſich her auf die Bühne wirft, gleich von vorn herein über ſeine Zweifel ungeſchickt ſtolpert, iſt ſehr trivial. Heut zu Tage müſſen dieſe alten Floskeln, Wiſſensſehnſucht, Erkennen u. ſ. w. anders motivirt werden, denn die Wahrheit ſelbſt, nämlich Das, was man dafür nehmen darf, hat eine andere Phyſiognomie bekommen. Für die Idee, Philoſophie, für die Menſchheit, iſt der neue Fauſt

von **Nikolaus Lenau** gänzlich unzurechnungsfähig. Ueber einige politiſche Brocken, die ſehr grob, und geradezu hingeſtreut ſind, über eine Invektive gegen die Cenſur kann man ſich ergötzen. Das iſt aber auch Alles, was in dieſem Bereiche vom Dichter geleiſtet worden iſt. —

Ueber die neue Fabel, welche **Nikolaus Lenau** ſeinem Verſuch zum Grunde legte, läßt ſich erſt urtheilen, wenn ſie vollſtändig da iſt. Bis jezt erblickt man einen Gebirgswanderer und Selbſtmörder, den der Teufel vom Sturz in den Abgrund rettet, Fauſt, einen Doktor, der mit Wagner converſirt, eine Verſchreibung auf Leben und Tod, einen wiedergefundenen Jugendfreund, eine Verführung in der Dorfſchenke, einen geprellten Pfaffen, eine politiſche Scene zwiſchen einem Miniſter und Mephiſtopheles, einem plumpen Schabernack bei Hofe, eine lüſterne Schmiedsfrau, ein Wiederſehen des verführten Mädchens,

einen Kindesmord; Fauſt wird Maler, liebt das Porträt, erſchlägt den Bräutigam der Dame, die ihm ſaß; Fauſt beſucht das Grab ſeiner Mutter, Anſtalten zu einer Reiſe, Fauſt zögert, Mephiſtopheles ſcheint allein zu gehen, — ſo weit ſind wir. Wir wiederholen, daß wir über dies Alles noch kein Urtheil haben; geſtehen aber, daß ſich das Vorliegende ziemlich verworren an einander reiht. Fauſt iſt ein Schatten, wenigſtens eine Figur ohne Conſequenz. Er verführt die Unſchuld, und weint. Mephiſtopheles iſt ein grämlicher Geſell, der himmel- oder vielmehr höllenweit von **Göthe's** Auffaſſung entfernt iſt, der ſich nur darauf beſchränkt, ſeinen Meiſter zu verſpotten und zu äffen. Er iſt blos Dämon; nicht wie **Göthe's** Mephiſtopheles zugleich ein Blick in's Innere der menſchlichen Natur, kein Repräſentant einer originellen Weltanſicht. Mephiſtopheles iſt hier nur Samiel: ſo wie Fauſt viel

Aehnlichkeit hat bald mit Max, bald mit Caspar im Freischützen. Der Waldgeruch, die Jägerei, also ein wirklicher Vorzug der **Lenau**'schen Muse unterstüzt diese Aehnlichkeit.

Die äußere Form anlangend, so tritt die neue Dichtung als Gemisch epischer und dramatischer Behandlung auf. Die Mängel der eigenthümlichen Lyrik **Lenau's** sollten auf seine Vorzüge in der dramatischen Kunst gespannt machen. Sowohl im Ausdruck, wie in der Auffassung, leidet **Lenau's** Lyrik an einer forcirten Plastik. Er arbeitet immer in halb ausgemeiseltem, halb erhabenem Style; er gibt statt Empfindungen immer nur malerische, oft plastische Unterlagen und Stellvertreter derselben. Es ist bei **Lenau**, und einigen schwäbischen Dichtern, die ihm nachahmen, Manier geworden, schrotig und körnig im Ausdruck zu sein, so daß wir auf dem Wege sind, eine neue Art von beschreibender Poesie zu bekommen mit Redens-

arten, welche oft auf genialen Bildern ruhen, aber immer dazu beitragen, das einfache, lyriſche Element der Empfindungen zu ſtören. Ich hätte nie daran gezweifelt, daß ſich **Lenau** deßwegen zur dramatiſchen Geſtaltung beſonders qualifiziren müſſe. Aber dieſen Glauben bewährte ſein **Fauſt** nicht. Da iſt wenig Handlung und Scene, wenig Situation. In dieſem ängſtlichen Placiren der Figuren verräth ſich keine Schöpferkraft, keine Beherrſchung des Stoffes, die ordnet, ſichtet und Alles an einen ſchlagenden Ort ſtellt. Ja **Lenau** gibt Stellen, die ein auffallendes theatraliſches Ungeſchick verrathen: z. B. läßt er Bedienten, die Erfriſchungen in die Geſellſaftszimmer bringen, ordentlich das Wort ergreifen, und legt ihnen eine Entſchuldigung in den Mund:

Verzeihen, Herr Miniſter, hohe Gnaden,
Daß ich ein Störer, bei des Abends Schwüle

Aufmerkſam dienend, mich gedrungen fühle,
Zu einiger Erfriſchung einzuladen.

In welchem Salon, auf welcher Bühne iſt je von Bedienten ſo geſprochen worden.

Dagegen iſt **Friedrich Rückert** ein Poet durch und durch, ein Poet, der nicht dichtet, wenn er einmal einen guten Gedanken hat, ſondern der nur anzuſetzen braucht und immer gute Gedanken hat. Ueber den neuen Blumenflor, welcher ſich im Frühlingsalmanach ausbreitet, weht der ganze Hauch der **Rückert**'ſchen Muſe; hier waltet eine elegiſche Stimmung, durchblizt von lächelnden Blicken, Blicken der Hoffnung, von Ironie über die Welt, ja von Ironie über den Dichter ſelbſt. Hier iſt ein Dichter, der in ſeiner kleinen Siedelei doch die ganze Welt umfaßt. Der Schmerz, daß der Dichter in zu kleinem Kreiſe wohne, um das Große der Begebenheiten im Ganzen mitzuleben, daß

er zu ſehr an der Idylle kranke, um in Hymnen zu ſingen, wie ſchön ſteht er ihm! Und dennoch ſchwingt ſich oft des Dichters Weltbetrachtung auf, und athmet glühende Liebe zur Menſchheit und eine ſo unverſiegte Hoffnung auf den Himmel, wie ſie ſich in dem **Rückert**'ſchen Cometenliede ausſpricht, das auf den ergreifenden Gedanken gebaut iſt, falls der Comet in die Bahn der Erde träte, ſo würde ſie dem wirren Meteor jenen Kern geben, der ihm fehlt, und den er von unſerer großartigen Hiſtorie entlehnen muß.

Aermlicher als je fiel im lezten Jahre der von **Schwab** und **Chamiſſo** beſorgte Muſenalmanach aus. Vögel genug im deutſchen Dichterwalde, aber diesmal ſo viel Spatzen, daß man auf die Vermuthung kömmt, die zählbaren Nachtigallen ſuchten nach einem mittelmäßigen Hin-

tergrunde für Klänge, welche auch an ihnen diesmal wie aus der Mause gekommen sind. Einige Ideen sind interessant, wie die Vergleichung **Anast. Grün's** mit dem italienischen Improvisator; doch fehlt es überall an den rechten Ausführungen. **Chamisso** rührt, wenn er sein Alter erwähnt; frisch und poetisch sind nur die Gemälde **Freiligraths**, dieses deutschen **Victor Hugo;** der in kurzer Zeit Alle überflügeln wird. Kalt, nüchtern, unlesbar sind die Lieder aus Rom von **G. Pfizer**, die mit arroganter Geschwätzigkeit hingeworfen, ein römisches Leben affektiren, was sich in keinem Verse als in der That genossen, umarmt, glühend umarmt herausſingt. Selbst **Nikolaus Lenau** bleibt dem Ziele fern, das er durch eigene Kraft sich früher gesteckt hat. Ein Ruhm ist leicht verscherzt. Unter aller Würde sind die Versifikationen **Wolfgang Menzels**, die ein gemeinschaftlicher Name: Magdalena zusammenhält.

Weniger hart beurtheilen wir ſie, wenn man den Maßſtab der Oper an ſie legt. Für dieſes Genre der Dichtung beurkunden ſie ein zwar nicht ſeltenes, aber immer achtungswerthes Talent. Man höre:

Ihren Augen zu begegnen,
Stößt den Nachbar man zurück,
Roſen läßt ſie niederregnen,
Sie zu haſchen — welch ein Glück!

Ferner:

Zürnend ſpricht er: meine Töne
Seid verſtummt, verſtummt mein Schmerz.
Dieſe zauberiſche Schöne
Hat in ihrer Bruſt kein Herz.

Schikaneder würde ſich nicht beſſer ausgedrückt haben, auch im Folgenden nicht:

Da mit leichtem Nymphenſchritte
Kommt die Liebliche daher,

Sieht ſich von des Weges Mitte
Nach ihm' um von Ungefähr.

Schlug ein Bliß ſo plötzlich nieder,
Oder war es nur ein Blick?
Heftig zittern ihre Glieder,
Und — dahin iſt all' ihr Glück!

In dieſen trivialen Phraſen geht es fort. „Dieſe ſchöne Liebeskranke läſſeſt du in Gram vergehen?“ „Barbar, du bleibſt ſo kalt?“ „heiße Liebesqual“ „bittre Liebespein.“ Sollte einſt Herr **von Lichtenſtein** aufhören, die Texte der franzöſiſchen Opern in's Deutſche zu übertragen, ſo werden wir uns freuen, Herrn **Menzel** in ſeine Stelle rücken zu ſehen.

Brunold, Ferrand, Hagendorff, Jäger, Koſſarsky und **Rebenſtein** — das ſind die ſtolzen

Namen eines neuen Hainbundes, einer jüngſt etablirten Sängerſchule, die uns nicht übel deuten möge, daß wir ſie ſtatt der Märkiſchen die Pommerſche nennen! Bei den Märkiſchen Dichtern wird man ſogleich an die Muſen und Grazien von Werneuchen erinnert, an den Feldprediger Schmidt, an blöckende Kühe im Stalle, an Buttermilch, und das Quaken der Fröſche im Röhricht der Havel. Man wird an Karl Müchler, den preußiſchen Grenadier von 1806, erinnert, an die Wadzecksanſtalt und ähnliche Inſtitutionen, welche gänzlich auſſer dem Bereiche der Pommerſchen Dichterſchule liegen. Nach Pommern verſetz' ich ſie, weil einige ihrer Mitglieder in der That von dort gebürtig ſind, weil ſie in ihren Seeliedern ſehr ſtarke Erinnerungen an Swinemünde und Heeringsdorf hervorrufen, und weil zulezt Vor- ſo wie Hinterpommern ein Land iſt, das dichteriſche Staffagen hat. Wer ſieht nicht mit Entzücken

die grünen Oderbrüche mit den weißen Stämmen hellgrüner Birken! Wie blüht die Linde dort so ſchön! Man muß auch nicht ungerecht ſein.

Unter den ſechs mir bis jezt bekannt gewordenen Dichtern der neuen Schule herrſcht eine freundliche Verabredung. Man ſagt, daß ſie Alle nur ein und daſſelbe Mädchen beſingen, welches ihre Hand dem talentvollſten unter ihnen geben wird. Sie wartet, wer von ihnen zuerſt das ſchönſte Bild über ſie hat. Aber ach ſie wartet ſchon mehrere Jahre und noch immer bleibt das Gleichniß aus, der kühne und ſiegreiche Trope kommt nicht. Bilder genug, aber keine ſchlagenden, keines, das fünf Nebenbuhler in die Flucht ſchlüge!

Dies iſt das Geheimniß der pommerſchen Dichterſchule. Wie ſie nun nach ihrem Ideale ringt, wie ſie die Sprache beſchwört, und alle alten Lieder heraufcitirt!

Vergebliche Mühe! Sie bringen es nicht weiter als bis zu den gewöhnlichen Gleichnissen: immer dieselbe Leier, die die Alten schon anschlugen. Der Geliebten Auge ist ein Spiegel meiner Seele. Ihr Auge ist mein Himmel mit den zwei freundlichen Sternen. Ihr Auge gleicht einer gewissen, erst neulich entdeckten Blume, Vergißmeinnicht genannt. Die Geliebte ist meine Sonne, ich bin ihr Mond. Die Geliebte ist meine Wonne, die sich verlohnt. Die Geliebte ist mit einem Worte Alles, nur nicht Das, was noch nicht da war.

Die hohe Braut der Pommerschen Dichter lächelt und schüttelt ihr lockiges Haupt, wie **Brunold** sagen würde, ihr Lockenhaupt, wie **Ferrand** sagt, ihr gelocktes Haupt, wie mit einem Wortwitze **Hagendorff** sagen würde, ihr lockendes Haupt, wie schmelzender **Jäger** sagt, ihr flockiges Haupt, wie **Kossarsky** sagt, ihr lockiges Haupt endlich,

wie **Rebenſtein** ſagen würde, wenn **Brunold** es nicht ſchon geſagt hätte, alſo ihr flockenlockiges Haupt, wie er zulezt wirklich ſagt, um die Andern alle zuſammenzufaſſen. Sie verzweifeln: ſie werden nicht erhört.

Ferrand, im Grunde der König dieſes dichteriſchen Kreiſes, gibt eine Liſt an. Sie anatomiren die Schönheit ihres Idols und Jeder nimmt ſich einen einzelnen Theil deſſelben, um ihn mit Muße zu beſingen. Der Eine ſchildert ihren Kopf, der Andere ihre Bruſt, Der ſchildert ſie ſizend, Der liegend, der Eine ſchlafend, der Andere ſtrickend und nähend. Zwirnsfaden, Teppiche, Netzarbeiten und dergleichen Strickereien werden oft erwähnt und laſſen hier entweder auf eine Putzmacherin, oder eine Näherin ſchlieſſen. Singt doch **Ferrand** ſelbſt, der Meiſter:

Hier unter dieſen Bäumen
Hab' ich ſo oft geſäumt.

Oder wie **Hagendorff** gleichsam von der 7ten Stunde vom Feierabend der Grisetten spricht:

Doch wenn die Glocke geschlagen hat,
Verläßt sie dieses Haus!

Verzeihung! Ich denke nicht daran, eine geistvolle Dame so herabzusetzen; ich wollte die Dichter nur warnen, in ihren Bildern vorsichtiger zu sein, und keine Ausdrücke zu wählen, welche eine lächerliche Deutung zulassen. Warum zu ihrem Unglück noch dieses fügen? Ja, sie sind unglücklich; aber fast möcht' ich sagen, weniger an den trivialen Gleichnissen, weniger an der Spröde ihres Mädchens, weniger an den philisterhaften Eltern, die Dichtern keine Töchter geben, als an der Nachahmung. **Heine** heißt ihr Unglück.

Es hat einmal einen Dichter gegeben, (er starb als er anfing, in seiner eignen Manier zu dichten), der mit

Waſſerlilien, Meerfeyen, Mondſcheinnächten, Seemöven, mit einigen Ausdrücken, wie: charmant, ennuyant, mit Piſtolen, die nicht geladen waren, und ähnlichen Artikeln ungemein viel erreicht hat. **Heine** iſt nicht ſo groß geworden durch den Schmerz, den er empfindet, als durch den, den er affektirt. Denn das war ſchon rührend, ſich ohne Grund zu quälen und Empfindungen zu erſinnen, für welche eben nichts da war, als die Grimaſſe. **Heine** iſt durch unbeſtrittene Phantaſie, durch die inwohnende Dichterkraft klaſſiſch abgerundet. Er war ſo unglücklich, ein zahlloſes Heer von Nachahmern auf ſich zu ziehen, die jeden albernen Einfall durch **Heine's** claſſiſche Thorheit entſchuldigen wollen. Unſre Pommern gehören dazu.

Lüderlich und geiſtig abgeriſſen iſt Niemand von ihnen; ſie affektiren nur das Gegentheil ihres beſcheidenen blonden Weſens. Ihr drittes Wort iſt der Schmerz, ihr viertes

ſind Thränen; dieſe Pommern ſollten zu jener Poeſie der Blütenräume und Unſchuldsträume ſchwören, zu den ſchwermuthsvollen dummen alten Leuten, die vom bemoosten Kirchenthurme herabfallen; was haben ſie mit **Heine's** Schmerz zu thun? Hütet euch doch! Ihr werdet ſo lange an euerm geſunden Fleiſche ritzen, und etwas von **Heine's** anſteckendem Weſen hineinwiſchen, bis ihr an irgend einer Seuche untergeht; oder es geſchieht wohl gar eine Tragödie um eure Narrenspoſſen, und eine Stieglitz ermordet ſich, um euch wirklichen, veritablen, ächten Schmerz zu verurſachen.

Zwei Gedichteſammlungen liegen mir vor, und geben zu Voranſtehendem die Veranlaſſung: **Gedichte von Hugo Hagendorff** und **Gedichte von E. Ferrand. Neue Sammlung.** Die Gedichte von **Hagendorff** ſind kindiſcher, als die von **Ferrand.** Er gefällt ſich noch in der

imaginären Seelenwanderung, bald ein Vogel zu ſein, und an Liebchens Fenſter zu fliegen, bald ein Röslein ohne Dornen, und ſich ihr an die Bruſt zu ſtecken, bald ein Tropfen Waſſer, was weiß ich Alles! Dieſe Unſchuld zeichnet ſich beinahe vor den Liedern **Ferrand's** aus, die ſchon viel gemachter ſind. Der junge Mann hätte aber recht gethan, wenn er das nicht unterlaſſen hätte, was er S. 72 ſagt:

Meine armen Verſe warf ich
Zürnend in das Flammenreich.

Ferrand, der Meiſter, glaubt höher zu ſtehen, ſteht aber tiefer als ſein Schüler, deſſen nackte, feuchte Unſchuld rührend iſt. **Ferrand** wird noch viel dichten. Ich will ihm drei Regeln geben:

1) Weniger eifrig von ſeinen Liedern und von ſeinen Verſen in den Liedern und Verſen zu ſprechen!

Digitized by Google

2) Sich wenigſtens metriſcher Vollkommenheit und Abwechſelung zu befleißigen, weil das Versmaß immer noch hilft, wo auch der Gedanke trivial iſt. Es lieſt ſich doch!

3) Sparſam zu ſein in den Beiwörtern. Die Beiwörter machen die Gedichte maleriſch und anſchaulich; aber ihre Ueberhäufung wirkt wie Klere. Z. B.

Am Strande ſteht ein kleines Fiſcherhaus,
Ein hübſches Mädchen blickt von ſeiner Schwelle
Ins weite, ſchaumbedeckte Meer hinaus;
Faſt ſchlägt an ihren bloßen Fuß die Welle.
Aus niederm Schornſtein wehet dünner Rauch, —
Weit leuchten hin des Hauſes weiße Wände,
Am kleinen Fenſter ſteht ein Roſenſtrauch;
Und Weinlaub rankt am braunen Wandgelände.

Hier rührt ſich das ganze Bild wie zu einem Brei zuſammen. Aber was läßt ſich thun? Herr Ferrand wird dieſe Rathſchläge gewiß verachten.

Theater.

Es ist eine sehr gewöhnliche Meinung in Deutschland, daß unsere Zeit für den Flor der Bühne nicht geeignet sein soll. Diese Meinung sollte man endlich einmal abschließen, und dem Sachverhältnisse, was ihr zum Grunde liegt, näher treten. Thut man dies, so wird man finden, daß diese Meinung sehr bequem ist; bequem für das Publikum, bequem für die Dichter, bequem für die Schauspieler; jezt ist sie auch unwahr.

Der Dichter hat mit der Bühne einen langen Prozeß geführt. Jener hielt dieſe für ſeine angetraute Braut, und verfolgte bitter, erſt mit Satyre, zulezt mit Verachtung die Treuloſe, welche ſich ſeinen Nebenbuhlern, der Muſik, dem Tanze, dem Maſchinismus, den engliſchen Reitern, ja ſelbſt den unvernünftigen Thieren hingab. Dies war der Rauſch einer kurzen Zeit, von welcher wir jezt nur noch in dem Nachhall leben; die Bühne, ſo vielfach benuzt, ſcheint erſchöpft zu ſein. Nur die Oper iſt noch der lezte Gegner, welchen der Dichter zu beſiegen hätte. —

Aber ſelbſt die Oper iſt matt geworden. Sie hat eine flüchtige Glanzperiode erlebt und ſo unüberſehbar täglich die Zahl der Dilettanten wird, ſo ſpärlich iſt der Nachwuchs an tüchtigen Sängern wie an Componiſten. Die weiße Dame, die Stumme von Portici, Fra Diavolo, Zampa, Robert der Teufel — das hat ſich alles ſchon akklimatiſirt, und iſt

uns so bekannt geworden, wie „ein freies Leben führen wir.“ Herold, Boyeldieu, Bellini, sind todt, Rossini prozessirt gegen die französische Oper in Paris, und wird nicht eher componiren, bis er seinen Prozeß gewinnt; Auber nimmt langweilige und censurwidrige Sujets; Meyerbeer gibt niemals etwas aus einem Guſſe, sondern studirt lange, lange an den einzelnen Piecen seiner Compositionen; unsere deutschen Componisten endlich — vor denen sind die Dichter und Schauspieler sicher.

Mit den Handlangern der Oper steht es nicht besser, Schröder-Devrient — herrlich! Aber Fischer-Achten, Kraus-Wranitzki, Sigl-Vespermann, Pohl-Beisteiner, Franchetti-Walzl — das ist Alles so um den Anfang unseres Jahrhunderts herum geboren, und die jungen Nachkömmlinge, welche sich jezt auf unseren Bühnen vordrängen, gehören nicht mehr zur Nachtigallenperiode der

Sonntag, ſondern es ſind zwitſchernde kleine Grasmücken, mit niedlichen Köpfen, jungen Leidenſchaften, verſchämter Tournüre, Stimmen ohne Bruſt, keine Domglocken mehr, ſondern Alpenglöckchen, allerliebſt unter vier Augen, aber auf der Bühne nur zweite Partien.

Bei den Männern findet ſich Baß und Bariton noch genug, denn dieſe können alt ſein, für ſie gibt es keine Mittagslinie, allein wie ſtark iſt die Nachfrage nach Tenoren? Ein erſter Tenoriſt iſt das zerbrechlichſte Requiſit einer Bühne. Sie muß ihn hegen und pflegen, denn er iſt ſenſitiv wie ein Kameel; ſie muß ihn mit der Baumwolle mütterlicher Sorgfalt umgeben; und doch wollen die Tenore nicht mehr gerathen, Froſt iſt über ſie gekommen, ſie gedeihen kümmerlich.

Das ſind die Ausſichten, welche ſich für die Oper eröffnen! Wahrlich, ſie ſind ſo glänzend nicht, daß man ſie

Digitized by Google

immer bei der Hand haben ſollte, wenn von den Hoffnungen des deutſchen Theaters die Rede iſt. Nicht die Rivalität iſt es, welche die dramatiſche Literatur zu fürchten hat; ſondern in höherem Grade die Stellung des Theaters in der Geſellſchaft, die Schauſpieler und der Reſt der Thätigkeit, der ſich für die Bühne bei einigen Schriftſtellern noch erhalten hat. Kaum weiß man, welches das gefährlichſte von dieſen drei Hinderniſſen zu nennen iſt. Ich glaube, am leichteſten für eine Revolution des Theaterweſens ließen ſich noch die Schauſpieler gewinnen; denn nicht alle unter ihnen ſind ſo verderbt und flach, daß nicht ein Funke von Poeſie noch in ihnen zu finden wäre. Sie ſind angewieſen auf den Beifall der Menge, und werden vom Ehrgeize geſpornt, ſo daß ſie nach der Seite hin wohl nachgeben müßten, wo der bisherige Schlendrian ihres Treibens einen friſchen Impuls erhielte. Dennoch bleibt es beklagenswerth, daß eine Reform

des Theaterweſens nicht denkbar iſt, ohne den freiwilligen Beitritt ſo zahlloſer Schauſpieler, welche die Regie des deutſchen Theaters an ſich geriſſen haben, nach lebenslänglichen Anſtellungen geizen, und zu träge ſind, oder zu hochmüthig, um ſich dem Dichter mit Liebe und Beſcheidenheit hinzugeben, ſeinen Vorſchlägen Gehör und ſeinen Produktionen wenigſtens ihr Gedächtniß zu leihen. Von allen Seiten iſt hier der Dichter ſchlecht berathen; wo er Herr ſein ſollte, da ſpielt er eine ärmliche und zurückgeſezte Rolle.

Weil die Reform des Theaterweſens in den Geſetzen unſeres literariſchen Progreſſes liegt, ſo kann man ihr durch viele Dinge vorarbeiten, welche den Intendanzen, Regiſſeuren und Schauſpielern geſagt werden müſſen. Wir wollen den Anfang damit machen, uns an die Dichter zu wenden.

Die Literatur iſt von den Verhältniſſen, durch welche das heutige Theater bedingt wird, ſo ſehr mißhandelt worden, daß ſie in der That gar nicht mehr weiß, was ſie dem Theater bieten ſoll. Die Kritik ruft ihr fortwährend zu: Es iſt nicht zeitgemäß, es fehlt die großartige Bewegung, die Theaterperiode iſt vorüber — und Wer dieſe Entmuthigungen überhört, Wer es wagt, ſeine Gedanken an Könige, Feldherren, Verſchworne, erſte und zweite Kammerherren, an die Charaktere, welche ihm irgend eine Fabel bietet, zu vertheilen, der hört auf der andern Seite, auf der Seite des Theaters: Läßt ſich nicht aufführen, Bühnenunkenntniß, unwirkſam, und was dergleichen Beſchönigungen der Faulheit und des Hochmuths mehr ſind. Da ſoll ſich die Literatur mit dem Maſchiniſten befreunden. Aber der Maſchiniſt ſagt, er kenne die leeren Ausflüchte der Herren; er, als Maſchiniſt, vermöge Alles, man ſchreibe

ihm nur vor! Dies Gerede von Nichtaufführenkönnen, womit man z. B. Grabbe zurückgeschreckt hat, ist wahrhaft perfid; denn umsonst haben doch die Maschinisten seit zehn Jahren nicht so ungeheure Dinge in den Melodramen und Opern geleistet; sie haben uns feuerspeiende Berge, die Cyclopen-Schmiede, die Wolfsschlucht, auffliegende Pulverschiffe, lebende Bilder, tausend perspektivische Täuschungen gegeben. Aufführen läßt sich Alles, und die Sache ist nur die, daß die Literatur hier mit vornehmen unwissenden Behörden, und mit gedächtnißfaulen, dickbäuchigen Schauspielsinekuristen zu thun hat.

Auch mit dem ewigen Verlangen nach Effekt ist die Literatur überrumpelt worden. Nach Frankreich wird gezeigt: Tableaux, Melodramen, Coups, Schläge auf Schläge, Dinge, von denen unsere arme naive Literatur Nichts weiß, vor denen sie erschrickt, und lieber hingeht, den Mond zu

beſingen, als ſich an ſo Ungeheures zu wagen. Dies iſt die traurige Wirkung eines Urtheils, das es gut mit der Sache meint, und dem deutſchen Lande gewiß recht viel Ehre und Vorzug gönnt. Nein, man rufe der Literatur nicht zu: Gib uns Effekt! ſondern: Gib Leben! Der Effekt iſt, wenn er für ſich allein erzielt wird, hölzern, ohne Fleiſch, ohne Leben; aber das wahre Leben iſt immer effektvoll. Nicht einmal auf Charaktere, auf Situationen ſollen eure Ermahnungen dringen, ſondern nur auf Leben; denn wo Leben iſt, da fällt ihm alles Andere zu: Leben iſt nie ohne Charakter, nie ohne Situation. Geht ihr immer auf das Reſultat, auf den Zweck, auf das Ende aus; Wer könnte dann den Anfang wagen! Ein Rechenexempel von Effekten, ein Combiniren von Situationen: das gibt nie ein lebendiges Bild; es kann erſchüttern, aber nur die Nerven, nicht die Seele. Warum bleiben die

Deutſchen kalt bei Maria Tudor? Die Sache iſt einfach: weil wir noch Sinn für Wahrheit und Schönheit haben; weil wir Knochen verſchmähen, wenn kein Fleiſch daran iſt. Dies Laufen und Rennen in den Effektſtücken, dies Thürzuſchlagen, dies Maskenvornehmen, dies Vorhangwegziehen, dies Preſſen der Contraſte machen Angſt und Wehe; man kommt keinen Augenblick zur Ruhe, man iſt überladen mit Handlung, man möchte des Teufels werden.

Ich glaube, man traut mir zu, daß ich jene ausgeführten, lyriſchen Dramen unſerer **Raupach, Oehlenſchläger** u. ſ. w. nicht in Schutz nehmen will; jene Tragödien, wo ſich der Held die Zither geben läßt, und uns ſeine Empfindungen vorſingt; jene Sehnſüchteleien: O Enzio, eine deiner Locken ſende mir! Allein Malerei des Motives muß da ſein, was in den franzöſiſchen Stücken fehlt, ein lyriſches Element, das zur Sache gehört, Nachdenken und

Sichbeſinnen. Das deutſche Publikum will in die Handlung aufgehen, es verlangt nicht blos Thatſache, ſondern auch eine objektive Dialektik derſelben. Vor dem Zuruf: Effekt! erſchrickt jeder wahre Dichter; ſagt ihm, er ſolle nichts als Leben geben, und geſtattet ihm, ſeine Motive auszumalen; dann kann man hoffen, daß ſich endlich die Furcht vor den Bretern der Bühne bei unſern Dichtern legt.

Ein Effektſtück, das vor drei Jahren in Paris an der Tagesordnung war, Richard Darlington, iſt in's Deutſche überſezt worden. In Paris ſpielte Frederic Lemaitre, der Talma des Melodram, den Richard, einen politiſchen Charakter, der ſich von der Volksgunſt getragen, zum Coryphäen der Oppoſition aufſchwingt, von dem Miniſterium beſtochen wird, und zulezt an der Verwickelung ſeiner

in jenen Verrath hineingezogenen häuslichen Verhältniſſe untergeht. Daß Richard Darlington auch zulezt der Sohn des Henkers ſein muß, iſt blos die Tyrannei des Melodram, welche auch jezt bei den Franzoſen zu herrſchen aufgehört hat, denn ſie lachen, wenn jezt noch in der lezten Scene des Stückes dem Helden die Maske abgenommen wird, und die blutigen Endworte kommen: le Bourreau*).

*) Der Schauplatz des Richard Darlington iſt zwar England, doch der Geiſt des Ganzen ächt franzöſiſch. Wir befinden uns in jenem Paris, wo Induſtrie, Politik, Käuflichkeit und Phraſe ſich durchkreuzen. Thomſon mit ſeinen Anerbietungen, ſeiner Unterhändlerſchaft, in dem Prozentabzug von Vortheilen, die er Richard einräumt, iſt eine ganz franzöſiſche Figur, die man in den Spielhäuſern des Palais royale zu Dutzenden findet. Dies politiſche Schauſpiel erklärt uns recht die Miſere, welche ſich in Paris um ſechswöchentliche Portefeuilles balgt, und ſich auf Syſteme beruft, die ſie gar nicht zu haben pflegt. Man ſieht, daß es einen Coincidenzpunkt aller Debatten gibt, nämlich den, wo das Geld geſchrotet wird. Ja dort wollen ſie alle eine Weile ſtehen, ſo lange bis ſie für die Zukunft genug zuſammengerafft haben, dann opfern ſie Alles

Von den Stücken des Herrn **von Zedlitz**, wurde in neuerer Zeit **Kerker und Krone** am meisten besprochen. Die beiden ersten Akte dieser Fortsetzung des Tasso sind jedenfalls auf der Bühne wirksam; die drei lezten jedoch können es nicht sein, und dies liegt in dem verfehlten Gegenstande. Jede Tragödie muß anschwellen wie ein Segel, das, je höher es in See sticht, sich immer weiter und voller blähet; aber Kerker und Krone schreitet dekreszendo fort, mit jeder Scene könnte das Ganze ein Ende nehmen. Diese Tragödie ist ein Grabgesang, ein Leichenzug, ein allmäliges Entschlummern. Die sanfte Rührung, mit der sie lind die Seele anhaucht, dauert auf der Bühne zu lang, man liest das Stück als eine Elegie.

---

auf, und nichts leichter, als die eigene Ehre. Es herrscht wenig Tugend und verborgene Größe in Frankreich, und wenn wir Deutsche blos demüthigere Augenwimpern haben, so ist es bei uns nicht besser.

Die Belagerung von Mäſtricht, von **Hauch**, fand bei Kunſtrichtern einigen Beifall, allein auch dies Stück hat kein ſteigendes Intereſſe. Trotz des Kanonenlärms und Schwertgeklirres iſt der Verlauf ſtill und faſt unhörbar, es iſt nicht ein einziges Motiv in dem Stücke. Einige Scenen ſind als Epiſoden wirkſam, doch wenn ſie fehlten, würde das Ganze darum doch nicht weniger verſtändlich ſein. Uebrigens glaub' ich, daß dieſer Verfaſſer Talent für das Theater hat, denn ſeine Sprache iſt einfach, natürlich, und ohne Reminiscenzen. Er würde niemals mit **Raupach** ſagen: Wer wollte die Schnecke zur Hüterin des jungen Aars machen! und ähnliche Tollheiten, womit der ruſſiſche Profeſſor die Erhabenheit eines **Shakſpeare's** zu erreichen glaubt. Schöne Sprache! Wer hat nur den Leuten dies über **Raupach** eingeredet! Wenn **Zedlitz** gleich auch nur den oberen Schaum gibt, den die reißenden

Jamben aufführen, so herrscht doch bei ihm durchgehend Grazie und Süße des Ausdrucks. Wenn die Sprache des Tragödiendichters keine andere sein soll, als die, welche aus der inneren Leidenschaft des Gedankens sich von selbst herausbildet, so taucht **Zedlitz** seine Gestalten wenigstens in poetische und wahre Anschauungen, in einen zwar immer schon gezogenen Kreis des Ausdrucks, in dem aber Sinn, Poesie und Zusammenhang ist; allein **Raupach** hat Nichts als sinnlose Worte, verrückte Bilder, einen Apparat von vereinzelten Phrasen, welche seine Figuren im Dialoge zusammenleimen. Dies ist sehr beklagenswerth; denn daß **Raupach** theatralisches Geschick hat, ist unläugbar; seine Combinationen übertreffen die des Herrn **Zedlitz** bei weitem.

Wenn man einige neuere Lustspiele von **Raupach** liest, Zeitgeist, Nasenstüber, so wird man immer

wieder auf Till und Schelle ſtoßen. Schelle avancirt, er iſt ſchon Bataillons-Chirurgus, wird vielleicht Medizinalrath und wird dann vielleicht nicht mehr auf dem Theater geduldet. Dies iſt die einzige Hoffnung, auf den Komödienzetteln eine Perſonage zu verlieren, welche nachgerade ekelhaft wird. Schelle, von **Holberg** entlehnt, hatte einen guten Fond. Schelle war Poltron, Schwätzer, Haſenfuß, ein completer Narr. So lange ſein Wahnwitz für den Zuſammenhang einer guten Intrigue paßte, unterhielt er. Jezt, wo Schelle nicht mehr originelle Situationen, ſondern nur ſich ſpielt, wo er ſelbſt im Zeitgeiſt ſich auf die Schleichhändler, im Naſenſtüber ſich auf den Zeitgeiſt beruft, da gleicht er bereits dem Volkskasperle, der ſich im Puppenſpiele immer mit denſelben Melodien trällernd hinter der Scene ankündigt und dann mit tollen Kapriolen vor'm Publikum eine Reverenz macht. **Raupach** wollte eine

ſolche Figur ſchaffen, eine Art von komiſcher Tradition; aber es iſt nur zu bekannt, daß ſein Schelle eines mittelmäßigen Schauſpielers wegen ſo oft erſcheint, der auf dem Berliner Theater in den Schleichhändlern einmal Glück gemacht hat. Herr Gern iſt ein Schauſpieler, der mit einem gewiſſen Grunzen jedes ſeiner Worte begleitet, der deßhalb im Ausdruck der Gemeinheit klaſſiſch iſt, und durch eine ganz anomale Art zu ſpielen das Zwerchfell des Publikums zu erſchüttern im Stande iſt. Durch ihn iſt Schelle ein würdiges Seitenſtück zu Angely's Hähnchen geworden: nur mit dem Unterſchied, daß Schelle ſtudirt haben will, und einen Pli affektirt, der ihn retten könnte, wenn er etwas witziger wäre.

Auch Till droht am Witzbankerutte unterzugehen. Es war eine Figur, die ſich unter geiſtreicheren Umſtänden recht ſtattlich ausnahm. Till war ein märkiſcher Mephiſto-

pheles, Einer, der, wie man bei mir ſagt, immer aus dem Muuße kommt, ein Topfkiecker, Mutterſöhnchen, Hemkengrieper, ein Drömer, ein ganz nichtsnützіger Schlingel, der ſich nur überwinden ließ, wenn man ihm herzhaft zu Leibe ging. In Till's Eulenſpiegeleien iſt Wahrheit, nur hat er das Unglück gehabt, wiederum auf dem Berliner Theater von einem ſehr einſeitigen Komiker dargeſtellt zu werden, der in der Rolle gefiel. Herr Rüthling iſt die Veranlaſſung, daß Till immer matter wird. **Raupach** beſizt den Fond nicht, ſeiner Schöpfung immer wieder den Anſtrich der Neuheit zu geben. Schelle und Till ſpielen eine verkümmerte Rolle und haben nur noch die alten Grimaſſen und Geſtikulationen, welche beleidigen, weil ſie auf die Spitze getrieben ſind.

Der Junker Kaspar im Zeitgeiſt iſt Niemand anders, als Siegfried von Lindenberg, der edle Krautjunker.

Raupach pflegt bei ſolchen Plagiaten immer vorauszuſetzen, daß er nicht **Shakeſpearen** und **Schillern**, ſondern dieſe hier und der alte Gottwerth Müller ihm nachgeahmt haben.

Mehrere Luſtſpiele von J. E. Maud ſind nicht ohne Beifall über die deutſchen Breter gegangen. Sie ſind gut angelegt, ſie verwirren ſich, indem ſie uns beluſtigen, und enden nach alter Manier mit Gruppen, wo zwei, drei, vier glückliche Brautpaare vom Parterre ihre erſten Gratulationen annehmen. „Sein Onkel und ihre Tante“ iſt ein artiger Scherz, welcher auf Verwechſelungen beruht, und durch einige komiſche Charaktere belebt wird.

Die Räuberbräute, ein fünfaktig Luſtſpiel, ſchweift bei weitem mehr aus. Verkleidungen wirklicher und vorgeſtellter Räuber, Aehnlichkeiten mit **Raupach's** Schleichhändlern, gehören zu den Hebeln dieſer in der Hauptſache übertrieben

unwahrscheinlichen Erfindung. Die beiden Liebhaberinnen führen einen Charakter durch, von welchem man sich keine ernste Vorstellung machen kann. Es müßten doch sonderbare Ehemänner sein, in welche sich ihre Frauen als Mädchen, nicht als Das, was sie sind, sondern als etwas Abenteuerliches, das sie vorstellten, verliebten, und welche damit auch auf alle Zeit zufrieden sein könnten. Jedoch es gibt solche Mädchen nicht, wie sie hier auftreten. Den Franzosen würde eine Fabel, wie die hier durchgeführte, recht ungereimt vorkommen, und wir wollen uns keineswegs die Blöße geben, sie in Schutz zu nehmen.

Den größten Theil einer von **J. E. Mand** begonnenen Sammlung seiner Lustspiele nimmt eine Vorrede ein, in welcher der Verfasser mit einer am Lustspieldichter auffallend schwerfälligen und ungewandten Sprache und in dialogischer Form eine Menge von Fragen abhandelt, welche

das deutsche Theater betreffen, und zum großen Theil nur dem Kenner der Bühnenverhältnisse in Berlin verständlich sind. Ich sehe nicht ein, warum die Anwaldschaft der vernünftigsten Dinge in diesem Gespräche gerade einem verrückten Professor übertragen ist? Sollte man in Berlin nicht ohne Gefahr aussprechen dürfen, was daselbst gegen die Verwaltung der Theater von Einsichtsvollen eingewandt werden kann? Dieser Dialog würde weit genießbarer geworden sein, hätte der Verfasser ihn durch die Grillen eines verrückten Mitredenden nicht pikanter machen wollen. Alle hier mitgetheilten Thatsachen beruhen auf einer traurigen Wahrheit, allein der Verfasser thut Unrecht, sie durch den Geist unseres Publikums, durch die Zeitumstände und unser Jahrhundert zu entschuldigen. Er hält das Geld für eine Nebensache, allein das Geld ist niemals Nebensache. Würden die Theater den dramatischen Schriftstellern mehr

Geld geben, so würden sie selbst weniger unnational werden. Hundert Köpfe mehr würden sich versucht fühlen, ihren Fleiß dem Theater zuzuwenden, wenn sie voraussetzen könnten, daß er auch angemessen belohnt werde. Allein es gibt hier Nichts zu verdienen. Die Kleidung einer Prima Donna kostet mehr, als zur Hälfte genug sein würde, die Foderung eines dramatischen Schriftstellers zu befriedigen. Ehre also Dem, welcher sich entschließt, für das Theater zu schreiben quand même! —

Seit einiger Zeit sucht sich ein sehr talentvoller Schriftsteller **Sigismund Wiese** dem Theater zu nähern; allein er kommt im Interesse der Philosophie und Theologie zu ihm. Die Intendanten werden hierüber erschrecken, doch finden wir drei von **Wiese** erschienene Trauerspiele

ſehr beachtenswerth. Sie ſind mit Fertigkeit angelegt, die Sprache iſt rapid und edel, der Dialog keuſch und frei von Reminiscenzen, die Erfindungen ſelbſt ſind nicht überraſchend neu, aber anziehend und durch ihre Behandlung ſpannend. Durch alle zieht ſich übrigens ein religiöſes Intereſſe, welches ihnen ein ganz beſonders originelles Colorit gibt.

Die Wilden und die Anſiedler behandeln den Kampf der Ureinwohner Nordamerika's und der engliſchen Koloniſten, welche mit Feuer und Schwert, mit Liſt und Chriſtenthum die wilden Horden beſiegen mußten. Die Charakteriſtik der amerikaniſchen Häuptlinge iſt ausgezeichnet gelungen, und würde auf der Bühne von großer Wirkſamkeit ſein. Dabei fehlen nirgends die Ruhepunkte des Effekts, die Akte ſchließen ſpannend, die Situationen ſind maleriſch. Nur die doppelte Wiederholung eines Schuſſes,

der das erſtemal überraſchend iſt, möchte ein Mißgriff ſein. Der Verfaſſer konnte dieſe Wiederholung vermeiden, wenn er überhaupt dieſem Stücke einen andern Schluß zu geben beliebt hätte. Mußte nicht das Ganze abgerundet und eine Art poetiſcher Gerechtigkeit am Schluſſe hergeſtellt werden? Konnte dies beſſer geſchehen, als wenn der engliſche General im Augenblick ſeines Sieges von der Regierung wäre abberufen worden, und er nun da geſtanden hätte, reſignirend und das für ihn Vergebliche ſeiner blutigen Saat betrachtend? Ich glaube, dies hätte einen erhabenen Eindruck zurückgelaſſen.

Die Märtyrer ſchildern in einer Weiſe, die mit **Calderon** verwandt iſt, die Verfolgungen, welche das Chriſtenthum in Aegypten vom Staat, vom Volke und den Prieſtern, von eſoteriſchen und exoteriſchen Intereſſen zu dulden hatte. Die ideelle Grundlage dieſer Erfindung wird

mit Geiſt ausgeſprochen: der Verf. dachte über die Religion nach. Wäre der Gegenſtand nicht ſo ſchmerzlich ernſt, ſo würde ſich dies Trauerſpiel ſehr gut zu einer Oper umgeſtalten laſſen. Der myſtiſche Apparat der Tempelreligion macht es zu dieſem Zwecke empfehlungswerth.

Lothar und Sulamith liegt etwas zu baar auf der Oberfläche. Man ſieht hier die theologiſche Tendenz des Verfaſſers überdeutlich hervortreten. Warum mußte Sulamith ſo plötzlich vom Geiſte ergriffen werden? Dies iſt für die moderne Zeit unnatürlich. Heute geht bei den Frauen der Weg zu den Ideen nur durch die Liebe. Daß Sulamith Lothar liebte, konnte mit dieſer Plötzlichkeit geſchehen, nicht aber, daß ſie Chriſtin wurde. Auch iſt die Vergiftungsintrigue matt, und läßt kalt, da Alles vor unſern Augen geſchieht und wir die Helden nur als Schlachtopfer ſehen. Aber die äſthetiſche Spekulation wird

nichts deſtoweniger durch dieſe Arbeit angeregt; wir werden überzeugt, daß ſich die Behandlung der modernen Verhältniſſe des Chriſten- und Judenthums mit Rekapitulationen der Vergangenheit in der Poeſie ſehr gut ausnehmen müßte. Die Eingangsſcene auf den Kirchhöfen der Juden und Chriſten, das gegenſeitige Klagen und zur Rache Rufen iſt vortrefflich gedacht, und bis auf den verunglückten Humor der Todtengräber mit kunſtvoller Behandlung durchgeführt.

Ich freue mich aber, noch eine andere ausgezeichnete Hoffnung für das Theater erwähnen zu dürfen, die in mir durch **Danton's Tod, von Georg Büchner,** angeregt worden iſt.

Dies treffliche Drama entwickelt vor unſern Augen

eine tragiſche Kataſtrophe der franzöſiſchen Revolution. Die Autorität Robespierre's iſt im Steigen, und die zweite Reaktion gegen die Revolution beginnt. Die erſte Reaktion war der Sturz der Gironde, die zweite iſt der Sturz des Moderantismus. Wie Saturn verſchlingt die Revolution ihre eigenen Söhne. —

Aber ſchon unterſcheiden ſich die verſchiedenen Klaſſen dieſer Rückwirkung. Die Girondiſten waren Männer, welche nicht durch Abſichten und Pläne in die Revolution hineingeriſſen wurden, ſondern durch Sympathien, Prinzipien, und durch den erhabenen Enthuſiasmus, welcher in jenen ſturmvollen Zeiten alle Gemüther ergriffen, und ſich endemiſch wie ein Fieber fortgepflanzt hatte. Die Girondiſten ſtarben mit ihren blumenreichen Reden, mit dem nobeln Ernſte, und der vornehmen Geringſchätzung, welche einmal die Doktrine in der Theorie und oft ſogar das

Juſte-Milieu in der Praxis zu begleiten pflegt; ſie ſtarben, weil ſie die Revolution ohne die Maſſen wollten. Die Dantoniſten dagegen hatten an den Händen ſchon Blut, das Blut des Septembers, das nicht vergoſſen wurde, um zu ſtrafen, ſondern um zu ſchrecken. Als die Dantoniſten, durch die Ariſtokraten in der Stadt, die Könige vor den Thoren, in eine faſt chirurgiſche Entzückung verſezt waren, daß ſie mit lächelnder Miene ein faules Glied am Staate grauſam amputirten; da hatten ſie der Revolution in der That mehr ſich ſelbſt zum Opfer gebracht, ihr Gefühl, ihre Humanität, ihre durch ein ruhiges Gewiſſen geweihten Nächte. Sie hatten ſo Ungeheures gethan, ihrer angebornen Herzensgüte zum Trotz, daß ſie nicht glauben konnten, die Revolution verlange noch neue Opfer. —

Allein Robespierre reichte zwei Anklagen gegen ſie ein, auf übertriebene Mäßigung die eine, auf Unſittlichkeit

die andere. Die Dantoniſten waren den Girondiſten durch Kopf und Herz verwandt, jene waren die Römer der Revolution, dieſe ihre Griechen; hatte man früher die Charaktere guillotinirt, ſo wollte man jezt die Genialität guillotiniren; denn Danton war Alcibiades, und Camille Desmoulins lebte nur in Athen. Alle ſeine Anſchauungen gingen vom Illiſſus aus; das Palais royale war ihm Ceramikus; er wollte eine Republik, worin man patriotiſch wäre, wie Demoſthenes, weiſe wie Sokrates, und in den Sitten genial, wie jene Kreiſe, die ſich um Aspaſia ſammelten. Dieſe zweite Phaſe der Revolution kämpfte mit der dritten, wo die Revolution ein Cultus geworden war, und ihre Altäre, ihre Dogmen und Ceremonien hatte, wo dem Blut-Meſſias, wie Camille Robespierre nannte, St. Juſt zur Seite ſtand, die Apokalypſe neben dem Evangelium.

Nichts bezeichnet die drei blutigen Epochen der franzöſiſchen Revolution beſſer, als die Begriffe, die zu verſchiedenen Zeiten über die Revolution herrſchten. Die Gironde hielt die Revolution für Etwas, das man erſetzen könne, Danton für Etwas, das man abſchließen könne, Robespierre für eine Offenbarung, welche ganz außer dem Bereiche des menſchlichen Willens liege, alſo für die Vorſehung und die Gottheit ſelbſt. Aber alle ſahen die Revolution als etwas Fertiges, Abgegränztes über ihrem Haupte: die erſten als eine Laſt, die zweiten als ein Hinderniß, die dritten als eine Idee, wie die Meſſiasidee, in welche ſie ſich hineinſchoben, wie auch Chriſtus nicht anders that, als eine Vorſtellung ſeiner Nation adoptiren, und ſich ſelbſt zum Subſtrat und Subject einer äußeren Thatſache machen. Eine Idee despotiſirte hier die Menſchen, die Menſchen waren nur die Beamten eines Begriffes. Alle

beriefen ſich auf die Revolution wie auf eine unſichtbare Gottheit. Dies war entſetzlich; denn ſie hatten doch wahrlich die Revolution in Händen und konnten aus ihr machen, was ſie wollten. —

Georg Büchner's Auffaſſung der franzöſiſchen Revolution verräth eine tiefe Kenntniß derſelben. Seine Charakteriſtiken der Tendenzen und der Perſonen ſind meiſterhaft. Seine Gemälde ſind ſkizzenartig hingeworfen; aber die Umriſſe der Kohle ſind ſo ſcharf, daß unſere Einbildungskraft ſich von ſelbſt eine Welt vorzaubert. Danton, Robespierre, St. Jüſt, Camille Desmoulins ſind vortrefflich gezeichnet — ſo wie in allen Nebenpartien, in den Volksſcenen und dem Geſpräche der unterſten Klaſſen ſich die Vertrautheit mit ſeinem Gegenſtande zu erkennen gibt. Warum ſollte dies auch nicht? Unſere Jugend ſtudiert die Revolution, weil ſie die Freiheit liebt, und doch die

Verbrechen vermeiden möchte, welche man in ihrem Dienſte begangen hat.

Man darf ſagen, daß in **Büchner's** Drama mehr Leben als Handlung herrſcht. Die Handlung ſelbſt iſt, als der Vorhang aufgeht, ſchon abgeſchloſſen und vorhanden; der Stoff iſt ſo undramatiſch, wie Maria Stuart. Auch **Schiller** wollte eine Tragödie geben, und gab die Dramatiſirung eines Prozeſſes; **Büchner** gibt ſtatt eines Drama's, ſtatt einer Handlung, die ſich entwickelt, die anſchwillt und fällt, das lezte Zucken und Röcheln, welches dem Tode vorausgeht. Dieſen Mangel der Handlung jedoch, den Mangel eines Gedankens, der wie eine Intrigue ausſieht, läßt die Fülle von Leben, die ſich hier vor unſern Augen noch zuſammendrängt, weniger ſchmerzlich entbehren. Wir werden hingeriſſen von dieſem Inhalte, welcher mehr aus Begebenheiten, als aus Thaten beſteht, und erſtaunen über die

Wirkung, welche eine Aufführung dieſer Art auf dem Theater machen müßte, eine Aufführung, die bei jetzigen Umſtänden unmöglich iſt, weil man Haydn's Schöpfung nicht auf der Drehorgel ableiern kann.

Wenn wir uns dem beſonderen künſtleriſchen Verdienſte dieſer Produktion nähern, ſo müſſen wir geſtehen, daß ſie uns die Auffaſſung des Stoffes noch bei weitem zu übertreffen ſcheint. In Bildern und Antitheſen zucken hier Blitze von Geiſt und Eleganz. Keine verrenkten Gedanken ſtrecken ihre langen Geſtalten gen Himmel, und ſchlottern wie geſpenſtiſche Vogelſcheuchen am Winde hin und her, keine ungebornen Embryonen umſtehen uns in Spiritusgläſern, und beleidigen durch ihre Unſchönheit das Auge, ſie mögen auf noch ſo tiefe Entdeckungen zu deuten ſcheinen. Es iſt Alles ganz, fertig, abgerundet, Staub und Schutt, das Atelier des Geiſtes ſieht man nicht, und ich wüßte

nicht, worin anders das Kennzeichen eines literariſchen Genies beſtünde. Als ein ſolches muß man **Georg Büchner** mit ſeiner Ideenfülle, mit ſeiner erhabenen Auffaſſung, mit ſeinem Witz und Humor begrüßen.

Man muß hier unwillkürlich an **Grabbe** erinnert werden, der gegenwärtig in Düſſeldorf lebt. Er ſelbſt geſteht, daß ihn **Immermann** wieder in das rechte moraliſche Geleis der Exiſtenz gebracht hat, und drückt ſich in einem Vorworte zu ſeinem neuen Drama: Hannibal faſt ſo aus, als wäre er durch **Immermann** wieder zu einem Menſchen geworden. Dies iſt ein Geſtändniß, um welches wir **Grabbe'n** bemitleiden, denn an **Immermann** war es, das Wiedererſcheinen der **Grabbe**'ſchen Muſe, die er vor längerer Zeit in ſeinem Reiſetagebuche ſo kühl behandelte, wieder anzukündigen. Er hätte der weichen und

gerührten Stimmung **Grabbe's** zuvorkommen müſſen, da einmal preisgegebene Menſchen, wenn ſie ſich aufrichten, und der Geſellſchaft wiedergeſchenkt werden, gemeiniglich ſo gedehmüthigt ſind, daß jedes ihrer Worte zittert, und ſie alle Welt umarmen möchten. Wäre es nicht entſetzlich, wenn **Grabbe** vor dem Publikum noch mehr ſtammelte, als er ſchon geſtanden hat? Nein, **Immermann** mußte ſeinen Schützling ankündigen, **Immermann**, der es ohne Erröthen hätte thun können, da er ſelbſt neulich die Umkehr von ſeinen früheren äſthetiſchen Urtheilen ausgeſprochen hat.

Das dramatiſche Mährchen Aſchenbrödel erreicht durchaus nicht jene Stufe, welche **Grabbe's** würdig iſt. Hier haben wir weniger, als **Platen** in ſeinem gläſernen Pantoffel geleiſtet hat; um ein Mährchen dieſer Art auszuführen, bedarf es eines Witzes, wie er **Tieck** zu Gebote

ſtand, und einer Poeſie, wie ſie **Menzel** in ſeinem Rübezahl und Narciſſus wenigſtens durch eine Art poetiſirender Scholaſtik zu erſetzen ſuchte; jedenfalls aber einer ſaubern und netten Hand, die nicht, wie **Grabbe**, Alles über den Haufen wirft. Zum Mährchen hat **Grabbe** weder den Beruf des Witzes noch der Lyrik. Seine Verſuche im Witze ſind pritſchenhaft plump; ſeine Leiſtungen in der Lyrik ſind nur die Beſtrebungen des Vogelſtellers, der auf einem Baumblatte die Nachtigall lockt; aber die Nachtigall kommt nicht.

Erſt in der Tragödie Hannibal ſehen wir den früheren **Grabbe** wieder. Da ſind die Situationen maleriſch ſchön, die Charakteriſtik iſt rapid und bis auf's Aeußerſte pointirt, der Dialog iſt ein Muſter von Kürze und ſchlagender Gedrängtheit. Hier ſtürmen Sprache und Phantaſie, die Alpen erfrieren jedoch oben, wie dies **Grabbe'n** immer

charakteriſirt hat, zu einer eiſigen Cryſtalliſation. Es ſind die alten großartigen Bilder, von denen zwei Drittel immer ſo originell ſind, und das lezte Drittel immer ſo ſteif, irdiſch und ungelenk.

Hannibal ſteht vor den Thoren Roms, wir ſehen ihn in Capua, zwiſchen den Bergen, in Afrika, bei Zama, zulezt bei Pruſias, einem Könige, den **Grabbe** mit zu vieler Ironie zeichnet, da er die Exequien und die poetiſche Gerechtigkeit des fünften Aktes zu verwalten hat. Zwiſchendurch Karthago mit ſeinen Parteien, Rom mit dem ſchwankenden Senat, Spanien mit Numantias rauchenden Trümmern. An klaſſiſchen Details fehlt es hier nirgends, ſei es nun, daß **Grabbe** den Krämergeiſt Karthago's zeichnet, oder die innere Hohlheit des Cato Cenſorinus, oder die gutmüthige Eitelkeit eines Terenz, des Begleiters der Scipionen, oder die kleinliche Größe des Fabius

Tunctator. Hier iſt **Grabbe** immer originell und überraſchend, und erhält uns den Glauben an eine Muſe, welche ein olympiſches Recht zu zürnen hat, wenn ſich ihr nicht das öffentliche Intereſſe mit aller Theilnahme hingäbe.

Doch woher kommt es wohl, daß **Grabbe's** Dramen in Rückſicht auf ſeine Perſönlichkeit uns ſo wohl thun, objectiv aber niemals die Billigung des Kunſtrichters erhalten haben? Auch wenn man Hannibal als ein Ganzes läßt, und zugleich an das Einzelne einen äſthetiſchen Maßſtab legt, ſo mißbehagt auch dieſes Trauerſpiel. Es iſt nur eine Veranſchaulichmachung und Dramatiſirung der Hiſtorie. Es findet ſich kein Steigen und Anſchwellen des Stoffes; die Begebenheiten ſelbſt ſtehen über dem Haupte des Dichters, und bleiben immer noch groß genug, um ſein Werk auf ein Verdienſt als eine Skizze zu verweiſen. **Grabbe's** Werk iſt feſt in den Knochen; die Muskeln,

Flechſen und Arterien winden ſich um das ſtarre Gerippe herum; aber der Reſt fehlt, das Fleiſch, die ſchöne Bekleidung der Haut, die blühende Farbe der Natur, des Lebens und der Wahrheit. Man wird uns zutrauen, daß wir nicht nach **Schiller**'ſchen Jamben und Reflexionen fragen: aber die Malerei der Motive, von der wir oben ſprachen, dürfen wir nicht aufgeben. Die Menſchen ſind nicht ſo, wie ſie **Grabbe** ſchildert, ſelbſt in den verzweifeltſten, äußerſten Lagen ſind ſie anders, ſie ſind immer noch etwas neben und außer der That. Dieſer ganze Bereich fehlt bei **Grabbe** und wird ihm überall im Wege ſtehen, wenn es ſich darum handelt, ſein Studium den Maſſen zu empfehlen. Während man kaum zeigte, wie kühn er im Sattel des Pegaſus ſizt, wird man rufen, daß ihn das Roß ſchon wieder abgeworfen. **Grabbe** hat **Immermann** dafür gedankt, daß er ihm Muſe zum Dichten verſchafft habe;

vielleicht iſt es möglich, daß **Immermann** ihm auch ſeine Ruhe einflößt.

Ich würde in dieſer Verbindung der Leiſtungen eines Schauſpielers nicht Erwähnung thun, wenn ich nicht glaubte, daß ſich an Carl Seydelmann mancherlei Ausführungen und Vermuthungen anknüpfen ließen, welche vielleicht durch ihn ſelbſt nicht beſtätigt werden, aber für einige oben ausgeſprochene Hoffnungen als Grundlagen oder wenigſtens als Anknüpfungspunkte dienen können.

Die Bewunderung, welche man für Carl Seydelmann haben muß, wird durch eine Empfindung getrübt, welche in den Umſtänden liegt, unter welchen dies Genie auftritt. Welch' eigenſinnige Zeit für eine Perſon, die an die Maſſe angewieſen iſt! Wir reden nicht von dem Bedürfniß des Schauſpielers, daß er ſeine Zuſchauer habe,

nicht von dem Gemeinſatze, daß die Nachwelt dem Mimen keine Kränze flechte, ſondern von einem Genie, das ſich nach einer großartigen Bewegung ſehnen muß, nicht um ſie einzufangen, und aus eigenen Mitteln zu beſtimmen, ſondern nur, um in ihrem Zug hineingeriſſen zu werden, und, ihr hingegeben, ſich als Moment einer großen öffentlichen Thatſache zu fühlen. Was Seydelmann braucht, iſt eine großartige Regung des Theaters, eine Kritik, die auf der Höhe ſeiner Leiſtungen ſteht, und einen Zug des Intereſſes, der auf eine Tendenz hinauskommt.

Wie Garrick geſpielt hat, wiſſen wir nicht; aber er ſpielte unter dem Einfluſſe einer literar-hiſtoriſchen Bewegung. Er war es, der den Stein von **Shakeſpeare's** Grabe wälzte. Sein Spiel hatte einen Sinn, der ſich in Worte faſſen ließ; denn er ſtürzte den Roſcius der Reifrocksperiode, er ſtürzte Quin, den Heros der franzöſiſchen

Tragödie, und er war es, ohne den Shakeſpeare nicht von der Vergeſſenheit, Undankbarkeit und pedantiſchen Kritik erlöſt werden konnte. Er war in das Geheimniß einer großen Nationalverſchwörung gezogen worden, er war der Todenerwecker eines Vergeſſenen, und ſein Spiel hatte ein Fundament, das über den lügenhaften Tag eines Theaterabends hinausreichte; ſo, daß man nicht Shakeſpeare nennen kann, ohne zugleich dem Andenken Garricks ein Opfer zu bringen. Und dieſer Kultus iſt um ſo geheimnißvoller und ſchöner, da wir nicht mehr wiſſen, wie Garrick geſpielt hat. Das Perſönliche vergeht, und die Tendenz erhält ſich.

Was Garrick für England war, bleibt Schröder für Deutſchland; denn wir verſtehen nichts mehr von dem Entzücken unſerer Großväter, die uns Schröder's Spiel beſchreiben wollen; aber wir wiſſen, daß er den Deutſchen

gezeigt hat, was Helden ſind, Helden durch und durch, Helden der Poeſie, nicht der Staatsaktion. Wir haben die Paragraphen unſerer Literaturgeſchichte zur Hand, und können aufweiſen, wie Schröder geweſen ſein muß; denn wir wiſſen, welche Geſtalten **Gerſtenberg, Leiſewitz, Leſſing** und **Göthe** nun zu ſchaffen anfingen. Wir haben Fleck nicht mehr: wir geben ſein Spiel hin: wir bleiben kalt bei den Entzückungen alter Berliniſcher Theaterroues und **Tieck's**; wir wiſſen nicht einmal, ob uns Alles ſo, wie es gegeben wurde, gefallen hätte, aber wir haben **Schiller**, wir haben Wallenſtein, wir haben einen Typus, der unvergeßlich iſt, weil er der Literaturgeſchichte angehört. Iffland's Spiel war unſtreitig ganz auf den momentanen Eindruck des Theaterabends berechnet; aber wir können es noch immer zergliedern, ohne daß wir jene kleinen Details der Menſchennaturnachahmung, jene

berechneten Coups der Charakteriſtik und das ganze Hachè von einzelnen Manieren ſelbſt geſehen haben. Denn wir beſitzen Dramen, die er zufällig ſelbſt geſchrieben hat, wir kennen die literariſche Periode der Familiengemälde, kennen die pſychologiſche Richtung des Zeitgeiſtes, wir kennen die Böſewichter und Präſidenten, die ganze Revolution der Sitten und Meinungen, wie ſie die Wendung des alten und neuen Jahrhunderts ſo prägnant bezeichnet hat. Die wahren Maßſtäbe dauernder Mimengröße ſind die Tendenzen der Zeit; und melancholiſch iſt es, ein großer Schauſpieler ſein, ohne eine große Bewegung, welche ihm in die Hände arbeitet.

Wir haben in neuerer Zeit einige vortreffliche Schauſpieler gehabt; ſubjektive und objektive. Zu jenen gehört Ludwig Devrient, den eine weniger göttliche als dämoniſche Natur begünſtigte. Zu dieſen gehören hie und da zerſtreute Künſtler, welche ſich durch einen gewiſſen Eclekti=

cismus auszeichnen, oder durch die Gewandtheit, ſich in die klaſſiſche Tradition einzelner Rollen hineinzudenken, durch die Kunſt, es einem Schröder, Eckhof oder einem unbekannten Originale, das gerade für dieſe oder jene Rolle wie dafür geboren ſchien, gleichzuthun. Aber dieſer Maßſtab langt für die Größe Seydelmann's nicht zu: denn dies iſt kein hiſtoriſches Spiel in dem Sinne, daß Seydelmann hier an Garrick, dort an Poquelin, in einem andern Fache an Iffland erinnern will. Daß er manche Rollen ſo geben mag, wie ſie Iffland gab, iſt einleuchtend; denn es ſind dieſelben Worte und Geſten, die ihm der Dichter (dann Iffland ſelbſt) vorſchrieb, und die nicht verrückt werden dürfen. Aber Seydelmann iſt ein Ganzes, ein abgerundetes Genie, eine Fundgrube ſeiner ſelbſt, eine ſolche Objektivität, daß er jedes Stoffes Meiſter wird. Seydelmann iſt Schöpfer, und vielſeitig, nicht

traditionell oder eclektiſch, ſondern aus innerer ſprudelnder Kraft, aus einem Ideale, das in ihm wohnt, an dem er jede Rolle ihre Probe beſtehen läßt. Seydelmann ſpielt die alten Helden, die alle ſchon einmal da geweſen ſind: er kann ſie neu machen, aber nur für den Theaterabend und für die Kritik ſeiner Perſönlichkeit; denn es ſind alte Helden, es iſt ein altes Repertoir, das er ſpielen muß, und dies iſt die Melancholie dieſes Künſtlers. Er ſucht eine Bühne, welche von einem großen Intereſſe geleitet wird. Wo iſt ſie? Wo iſt die Literatur, die ihm in die Hände arbeitet? Wo iſt das Vehikel, das ſein Genie einſchlöſſe, uns es dauernd machte mit Dem zugleich, was durch ſein Genie veredelt iſt? Hier iſt Alles matt und krank. Hier iſt wenig Hoffnung. Die Bühne iſt eine Anſtalt der Gewohnheit geworden, ſie füllt drei leere Stunden des Tages aus; der Staat pflegt ſie „zum Vergnügen der Einwohner.“

So muß ſich Seydelmann auf den Troſt beſchränken, eine geſunkene Juſtitution wenigſtens äußerlich zu Ehren, wenigſtens die Achtung vor der Kunſt wieder in Schwung zu bringen, und der Oper und allen Surrogaten der Langeweile zwiſchen 6 und 9 Uhr Abends gegenüber, das Schauſpiel in ein Gleichgewicht zu ſetzen, daß das matte Publikum doch wieder zu ahnen beginnt und wenigſtens — erſchrickt. Seydelmann iſt nur auf ſich angewieſen, auf den verzeihlichſten Egoismus, auf eine innere Genugthuung, die ſich ſchmerzlich lächelnd auf ſeinem bleichen Antlitz malt.

Aber dieſe ganze Miſere wird eine andere Wendung nehmen. Seydelmann iſt jung (die ewige Kunſt verjüngt). Seydelmann wird der Held einer Periode werden, die im Anzuge iſt. Die Reform des deutſchen Theaters kann nicht ausbleiben; denn Dinge, über die man ſich klar iſt, kommen von ſelbſt.

Die deutſche Literatur hat hier nicht die geringſte Rolle zu ſpielen. Es liegt in ihrem eigenen Intereſſe. Warum klagt ihr denn immer, daß ſich für euern Kram jezt gar kein Publikum, keine großartige Theilnahme findet? Warum habt ihr immer **Schiller** und **Göthe** im Mund, und könnt nicht begreifen, wie zwei Menſchen eine Religion haben ſtiften können? Dies iſt ganz einfach: die alte Literatur vermittelt ſich mit dem Publikum durch das Theater, nicht durch die Leihbibliothek. Es gab eine Zeit, wo ſich zarte Frauen ſchämten, ihre Lektüre aus dieſen Winkelbuden, die oft unter dem Schutz eines ganz unwiſſenden Buchbinders ſtehen, zu holen. Es gab eine Zeit, wo ſich auf den Tiſchen anſtändiger Häuſer keine fettigen Bücher antreffen ließen, die ſich ihren Weg durch die Vorſtädte und verrufenen Gaſſen mit abſcheulicher Unverſchämtheit in gute Geſellſchaft bahnten. Es gab eine Zeit, wo man ſich ſchämte, nur Das

zu leſen, was gerade in einer Bibliothek zu Hauſe iſt, wo man ſich entblödete, nachdem ſeine Jugend an klaſſiſchen Muſtern Bildung eingeſogen hatte, nun jene geiſtloſen Fabrikate durchzuleſen, die man oft erſtaunt, in den Händen geiſtreicher Frauen anzutreffen. Die Kritik macht hier nicht Alles, das Publikum iſt zu bequem und zu geizig. Man kann es nur noch durch das Theater locken, durch einen Ort, wo der neue Shawl, die Koketterie und die Lorgnette ihre Rolle mitſpielen dürfen. Das Theater muß gleichſam die buchhändleriſchen Geſchäfte übernehmen. Der Vortheil iſt groß; denn vom Munde zum Auge iſt auch vom Munde zum Herzen. Die Literatur wird runder und deutlicher werden, und jener Fluch wird aufhören, daß euch der Leſepöbel (Leute von 10,000 Thalern Revenuen gehören oft erſt recht zu dieſem Pöbel, und beſonders Damen, obſchon ſie die Cavatinen aller neuen Opern ſingen können) mit offenem

Munde anſtarrt und euch gar nicht verſteht, daß ihm Alles ſo ſonderbar und auffallend, und der Gebrauch, den ihr von der deutſchen Sprache macht, ganz böhmiſch vorkommt. Werdet praktiſch, werdet, wie die Alten waren, und belauſcht das Spiel eines Seydelmann!

Ich weiß, woran die Noth liegt: an der geſellſchaftlichen Stellung des Theaters. Die Oberaufſicht unſerer Theater iſt in die Hände adlicher Hofchargen gekommen. Der Hoftheaterintendant rangirt mit dem Oberjägermeiſter. Der Hoftheaterintendant iſt Kammerherr, und der Schlüſſel, den er trägt, ſchließt ſelten das Geheimniß der Kunſt auf. Gott ſei's geklagt! Es gibt Hoftheaterintendanten, welche es in der deutſchen Literatur ſchon bis zu Gellert's Fabeln gebracht haben, Hoftheaterintendanten, welche berühmte Dichter für Schauſpieler halten, und wenn ihnen die Ankunft Immermann's gemeldet

wird, rund weg, und kavalierement erklären — ſie könnten ihn nicht ſpielen laſſen. Welche Herren werden zu Hoftheaterintendanten gewählt? Diejenigen, welche als Kammerherren zu wenig Gehalt haben, und noch einer Gehaltszulage bedürfen, um ihrem alten feudalen Namen Ehre zu machen; oder auch ſolche, welche ein ſo reichliches Einkommen beſitzen, daß ſie auf die kleine Entſchädigung für dieſe Charge nicht viel geben, und doch den Glanz des Hofes vermehren helfen können. Dieſe Herren dienen zulezt dazu, Privatleidenſchaften, das Ballet, eine Arie aus Robert dem Teufel, die Orgel, Gebetsſcenen recht oft auf das Repertoir zu bringen, die Kunſt aber zu Grabe.

Jene ſchöne Zeit, wo Madame Koch, Madame Golzig, Madame Döbbelin die deutſchen Hoftheater-Intendanten waren, wo es keine lebenslänglichen Penſionen gab,

wo man wanderte wie Thespis, da ſtand es beſſer um das Genie des Schauſpielers und um das Intereſſe der Literatur. Die Banden hatten ihre Dichter, relegirte Studenten, wegen Freiſinnigkeit abgeſezte Prediger, aber helle Köpfe, liederlich, dem Trunk ergeben, aber praktiſche Menſchen, und wenn nicht ſelbſt Poeten, doch Repräſentanten deſſen, ohne das dieſe Theater nichts waren, Repräſentanten der Literatur. Da ſchleppte man keine Tamtams mit ſich, und keine gläſernen Zauberpaläſte, keine Dekorationen des Veſuvs, die eigens in Neapel verfertigt waren. Es war Alles beſſer: namentlich die Schauſpieler, und die Stücke, welche geſchrieben wurden. —

Ich weiß, wie ſich die Dinge wenden müſſen, wenn eine Theater-Reform aufkommen ſoll. Die Hoftheater-Intendanten müſſen Achtung vor der Literatur bekommen; wenn nicht vor den poſitiven Schöpfungen, doch vor der Kritik.

Gewöhnt, mit kleinen Lokalbellern zu zanken, und dem obscuren Journaliſten das Freibillet zu entziehen, der es gewagt hat, ihre Anordnungen für ſchlecht auszugeben; werden ſie gedemüthigt werden, wenn ſich die höhere Kritik, wenn ſich die Creme der Literatur auf ihren Kram wirft und ſich eine öffentliche Meinung in Theaterſachen bildet. Solche Erſcheinungen, wie des unterrichteten und eleganten Dramaturgen **Lewald** Theater-Revue kommen hier zur rechten Stunde. Eine Phalanx von thatſächlichen und imponirenden Meinungen wird ſich zuſammenſchaaren, und die vornehmen Herren zwingen, das Theater als eine Sache des Volks, nicht der Privatlaune anzuſehen. Man wird ſie öffentlich nennen, die Hoftheater-Intendanten, die **Immermann** für einen Schauſpieler halten, und ſie zwingen, ſich weniger um den Theaterſchneider, als um die Literatur zu bekümmern. Es muß noch Schauſpieler geben, welche für die Reform zu gewinnen

ſind. Seydelmann ſelbſt fühlt, daß ſein Name beſtimmt iſt, nach einer langen Periode des zweckloſen Treibens eine neue Schöpfung zu bezeichnen. Er fühlt, daß er ſich an eine großartige Bewegung lehnen muß, und wir werden noch öfter darauf zurückkommen, zu beweiſen, daß dieſe nicht ausbleiben wird. —

Ich nannte voranſtehende Herzens-Ergießung damals, als ich ſie ſchrieb, eine Phantaſie, und ſie ſcheint es, was die Perſönlichkeit, welche ſie veranlaßte, betrifft, bleiben zu wollen. Um Alles abzuthun, was in dieſer Hinſicht noch gewünſcht und gehofft werden konnte, ſo will ich mich durch **Auguſt Lewald's** Monographie: Seydelmann und das deutſche Schauſpiel zu einem kurzen Fortſpinnen der voranſtehenden Gedankenverbindung anregen, und durch ſie auch darin entſchuldigen laſſen. Die Wendung der Literatur iſt von dem Schauſpieler unabhängig, eben ſo wie ich

die Hoffnung habe, daß Herr Birch-Pfeiffer und Madame Raupach nicht auf ewige Zeiten das deutsche Theater beherrschen werden. —

Es war im Mai 1835, als ich dem Musikfeste in Heidelberg beiwohnte. Die hinreißende Situation des mit Menschen überfüllten Schloßhofes veranlaßte folgende Fortsetzung meiner Phantasien über Seydelmann:

Im Angesicht der Sonne, unter dem freien Himmel feierten die Griechen ihre dramatischen Spiele, so daß gegen die unsterblichen Werke ihrer Musen nur zuweilen der Regen Einspruch thun konnte. Der Apparat war der einfachste, so einfach wie ihn fast **Shakespeare** noch hatte. Nur eine Art Flugmaschine, das Encyklema, diente dazu, die Götter auf die Erde zu bringen, oder in der Komödie den Euripides oben aus seinem Studirzimmer sprechen zu machen. Das Meiste, was noch übrig blieb, hatte sich die Phantasie

der Zuſchauer ſelbſt auszumalen; man kann daraus ſchließen, wie ſchwer damals die Aufgabe des Künſtlers war, da er auſſer ſeinem Charakter auch noch die Umgebung deſſelben zu verwirklichen hatte.

Ein abgelegener Winkel des Vaterlandes, ein Thal im bayriſchen Hochgebirge beſizt einen ganz antiken religiös dramatiſchen Cultus. Eine ernſte würdige Feier ſoll die Paſſion in Mittenwalde ſein, ein Schauſpiel, das ſeinem heiligen Gegenſtand angemeſſen in Scene geſezt und von den gewandteſten Landleuten der Gegend nicht ohne künſtleriſche angeborne Weiſe ausgeführt wird. Tauſende von Zuſchauern prägen das Ganze tief in ihr Herz ein. **Auguſt Lewald** iſt als langjähriger Theater-Praktiker gegen die dramatiſche Illuſion gewiß nur ſpröde, und doch ergriff der Vorgang ihn ſo ſehr, daß er dramatiſche Congreſſe empfiehlt, und die Dichter auffordert, für ſolche Feierlichkeiten Stücke zu ſchreiben.

Mehrere Monate vor der Aufführung der Stücke würden die Rollen ausgeschrieben und an die besten Schauspieler versandt, welche theilnehmen wollen und dann zur Zeit den nöthigen Urlaub erhalten müssen. Die Scene wäre am lichten Tage auf einer Riesenbühne ohne übertriebenen Coulissenschmuck, rings müßte Raum sein für Tausende, die aus allen Gegenden herbeiströmen. Da würden sich große Stoffe in das Herz der Völker schreiben, nationale Gefühle würden die Brust anschwellen, und großartige Entschlüsse auf der Ferse nachfolgen. Unser Leben erhielte einen genialen Impuls. Nehmt drei, vier solcher Vereinigungen, im Frühling oder Herbste, nach allen Himmelsgegenden, nur immer fern von den räucherigen, von Lampenqualm rußigen Theatern, wo euch so viel Lüge und Thorheit gespendet wird. Der Anstoß könnte von Seydelmann ausgehen, irgend ein humaner Fürst wird ihn unterstützen.

Die Schrift von **August Lewald** über Seydelmann hat viel Widersprüche, und sogar ungegründete Verdächtigungen erlebt, doch ist sie das competente und entscheidende Urtheil eines gründlichen Theaterkenners. Mit der eigenthümlichen Grazie seines Styls, und der Rapidität seiner Darstellungsweise zeichnet **Lewald** seinen Gegenstand, so daß kein Zug an ihm verfehlt ist. Bei **Lewald's** technisch-literarischem Standpunkte mußten sich in seiner Schrift besonders scharf die Digressionen über Seydelmann's mimischen Apparat und das Interesse dieser Erscheinung für die Literatur hervorheben. Ich füge nur hinzu, daß man in Dem, was hier über Seydelmann's physische Gestaltung mitgetheilt wird, noch einen Schritt weiter gehen und sogar behaupten kann, daß Seydelmann gegen Manches, was ihm die Natur gab, durch Kunst zu kämpfen hat. So charakteristisch des Künstlers Organ ist, so wird

man ſich doch daran gewöhnen müſſen. Sein durch Schnupfen ſtockigter, von der Zunge in einem gehöhlten Munde eifrig unterſtüzter Ton frappirt ſogleich bei ſeinem erſten Auftreten, gibt jedoch bald der Illuſion eine angenehme Beſchäftigung, und hat Seydelmann oft nur um ſo intereſſanter gemacht.

Sollten ſowohl **Lewald**, wie ich, ein Uebermaß von Hoffnungen an Seydelmann geknüpft haben, ſo wäre es dies, daß wir geglaubt haben, eines Künſtlers Laufbahn könne auch für die Literatur den Weg ebnen. Hievon ſind wir ſo weit zurückgekommen, als Seydelmann ſich nicht an dem Platze befindet, um für die Literatur ein Mann wie Schröder und Iffland zu werden; aber dennoch wird man ihn gegen die zahlreichen Anfechtungen ſeiner Gegner als Künſtler mit beſtem Gewiſſen immer vertheidigen können.

Den Werth des Zeitgenössischen wird die Vergangenheit immer verkürzen, es werden immer Leute kommen, die schon Alles einmal gesehen haben. Aber wir sagten schon früher, daß Seydelmann mit jenen vorangegangenen Mimen unserer klassischen und romantischen Zeit nicht dürfe verglichen werden, und daß es lächerlich ist, sich ihn als einen Nachahmer von Menschen zu denken, die er nie gesehen hat. Wo Seydelmann eine Copie Ifflands ist, da liegt die Nothwendigkeit davon in der Rolle, welche Iffland selbst vorgeschrieben hatte und so gezeichnet wissen wollte, wie es von ihm geschah. Seydelmann ist nicht auf Advokaten und Präsidenten beschränkt, und würde, wenn er Werner's Luther hätte spielen müssen, niemals, wie Iffland, ein allgemeines Gelächter erregt haben.

Devrient war durch seine Natur in vielen Rollen

origineller als Seydelmann, allein eben so viel Charaktere, in welchen Seydelmann glänzt, versagten ihm. Die Vielseitigkeit war die erste Stadie, wo nicht der Tadel, sondern das Lob hätte beginnen sollen.

Die Aufgabe des Mimen ist kopirende Plastik. Er ist eben so sehr Sklave wie Meister seiner Schöpfung. Jede seiner Leistungen wird sich in zwei Hälften, die sich wechselweise integriren, zerspalten müssen: in die Auffassung des Allgemeinen und die Treue jeder vereinzelten Nüance. Iffland war nur Charakterspieler und zwar nach der Seite des Zerrbildes hin. Er mußte Naturen wiedergeben, welche sich nur durch Beobachtung erkennen ließen. Iffland war stark in Rollen, welche die Wirklichkeit niemals aufzuweisen hatte, in Rollen, die aus einzelnen psychologischen Beobachtungen zusammengesezt waren. Iffland spielte musivisch. Seydelmann ist nicht weniger reich an

kleinen Beobachtungen, wenn ſie auch nicht bis auf die Rockknöpfe oder Schleifen der Haarbeutel gehen, in denen Iffland niemals Etwas ohne Abſicht gelaſſen hat. Aber kann Seydelmann ein Gemälde geben ohne Pinſelſtriche? Wie darf er die Beobachtung verſchmähen und den Charakteren nicht ihre Aeußerungen ablernen? Die Berliner, welche gern in der Luft ſchweben, ſind gleich bereit, von Verſtandesabſtraktionen zu ſprechen. Sie glauben, daß Phidias ſeinen Jupiter durch bloße Inſpiration, durch einen phantaſtiſchen Wunſch erſchaffen habe, und ſehen über die Blöcke, Stricke, Modelle und den Staub eines Bildhauerateliers hinweg. Die Mimik iſt lebendige Plaſtik, ihre Zauberformen entwickeln ſich. Die Meiſterſchaft iſt nur, daß ſich die Vereinzelung dem Ganzen unterordnet. Seydelmann's Spiel eine Zuſammenſetzung aus einzelnen Beobachtungen zu nennen, iſt die böswillige Benutzung

einer Formel, die leider faſt überall bei den beſſern Schauſpielern, nur hier nicht am Platze iſt. Denn von dem keuchenden Seufzen des Mephiſtopheles an bis zu der ganzen ſataniſch-blaſirten, ſtolz-gemeinen Darſtellung des Widerſachers iſt jeder Zug an Seydelmann weſentlich und harmonirt mit dem Bilde, das ihm vorſchwebt.

Der Schauſpieler kann nie mehr ſein wollen, als Künſtler. Nachahmung iſt ſein vornehmſtes Prinzip. Wer auf den Bretern das Wenigſte hat von der Natur, und durch Kunſt doch das Meiſte gibt, das iſt meiſterhaft. Der beſte Schauſpieler iſt von Natur eine raſirte Tafel, auf welche die Dichtkunſt ſchreiben mag, was ihr beliebt. Er iſt wie ein Seiltänzer, der in jedem kleinſten Gliede ſchöpferiſch, geſtaltend iſt, und doch im Zuſtande der Apathie da liegen kann, überall zerſchlagen, zuſammenknickend, ohne Haltung. Dies iſt Anlage zur Mimik. Das zweite iſt

universelle Prädestination, die Fähigkeit für Alles, Verständniß aller Dinge und Verwandtschaft mit allen Dingen. Man hat die rasirte Tafel bei Seydelmann zugestanden, aber diese Verwandtschaft in Abrede gestellt und sich nicht gescheut, damit eine Unwahrheit zu behaupten.

Roman.

Ehe wir für das prosaische Epos allgemeine Grundsätze aufstellen, möge hier eine bunte Reihe von deutschen Novellisten und Romandichtern aufgeführt werden; sollten wir auch keinen andern Vortheil davon haben, als die Verworrenheit und Gesetzlosigkeit auf diesem Gebiet unserer Literatur kenntlich zu machen.

Wenn ich im Ganzen von **Bechstein's** Romanendichtungen acht Bände geleſen habe, ſo möchte ich vielleicht im Stande ſein, über ſie ein gegründetes Urtheil zu fällen. Er gibt liebe Erfindungen, einfache Motive, natürliche Behandlung, zuweilen etwas gezirkelte und gezierte Sprache; aber immer gemüthliche Anſchauung, keine Ausſchweifung ohne Verſöhnung; kurz er iſt ein Autor, der die Ermattung auffriſchen, und ein verwundetes Herz heilen kann. Wenige deutſche Novelliſten haben ein ſo beſtimmtes Gepräge. Die Kreiſe, in denen wir uns bei **Bechſtein** bewegen, ſind klein, aber reinlich und wohnhaft. Auch ſeine Charaktere mögen zuweilen outriren, aber ſie haben eine Folie der Wirklichkeit, auf welcher der Leſer ſie mit Muße betrachten und ihrem Treiben mit Beſonnenheit folgen kann. Es iſt hier nichts ſo verſteckt und unheimlich, nichts ſo mittelalterlich und unwahr, daß nicht ein wenig Blau des Himmels übrig

blieve, dem Auge zur Erquickung, nicht ein leiſer Zug von Bergesluft, welche bei **Bechſtein** immer aus dem Thüringer Walde kommt. Die violettblauen Conturen der deutſchen Binnengebirge winken und grüßen in allen Erfindungen **Bechſtein's**: Fuhrleute im blauen Hemde fahren ihre knakkenden Frachtwägen durch die großen, im Herzen Deutſchlands ſich durchkreuzenden Straßen: Vogelfänger ziehen mit ihren großen Papagenokäſten aus in alle Welt, die an einem Kanarienvogel noch Freude hat: Sagen nnd Mährchen flattern von einer Ruine zur andern und zeigen oft bedeutungsvoll in die blauen Gebirgsſtröme, welche im tiefſten Bette Goldſand führen ſollen: und wenn man ſein Auge anſtrengt, erblickt man durch dieſe ganze Herrlichkeit einen mäßig gebauten Wandrer, mit einer grünen Kapſel auf der Schulter, und einem Stabe, womit er die Kräuter ſondirt, welche er für ſein Herbarium ſammelt — dieſer Wanderer ſelbſt iſt

Bechstein. Die Botanik ist sein Realismus, seine **Göthische** Objectivität, der Hintergrund für viele seiner Erzählungen, von denen wir bezeugen, daß sie immer die besten sind. —

Man konnte den früheren Erzeugnissen dieses Dichters vorwerfen, daß ihre Form oft allzu unsicher, ja die Erfindung alltäglich war. Die Darstellung verlor sich zuweilen in die redseligste Weitläufigkeit, und gefiel sich in einer Schilderung von Umständen, die für das Ganze nicht immer wesentlich sind. Auf die einfachsten Dinge legte die Erzählung Nachdruck, wie ich mich z. B. erinnere, bei **Bechstein** die Vorbereitung zu einem Schwure gelesen zu haben, die darum so entsezlich lästig war, weil sie sich in nichts von den uns Allen wohlbekannten Zurüstungen zu einer feierlichen Scene dieser Art unterschied. —

Doch versöhnt man sich bald mit der Armuth der

Erfindung, wenn man ſieht, wie es **Bechſtein** verſteht, jeder derſelben eine wohlthuende, die Empfindung erwärmende Richtung zu geben. Von falſchen Romanentugenden, genialen Unſittlichkeiten, von lügenhaften Gefühls-Affektationen wird der naturgetreue, unverdorbene Sinn hier niemals beleidigt; in den Leidenſchaften, die **Bechſtein** ſchildert, herrſcht Wahrheit, Einfachheit und jene Wärme der Theilnahme, die von der gleichgeſtimmten Empfindung des Erzählers immer auf ſeinen Gegenſtand übergeht.

Bechſtein ſcheint ſich ein beſtimmtes Feld von Erzählungen abgeſteckt zu haben, traumartige Phantaſien, und tragiſche Cataſtrophen, die allerdings ſeinem Genius am meiſten zuſagen. Nirgends iſt dabei das Pathos gereizt, es ſind nicht Verbrechen, die ſich über einen Unglücklichen häufen, nicht die Furien der Reue und Verzweiflung, die dem Uebelthäter auf der Ferſe ſitzen, ſondern meiſt unvorher-

geſehene Schläge des blinden Schickſals, die den eingeleiteten Fiktionen eine plötzliche Wendung geben, und den Leſer weniger mit Schrecken, als mit Wehmuth erfüllen. Ueber ſolche einfache Darſtellungen weiß **Bechſtein** einen ſo unwiderſtehlichen Zauber der Sprache und des Gefühls zu verbreiten, daß es ſchwer hält, die hervorquellende Rührung zu bemeiſtern.

Wenn man dagegen etwas recht Fades leſen will, ſo nehme man eine hiſtoriſche Erzählung von **C. von Wachsmann**, und man wird ſich immer befriedigt finden. Es gibt Augenblicke, wo man zu lachen wünſcht, wo der eigene Witz nicht ausreicht, und fremder nicht bei der Hand iſt, dann wird ſich **C. von Wachsmann** immer meiſterhaft bewähren. Die Sache iſt nur die, daß er das Zwergfell kitzelt, ohne es zu wollen.

C. von Wachsmann bewegt ſich fortwährend mit ſchalkhaften, fingerdrohenden, ſchmunzelnden Redensarten. Doch ſeine handelnden Perſonen werden auch zuweilen ernſthaft, ſehr ernſthaft, und beginnen Verhandlungen nach folgendem Schema. Es wird eine Frage aufgeworfen über Raupach's Genie und Heine's Zerriſſenheit. „Heine iſt ein mit Gott und der Welt zerfallener Dichter," ſezt ein Referendär als Thema. „Das kann man doch wohl ſo eigentlich nicht behaupten," entgegnet ein aus Milch zuſammengeronnenes Fräulein. „Weit entfernt, ſo Etwas behaupten zu wollen," — fällt eine ältere Dame ein, deren weitere Anſicht wir verſchweigen wollen. Dann verſezt wieder ein Anderer: „So ganz iſt dies wohl nicht der Fall" und ein Anderer: „Damit will ich indeß gar nicht behaupten" und noch ein Anderer: „Ich geſtehe nicht läugnen zu können" und endlich ein Lezter: „Meine Herren, Sie ſprechen,

als ſtünde es über allen Zweifel bereits entſchieden.“ Man kann bei dieſem Behaupten, Nichtläugnen, Weitentfernt-ſeinwollen raſend werden. Herrn von Wachsmann's Dialogen ſind Muſter für dieſen ſemmeligen, milchigen Theeſtyl. Ja ſogar eine junge Dame, die er ihre Liebe eingeſtehen läßt, beginnt: „Warum ſollte ich es läugnen!“

In dieſe dialektiſche Grundſuppe läßt nun der Dichter ſeine hiſtoriſchen Helden hineinplumpen. Ankarſtröm, Karl XII. Olden Barneveldt, der Stallmeiſter Froben („Brandenburgs Decius“) müſſen ſich durch dieſe Fluth wäſſeriger Redensarten durcharbeiten, und ſtehen triefend vom faden Naß vor uns. Man kann ſich denken, wie die Charaktere, die Empfindungen dieſer Sprache „des Läugnens“ entſprechen. Ankarſtröm läßt ſich z. B. durch eine auf dem Klavier geſpielte Fuge zum Mord Guſtavs entflammen.

In der Schilderung der Schwindsucht, des Nervenfiebers, der Kinderkrankheiten, und der kleinen Hausmittel dagegen, war die selige **Therese Huber** unübertrefflich. Niemand hat so wie sie auf den Menschen in den Windeln, im Pohlrocke, im Hochzeitskleide gelauscht, sie war einzig in ihren Erfahrungen, vertraut mit einem großen und merkwürdigen Zeitraum der Geschichte, den sie erlebt, unterrichtet über Sitten und Gebräuche und selbst einige Vorurtheile ihrer Zeitgenossen und dabei immer bewandert in den friedlichen Kreisen der Familie und der Haushaltung. Frau **Huber** gehört keineswegs unter die klatschende Theesippschaft unserer nervenschwachen, schreibenden Damen, man hat an ihr etwas Kompaktes, etwas Wirkliches, man sieht, daß sie Kinder gehabt hat, daß sie bemüht war, ihnen eine gewissenhafte Erziehung zu geben, und daß sie sich auf ihre eigenen Lebensschicksale berufen durfte, wenn Andere wegen

eines Beiſpiels für ihre guten Lehren in Verlegenheit ſind. —

Aber **Thereſe Huber** hat auch ihre Fehler gehabt, die wir zu verſchweigen gar nicht geneigt ſind. Bekanntlich kommen alle Thorheiten unſerer literariſchen Damen darauf hinaus, daß ſie ſich gegen ihre Beſtimmung, nämlich gegen die Ehe, wie gegen das Uebel ſträuben. Hier hat ſich **Thereſe Huber**, eine zweimal verheirathet Geweſene, einen großen Namen erworben. Alle alten Jungfern, alle glücklichen Wittwen und unglücklichen Ehegattinnen haben ſich bei ihr Troſt und Muth geholt. Sie hat den eheloſen Stand, wie die kühnſte Vertheidigerin des Cölibats, in ein Syſtem gebracht, zu dem man ſelbſt die ſonderbaren Ehen, die ſie in ihren Schriften ſtatuirt, rechnen möchte. Je älter, je weniger reizend, deſto gereifter wurde ſie in dieſen Lehren, und unter ihren Erzählungen findet ſich eine, in der die

Wuth der Männerfeindschaft bis aufs Höchste gestiegen ist. Die alten Amazonen schnitten sich doch nur die Brust ab, um besser gegen die Männer kämpfen zu können, hier reißt sich die moderne Vorkämpferin der Andromachie selbst das Herz aus, um keiner Versuchung zu unterliegen. In der Erzählung: „drei Abschnitte aus dem Leben eines guten Weibes" hat die selige **Huber** Alles aufgeboten, was den Zauber des bräutlichen und den wahrhaften Werth des ehelichen Lebens nur vernichten kann. Es herrscht darin eine so gränzenlose Erbitterung gegen Alles, was den männlichen Namen trägt, daß man sich erzürnen könnte, wenn man dies über ein schwaches Weib darf. Die Liebe wird hier für Contrebande erklärt, die Ehe zu einem Kontract zwischen zwei willenlosen Parteien gemacht, der zulezt darauf hinausläuft, die Ehe nur als eine Versorgung für die Hilflosigkeit darzustellen. —

Dieſe Lehren werden nun dann vollends lächerlich, wenn ſich die prüden Damen ſelbſt genöthigt ſehen, dagegen zu verſtoßen. Die Romane, welche nicht mit vollkommener Entſagung ſchließen, pflegen mit einer ſolchen zu beginnen, ſich aber dann wahrhaft niederträchtig aufzulöſen. Die edlen Weiber nämlich, die ſich erſt mit Caprice von ihren Anbetern wegwenden, dann einem Andern in die Arme werfen, ihm gewöhnlich ihre Schönheit und Unſchuld verkaufen, kommen darauf zu jenen erſten Verſchmähten reuevoll zurück, ſeinen Schutz, d. h. in einem polizirten Staate immer ſeine Hand erflehend. In ſolchen Darſtellungen, gegen die ſich Sittlichkeit und Ehrgefühl empört, und die in der Wirklichkeit vergebens nach Beiſpielen ſuchen, iſt Frau **Huber** ſehr bewandert geweſen. In der Familie Seldorf namentlich kommt Alles auf dieſe ſittenloſen Grundſätze zurück. Hier jagt eine Unnatürlichkeit die andre. Wie kann Tugend

mit so viel Laster, Männlichkeit mit so viel Schwäche bestehen? Wo gibt es ein Mädchen von der Bildung, wie sie Sara genossen haben soll, das sich so im Vorübergehen verführen läßt, wie diese selbe Sara? Wo gibt es einen jungen Mann, der bei so viel Edelmuth und Charakterstärke, wie Roger besizt, zugleich ein solcher Simpel ist, daß er eine Schamlose noch immer lieben kann, sogar mit ihrem Kinde spielt, und zulezt sich noch bereitwillig findet, sie zu heirathen? Solche Gemeinheiten würden empörend sein, wenn sie nicht unmöglich wären!

Ein Autor, mit dem ich mich mannigfach beschäftigt habe, ist **Willibald Alexis.** Das Studium seiner Schriften wurde mir weder durch Unterhaltung noch Belehrung belohnt, sondern nur durch Angriffe. Der einzige Genuß, den ich dabei ernten konnte, war die Aufregung

zu einer harmloſen Satyre, deren Stachel immerhin abgeſtumpft ſein möge, wenn die plötzliche Zurückgezogenheit dieſes Schriftſtellers die Vorbereitung zu einem Werke ſein ſollte, das nur einigermaßen die Anforderungen des Kunſtrichters befriedigt. Balladen ſind von ihm erſchienen; ich erſchrecke, wenn er glaubt, jene alten Scharten, die er in der Proſa bekommen hat, durch die Poeſie auswetzen zu können. Ich kenne nur einen einzigen Verſuch, den **Willibald Alexis** früher mit zarter und lyriſcher Poeſie anſtellte, ſein Mährchen Emmerich, allein im Walde des Mährchens war hier **Alexis** recht auf einen Holzweg gerathen. Er bot alle ſeine Poeſie auf, um Emmerich in die ſäuſelnde Natur verſchwimmen zu laſſen, aber wenn das Mährchen ſehr ſcharf gezeichnete Geſtalten verlangt, zugeſpitzte Begebenheiten, eckige kantige Thaten, ſo iſt all ſein Zauber zerſtört, wenn es in ihm anfängt zu flimmern, wenn

die Perſonen neblig verſchwimmen, und nichts drin vorkommt, als ein ewiges Singen und Klingen, Rauſchen und Lauſchen, wie in dem **Alexis**'ſchen Mährchen.

Alexis hält die Novelle, Acerbi, für ſeine beſte, und in der That hat die Anlage dieſer Erzählung mancherlei für ſich. Doch hätte weit mehr Pathos in ihre tragiſche Wendung gelegt werden können. Acerbi, der exaltirte Vertheidiger der Adelsvorrechte, mußte weniger den Schmerz einer verſchmähten Liebe fühlen, als die Verzweiflung, einem Stande, der ihm über Alles ging, und von dem er glaubte, daß er der ſeine wäre, dennoch nicht anzugehören. Er mußte niemals einen Marquis zum Vater bekommen, ſondern mit der ungeheuern Ironie ſeines Daſeins zu Grunde gehen. Wäre dieſes Moment ſittlicher und tiefer hervorgehoben worden, ſo wäre Acerbi ein tragiſches Seitenſtück zu **Tieck**'s komiſcher Ahnenprobe.

Für seinen Roman Tabanis erhielt W. Alexis eine goldene Medaille, und wir sagen nicht zu viel, wenn diese seltene Huld unsere Erwartung in hohem Grade gespannt hat. Dieser Roman ist durchaus in Berlinischer Sphäre gehalten, es werden darin sogar mir und mich verwechselt, denn im dritten Theile sagt die hochgebildete Gräfin zu ihrer Gesellschafterin: „Amelie, du gefällst dich heut mal wieder recht in Paradoxien.“ Sonst zeigte der Inhalt dieses weitschichtigen Buches, in welches der Verfasser mit wahrer Aengstlichkeit so viel Stoff als möglich hineingerafft hat, daß es ihm um tiefe, seelenvolle Charakteristiken nicht zu thun war. Nicht ohne Talent würfelte er eine Menge von Situationen zusammen, deren Zusammenhang leidlicher ist, und den Zweck der Unterhaltung nicht gänzlich verfehlt. Eine ansehnliche Zahl unter diesen Scenen ist jedoch abgenuzt, und ließ sich nur durch die darüber gezogenen Lokalfarben erträglich machen.

Später verſuchte ſich dieſer Autor auf einem andern Felde, dem der Genre-Malerei. Gebannt an den Schreibtiſch, lange beſchäftigt mit der Vollendung dieſes Tabanis, ſonſt vielfältig übermannt von Angriffen aller Art, ſehnte er ſich einmal hinaus in die weite freie Welt, unter Menſchen, von denen man geachtet wird, wenn man ihnen ihren Schoppen oder ihr Nachtlager bezahlt, die nicht lange fragen, wer biſt du? was glaubſt du? unter Menſchen, bei denen man gern auf ihr Lob verzichtet, weil man ihrem Tadel ganz unfehlbar ausweicht. **W. Alexis** zog es nach Oeſtreich und ſeiner genußreichen lebensfrohen zerſtreuenden Hauptſtadt. Wir werden eine heitere Reiſe mit ihm machen. Der Sonnenſchein lacht, die Tage ſind lang, die jüngſte Ernte iſt gut gerathen. Wir werden die Grillen verſcheuchen, ſcherzen, heiter und fröhlich ſein.

Aber dieſe Hoffnung wird uns früh benommen. Noch

hat **W. Alexis** in ſeinen Wiener Bildern nicht die erſte böhmiſche Station zurückgelegt, noch hat er nicht **Göthe'n** zum weltlichen Kur- und Badefürſten von Töplitz (eine merkwürdige Schenkung) gemacht, als er ſchon jeden heitern Farbenduft von ſeinen Bildern verwiſcht. Wer will ſich zu einer Reiſe nach Wien durch alle Erinnerungen an **Kotzebue** und **Sand** vorbereiten laſſen! Nein, ihr fröhlichen Wiener, ſchließt Eure Thore vor dieſer kleinen, gelangweilten Geſtalt, der ein Nichts die Galle aufregt, die ſich fortwährend übel befindet, und in jedem Scherze eine Schlange, eine verſteckte Anſpielung, eine bösgemeinte Andeutung zu ſehen glaubt!

Was hilfts, **W. Alexis** iſt in Wien, er iſt fröhlich, er jubelt, er ſpringt ſo hoch wie der Stephansthurm. Wir ſchwärmen auf der Baſtei, wir miethen einen Fiaker, wir laſſen im Prater die Beaumonde die Revue paſſiren, wir

essen Würstl und Händl, und schließen den Tag in Hitzing oder im Sperl, beim Strauß oder im Burgthor. **W. Alexis** läuft immer mit, und jeden Tag in der Frühe schreibt er sich auf, was er den Tag vorher erlebt und gesehen. Es ist viel von **Alexis**, daß er in Wien nicht den Berliner spielte, daß er sich noch hingab, an den Gegenständen nicht herumwitzelte, und sie nicht alle vergleichungsweise ansah. Schlesische Gemüthlichkeit (er ist, glaub' ich, ein Schlesier) soll sich unter allen angebornen Eigenschaften am schwersten verläugnen lassen.

Vielleicht war es bisher möglich, mit **W. Alexis** einverstanden zu bleiben, aber gibt es nicht einen Punkt, wo sich das Blatt wendet? Soll ein Autor von der Prätension, wie sie der unsrige hat, in eine fremde, große, entscheidende Stadt nicht mehr mitbringen, als ein gesundes Auge und einen leeren Magen? Kann man die hundertfach geschilderte

Fröhlichkeit des Wiener Lebens von Neuem mit gewöhnlichen Worten wieder erzählen, ohne ſich den Vorwurf der Alltäglichkeit zuzuziehen? **W. Alexis** nennt ſeine Darſtellungen Bilder, und will ſie als einen Beitrag zur Genremalerei, die von trefflichen Talenten gegenwärtig cultivirt wird, angeſehen wiſſen. Aber all ſeinen vereinzelten Skizzen fehlt das Charakteriſtiſche, ſie gehen in einander über, und unterſcheiden ſich durch keine neuen, überraſchenden Motive. Das Genrebild iſt Kopie, aber nicht jede Kopie ein Genrebild. Bilder, wie ſie der Autor geben ſoll, vereinzeln, ſie haben einen kleinen Rahmen, ihre Gegenſtände müſſen ſcharf in den Vordergrund treten, und die Menge, das Niveau nebelhaft hinter der Vorgruppe verſchwinden. Aber in all den Kapiteln, welche **W. Alexis** mit den albernen Ueberſchriften: Unerwartetes — Ländliches — Bequemes — Was nicht paßt — Etwas Schiefes — u. ſ. w. ankündigt, wird man dieſe Regel

unbeachtet finden. Es ist gut, wenn **Alexis** Alles gesehen hat, aber unpassend, wenn er uns Alles wieder erzählt.

Man darf nicht ungerecht sein. Es finden sich mehrere Passagen in diesem Buche, die ohne Widerwillen gelesen werden, **Alexis** spricht recht ergötzlich von der Wiener Küche, vom Wein und ähnlichen Gegenständen. Das sind die kleinen Kunstgriffe der Schriftstellerei, die immer gelingen. Auch wird man die Schilderung einer Donaufarth erträglich finden. Doch gehört zu diesen Genüssen eine längere Gewöhnung, die in Betreff des **Alexis**'schen Styls nicht wenig Mühe kostet. Habt ihr vielleicht das Bild von einer gallertartigen Masse, von Eierdotter oder Aehnlichem, das sich unaufhörlich durch Druck und Gegendruck in einer zitternden, oder, wie der Norddeutsche sagt, bibbernden Bewegung erhält. Dies ist **Willibald Alexis** Styl. Ein Schwall von Phrasen, wo ein Wort das andere herauspreßt,

und ſich eins an's andere klebt, ohne daß man einſieht, wo hie oder da der Periode enden ſoll; eine gemüthliche Frage neſtelt ſich an die andere, und jedes Wort tritt mit lahmen Lenden auf. Dies ſind allerdings Kleinigkeiten, aber das ganze Buch iſt aus Kleinigkeiten zuſammengeſezt.

Die lezte Produktion von **W. Alexis** iſt das Haus Düſterweg, eine Geſchichte aus der Gegenwart, wie er ſie nennt. Wenn man die Ueberwindung hat, ſich hier durch fünfzig Bogen einer ganz nackten Erfindung, durch Briefe voller Raiſonnement und Allegorie, durch einen Styl, der wieder auf keinem Beine recht geht, hindurch zu arbeiten, ſo wird dem Leſer immer noch ein Gefühl zurückbleiben, für welches ihm ſchwer ſein wird, Worte zu finden. Es iſt nicht die Verwandtſchaft dieſes Buches mit einigen Schriften von **Mundt**, welche uns unmuthig macht, nicht die Vergleichung hohler Redensarten mit **Mundt's** ſehr

tief gegründeten Ideen, ſondern die heilloſe, larmoyante Weltanſicht, welche uns an dieſem Autor zur Verzweiflung bringen kann. Den Schmerz eines Ariſtokraten, der ſich thränenden Auges an **Haller's** Reſtauration der Staatswiſſenſchaften anklammert, können wir verſtehen: den Schmerz eines Conſtitutionellen, der ein zu kleines Vaterland für ſein großes Talent hat, den Schmerz des Republikaners, den Schmerz eines Greiſen, der mit **Göthe** lebte, den Schmerz eines jungen Dichters, der mit ſeinen Idealen früh dem Grabe zureift — das Alles können wir verſtehen: Welche Empfindung bleibt uns aber übrig für eine Stimmung, in welcher alle dieſe Unbehaglichkeiten zuſammen auftreten, für ein Malheur, das aus allen dieſen desperaten Ingredienzien zuſammengeſezt iſt? Wäre die Welt ſo elend, wie ſie hier zum Vorſchein kommt, was lebſt du noch in ihr?

Man klagt die neuere Richtung der Literatur an, daß ſie zerriſſen wäre. Die Anklage iſt falſch. Dieſe Literatur iſt ſehr im Reinen über ihre Zwecke und Beſtrebungen; ſie iſt heitern Sinnes, und arbeitet ſingend im Dienſte Gottes und der Natur. Die Zerriſſenen ſind nur jene Schwächlinge, die wie Schatten zwiſchen den Parteien hin- und herſchwanken. Die Zerriſſenen ſind Diejenigen, welche die Freiheit beſchimpfen, und dennoch von den Gegnern derſelben dafür nicht belohnt werden, jene Bücklingsmenſchen, die überall ſich neigen, und überall anſtoßen. An all dem Jammer, der ſich in dieſem Roman mit einer grauſamen Redſeligkeit ausſpricht, iſt ein einziger Zug reell, die Klage ſeines Verfaſſers, daß das Publikum lau wäre; aber dies iſt Alles, und doch Etwas, das man, ſelbſt wenn es wahr iſt, nicht ausſprechen ſoll.

Ich bin begierig, wie ſich endlich die Formloſigkeit

W. Alexis geſtalten, und das unläugbare Talent, welches er beſizt, retten wird. Er hat es mit **Scott, Hoffmann** und **Tieck** verſucht, mit der Genremalerei, nun auch mit neueren Beſtrebungen, Nichts enterte die Theilnahme des Publikums. Was wird ihm gelingen? Wir müſſen warten.

Spindler hat ein ſeltenes Talent der Erfindung. Er überraſcht durch die immer neuen und intereſſanten Situationen, in die er Perſonen zu bringen weiß, die lebendig, voller Wahrheit vor unſere Anſchauung treten. Es ſind maleriſche, farbenhelle, ſprechende Attitüden, mit denen er ſeine Erzählungen beginnt, und er verſteht es, dieſen Zauber der Illuſion durch den Verlauf der dargeſtellten Begebenheiten immer in Wirkſamkeit zu erhalten, ihn feſt an die Einbildungskraft zu bannen. **Spindler** iſt ſich dieſes glücklichen Silberblickes vollkommen bewußt,

und vertraut ihm ſo ſehr, daß man zuweilen wünſchen möchte, die nüchterne Idee ſeiner Sujets wäre früher in ihm entſtanden, als die phantaſiereichen Gruppen, mit denen er ihre Ausführung eröffnet. Denn nach dieſen erſten, klaren, ſpiegelhaften Expoſitionen übereilt ihn plötzlich die Fabel, die Begebenheiten fangen an ſich zu drängen und zu ſtören, und der Knoten iſt entweder nur ſchwach geſchürzt, oder wird im entgegengeſezten Falle gewaltthätig gelöſ't. Darum zeichnet ſich **Spindler** in dem beſchränkten Felde der Novelle weniger aus, die Bilder ſind für dieſen kleinen Rahmen zu umfangreich, und Erzählungen, die auf die einfachſte Art ihren Anfang nahmen, ſchließen gewaltſam und romanenhaft. Wenn es wahr iſt, daß der Roman die Begebenheiten mehr als Handlungen, die Novelle die Handlungen aber lieber als Begebenheiten ſchildert, ſo erkennt **Spindler** dieſe Regel niemals an, ſondern ſeine

Perſonen raffen ſich plötzlich von ihrer für die Novelle ganz geeigneten Indolenz auf, gehen nach fremden Ländern, wo ſie ſich ſonderbarer Weiſe gleich nach der Ausſchiffung wieder in den Weg kommen, ſie greifen nach der Flinte, und ſchießen ſich wechſelſeitig todt, mit welchem Knalleffekt die ſo ſchön angeſponnenen Fäden dann zerriſſen ſind.

Als vor einigen Jahren **Spindler's** Invalide erſchien, konnte man glauben, daß die Tableaux die hiſtoriſchen Novellen verdrängen werden. Wenn man ſich früher damit begnügte, durch die Verwirrungen einer romantiſchen Intrigue zuweilen eine Ausſicht in das Feld der hiſtoriſchen Wahrheit ſchimmern zu laſſen, ſo konnte man hoffen, daß durch die Einführung in die großen Hallen der Zeitgeſchichte künftig die Fäden der kleinen Intrigue, die perſönlichen Schickſale Einzelner, von der Poeſie Bevorrechteter ſchwächer und beſcheidener würden angelegt werden, als

bisher; doch sind die Deutschen immer wieder in ihren alten **Walter Scott**'schen Roman zurückgefallen.

Spindler's Invalide ist eine ungezwungene Aneinanderreihung einzelner Gemälde, die der großen Gallerie der neuesten Geschichte seit dem Jahr 1789 entnommen sind. **Spindler** konnte doch auch hier nicht umhin, seinem Herrn und Meister **Walter Scott** einen Tribut zu zollen; dazu war die Lilie, die weiße Kokarde, das Bocage der Vendé zu verlockend. **Spindler** zeichnet jene feudalistische Romantik in schönen Zügen, ja man möchte behaupten, daß in diesen enthusiastischen Aufopferungen und Vermittelungen der Duft ein zu frischer und thauiger ist, daß er zu viel nach der Lilie und dem Kreuz, und zu wenig nach Pomade und Schminke riecht. **Walter Scott** hatte in seinen holländischen Vendéschilderungen einen Vorsprung, denn die Hingebung der schottischen Häuptlinge an die Persönlichkeit

der prätendirenden Stuarte war um Vieles edler und natürlicher, als die ähnliche Erscheinung in Frankreich. Dort war die Triebfeder des Kampfes nur die Erinnerung an eine geliebte Königsfamilie, die erwünschte Dynastie gab, und die herrschende nahm den Aufführern Nichts; aber in Frankreich mischte sich in die Vertheidigung des Thrones der Eigennutz des Privilegiums. Kurz, in das Erhabene der Vendékämpfe mischten sich Gegensätze, deren Ausmalung **Spindler** bei seiner parteiischen Vorliebe für den Royalismus unterlassen hat.

Die Schilderung der Republik betreffend, so kann hier der Dichter immer noch höher stehen, als sogar der Historiker; denn er darf die Leidenschaft der Partei durch das menschliche Gemüth entschuldigen. Dem Philosophen mag es vielleicht schlecht anstehen, die Verirrungen der Republikaner aus einer gewissen Verrücktheit der Zeit herzuleiten;

noch ſchlechter dem Hiſtoriker, unläugbare Thatſachen durch eine kalte, dem Geſchichtſchreiber eigene Gewöhnung an Blut und Grauſamkeit zu verſchleiern, aber des Dichters iſt es vor Allem würdig, ſelbſt dem Schrecken mit einem Friedenszweige zu begegnen, und den Gedanken des Furchtbaren zu mildern. Z. B. an die Darſtellung eines Robespierre muß der Dichter mit vieler Vorſicht gehen, ſelbſt wenn er nicht mehr von ſeinem Kopfe und Herzen wüßte, als daß er wegen zu häufiger Erwähnung der göttlichen Vorſehung von den Jakobinern getadelt wurde. Solche einzelne Züge, deren die Geſchichte viel von jenem Schrecklichen aufbewahrt, mag der ſtrenge Hiſtoriker überſehen, aber den Dichter ſollten ſie mehr intereſſiren, als einfache Anekdoten. **Spindler** ſchildert das Haus Robespierre's, und ſpricht von ſeiner Schweſter. Hätte ihn ſein Vorurtheil nicht beſtimmt, Robespierre nur für einen emphatiſchen

Böſewicht zu halten, zu welcher ergreifenden Scene mußte ihm dieſe Häuslichkeit der vier Wände Veranlaſſung geben?

Weit vorzüglicher gelang **Spindler'n** das Gemälde der Conſular- und Kaiſerzeit. Selbſt die Klippe der perſönlichen Darſtellung Napoleons, an der nicht die Schlechteſten ſchon geſcheitert ſind, z. B. **Grabbe** in ſeinem Napoleon, iſt mit vielem Glück vermieden worden. Man weiß, daß Napoleon ſo geſprochen hat, wie ihn der Verfaſſer öfters reden läßt; wenn nicht, daß er ſo hätte ſprechen können. Wir ſehen ihn in ſeinem Lager, in ſeinen Schlachten. Eine Skizze, die blitzesſchnelle Erſcheinung des von Elba zurückkehrenden Rächers, die Begeiſterung ſeiner Anhänger, des ganzen franzöſiſchen Volkes, die Schwäche und die Flucht der reſtaurirten Bourbons vorſtellend, iſt in meiſterhaften Zügen ausgeführt, und dürfte leicht die

vorzüglichſte eines Buches ſein, das **Spindler** bis jezt noch ohne würdigen Nachfolger gelaſſen hat.

Ehe wir die deutſchen Denkwürdigkeiten von **Rumohr** erwähnen, mögen hier die Memoiren einer Ungenannten genannt werden. Dieſe Dame will einen deutſchen Fürſten zum Vater gehabt haben, der durch Napoleon's Invaſion um ſeine Rechte kam. Man würde den Schickſalen der unglücklichen Prinzeſſin eine größere Theilnahme ſchenken, wenn ſie nicht ſo dunkel wären; die Geheimniſſe häufen ſich ſo ſehr in dem Buche, daß man ungeduldig die Schrift für eine Myſtifikation halten möchte, welches ſie durchaus nicht iſt.

Die deutſchen Denkwürdigkeiten **Rumohr's** dagegen ſind nun in der That fingirt, und doch ſind ſie nicht ſo unterhaltend wie die vorgenannten Memoiren. Wenn

fingirte Memoiren auf eine ganze Zeit gehen, so können sie, da sie ein Werk des Studiums sind, oft treuer sein als authentische, welche nicht selten blos das Werk des Zufalls sind. Diese Denkwürdigkeiten sind fingirt, warum tritt daher das Planmäßige und Absichtliche der Charakteristik nicht überall schroffer und darum anziehender hervor; warum sind die eigenthümlichen Situationen nicht mit mehr Vorsicht und Sorgfalt gewählt, und die Farben lebhafter aufgetragen? Eine Fiktion durfte keine Gelegenheit vorbeigehen lassen, die gespannte Aufmerksamkeit durch die wohlgeordneten Resultate ihrer Studien zu befriedigen.

Nichtsdestoweniger liegt gerade in dieser Einfachheit, wenn sie nur nicht oft Langeweile würde, ein Reiz des Buches. Namentlich beim Anfange desselben wird man über die bescheidene und anspruchlose Manier erstaunen, und bei der glücklichen Wirkung desselben die Hoffnung nicht unter-

drücken können, ob ſich nicht durch ähnliche Darſtellungen die überſpannten und gereizten Nerven unſeres Publikums herabſtimmen ließen, und man einmal wieder anfangen könnte, das Naive für den pikanten Witz, die Ironie für die herbe Satyre, wie ſie der Geſchmack des Tages liebt, zu nehmen.

Unſere Alten waren in vielen Stücken ſehr liebenswürdig. Sie waren eifrig in den kleinen Bequemlichkeiten des Lebens. Eſſen, Trinken, Sprechen gehörte zu den Beſchäftigungen und Ereigniſſen des Tages. Selbſt eine Reiſe durfte ſie in dem Wohlbehagen ihrer Verrichtungen und Annehmlichkeiten nicht ſtören; die Pferde machten täglich nur eine Strecke von fünf Meilen, die Wagen waren eingerichtet wie bewegliche Zimmer, jede für Frühſtück, Mittagsmahl und Abendeſſen beſtimmte Stunde wurde ſo genau gehalten, wie zu Hauſe. Wenn man ſich gegen Sonnen-

untergang einem Gasthofe anvertraute, so zog man die Schlafmütze hervor, stopfte sich die Pfeife, und sezte sich auf die steinerne Bank unter der Linde des Gasthofes. Man machte sich's eben bequem; man war überall im Schooß der Seinen.

Außer diesen Umständlichkeiten lebten unsere Alten auch in einer beständigen Furcht vor ihrem Blute. Sie hielten dafür, daß dieses sehr hitzig und sehr feurig wäre, sie maßen daher jede Bewegung ab, vermieden jede Alteration, jede auffallende Leidenschaft. Ein volles Rundgesicht, weißgepudertes Haar, eine kurze, wohlgenährte Gestalt, olivengrüne lederne Beinkleider, zwei freundlich wohlwollende Augen, ein sanftes Lächeln in den Mundwinkeln, das sind jene angenehmen Männer, die kurz nach dem Hubertsburger Frieden lebten, und aus deren Bekanntschaft ein so großer Freund des achtzehnten Jahrhunderts, wie Herr v. Rumohr,

für dies Buch ein Studium machen mußte. Alles, was in dieſer Beziehung charakteriſtiſch iſt, hebt auch das Intereſſe dieſer Denkwürdigkeiten immer wieder aus der Langenweile heraus, und bildet den Reiz eines Buches, von dem man im Allgemeinen doch nicht ſagen kann, was man dazu ſagen ſoll.

Ich muß geſtehen, daß ich viel Mühe gehabt habe, mich mit den Romandichtungen **Leopold Schefer's** zu befreunden. Er hat eine Manier, an die man ſich gewöhnen muß. Dies Drehen und Wenden, dies oft gedankenloſe, und darum doch nicht weniger anſpruchsvolle Federkauen, dies endloſe Fortführen einer Gedankenreihe, die ohne Plan und Ziel anfängt, und im zweiten Gliede noch nicht weiß, was im dritten ſtehen wird, ermüdet an dieſem Dichter alles Intereſſe. Jedenfalls hat **Leopold**

Schefer einen plaſtiſchen Blick, und doch nirgends die Kraft, auch plaſtiſch ſchaffen, gruppiren und abſchließen zu können. Alle ſeine Felſen und Figuren ſind in eine unermeßliche Flut von Vorbereitungen und Reflexionen eingetaucht, denn nicht anders als Vorbereitung läßt ſich jene lyriſche Aufweichung der Stoffe benennen, welche **Leopold Schefer's** Dichtweiſe ſo unpopulär gemacht hat. Es iſt die erſte Stufe, welche auch wir vom Roman verlangen, aber die, welche nur das Modell aus flüſſigem Tone bildet, welche ſich dem Auge des Publikums entzieht, weil ſie nur Modell iſt. **L. Schefer** macht ſich ſeinen Stoff erſt zurecht; das iſt herrlich; er knetet ihn, feuchtet ihn an; gut, aber wo iſt die Sonne, an welcher der Teig trockne? Das iſt die Noth: **Schefer's** Phantaſie glüht nicht, ſie erwärmt nur, ſie iſt mild und linde und hält ſich auf einer Stufe der Weltanſchauung, welche nie zureichend iſt, auf der weiblichen.

Neuerdings hat **L. Schefer** einen hiſtoriſchen Roman herausgegeben, die Gräfin Ulfeld. Er faßte den Stoff tief und ſchön. Man kann dieſe Zwittergattung von Lyrik und Dramatik für keinen wahren Ausdruck der Poeſie halten; und doch erreichte **Schefer** das Reſultat der Poeſie, die Verſöhnung und das milde Wehen einer in den Ereigniſſen liegenden objectiven Gerechtigkeit. Corfiz und Eleonore würden nicht ſo ergreifen, und ſo viel, ich möchte weniger ſagen zu ſchauen, als zu ahnen geben, wenn ſie nicht durchweg apologetiſch und in ſich eben als Mann und als Weib und als Beides in ſeiner Ganzheit gerechtfertigt aufgefaßt wären. Was läßt Sperling, dieſer künſtleriſch ganz vernachläßigte Charakter, als Typus und Idee nicht für die innere Intuition und Ausführung eines hingebenden Lebens zurück! Ja, es finden ſich Partien im Buche, welche ſo gedrängt und plaſtiſch rund ſind, daß ſie

jeden Künſtler herausfordern; z. B. der Zug Eleonorens auf das Schloß mit dem Lachen Seheſtedts, der Kampf mit der Meerſchlange, Manches im zweiten Theile und beſonders jene meiſterhafte Scene, wo Ulfeld in das Haus ſeiner Väter zieht und er auf dem Waſſer der geiſterhaften Cavalkade von Särgen begegnet, welche ſeine Ahnen einſchließen; denn der Vater mußte ſein Schloß räumen. Dies iſt ein Stoff für das Genie eines **Delaroche** oder Düſſeldorfer **Leſſing**.

Allein um dieſe zählbaren einzelnen Verkörperungen ſchwimmt eine endloſe feuchte Materie, die zur Cruſtation nicht gekommen iſt. Da iſt Alles weich und aufgelöst, weiblich und unpoetiſch. Das Streben nach naiver Bedeutſamkeit gibt viele Stellen ſo ſehr bloß, daß eine ganz eigens dazu modulirte Stimme, ein gemüthlich-zärtlich-humoriſtiſcher Jargon, ja was noch mehr iſt, Freundſchaft

dazu gehört, ſie auszuſprechen, ohne Lachen zu erregen. „Sohn! Menſch! Mann!“ ſo ſprechen die Papa's in der Komödie, wenn ſie plötzlich in die Lage kommen, eine Rede halten zu müſſen. Kurz, die Klippe, an welcher der Dichter ſcheitert, bleibt ſeine Sucht nach Zartheit und ſeine Anbetung des Weibes, als eines ganz abſtrakten Begriffes, und im Weibe wieder die Anbetung der Mutter. **Schefer** ahnt vielleicht nicht, daß ſein Roman aus dieſem Grunde mit einer Betrachtung ſchließt, die nicht mehr lächerlich, ſondern ſchon widerlich iſt. Eleonore, die hochbetagte ſieben und ſiebzigjährige Matrone, ſtirbt — und ſieht im Traume ihre Mutter zu ſich kommen, und entſchläft an der Mutter Bruſt! Das iſt eine Conſequenz der **Schefer**'ſchen Uterus-poeſie, in die ſich ſo viel graue Haare, ein umbartetes Kinn und ſo viel Huſten miſcht, daß das Ganze ekelhaft wird.

Geſezt, man wollte dem Dichter den Inhalt ſeines

Romans wieder erzählen, und nur Das ſagen, was er ſelbſt ſagte, ſo würde **Schefer** aufhorchen und fragen: Steht denn das Alles da? hab' ich denn das Alles geſchrieben? Dieſe Ueberraſchung wäre ganz in der Ordnung; denn vor Präciſion, Kürze und ſtraffem Anzuge bekäme das Ganze des Inhalts eine andere Form. Wir wiſſen nicht, ob **Leopold Schefer** geſonnen iſt, in dieſer Materie fortzufahren; nur das iſt uns gewiß, daß er dem wahren Ausdruck des Romans näher ſteht, als irgend einer unſerer Romandichter, und daß er klaſſiſch genannt werden dürfte, wenn er ſeine Intuition nicht in Reflexion, ſondern in Plaſtik ausſchlagen ließe, wenn er die Nebenabfälle und Gefühlsabſchnitzel bei Seite würfe und ſich augenblicklich rüttelte, wenn er fühlte, daß er ſchon wieder dabei iſt, nur halb erhabene Arbeit zu liefern, Reliefs oder Figuren aus Mattſilber.

Nach Leſung einer Novelle, Charlotte Corday, bemerkt' ich: Charlotte Corday iſt im Grund weder ein paſſender Gegenſtand für das Drama, noch die Erzählung. Man muß den Entſchluß zu einer That, wie ſie ſie ausführte, in keinem Weibe, ſelbſt dem ſeltenſten nicht, entſtehen ſehen. Sie muß wunderbar, als eine plötzliche Erſcheinung in Mitte der Begebenheiten auftauchen; der Kampf, der bei dem Manne einer großen That vorangeht, macht einen andern Eindruck, als der allmälige Entſchluß eines Weibes, weil jener nur mit den Rückſichten, dieſes aber mit der Schwäche zu kämpfen hat.

Eine Novelle von **Eduard Duller**, Berthold Schwarz, hat das Pulver nicht erfunden. Das ganze Gemälde iſt Grau in Grau gemalt. Eine Beziehung ſtört die andere. Die Anlage iſt ängſtlich, der Verfaſſer hat

nicht Uninteressantes geben wollen, und deshalb alles Mögliche zusammengerafft, um mit jedem Worte etwas zu sagen, was zur Fabel gehört. Aber eine Geschichte, die blos Erkennungsscenen enthält, langweilt, und diese Novelle thut noch mehr, sie peinigt, weil sie jeden Augenblick zu Ende ist, und jeden Augenblick wieder von vorne anfängt. Was geschieht in dieser Erzählung? Man lauft, und rennt, und begegnet sich, und weicht sich aus, man hält entsetzlich lange Reden, erdolcht und vergiftet sich, und es dauert eine geraume Weile, ehe wir begreifen, warum? Schattenbilder gaukeln an der Wand auf und ab, ohne Charakter, ohne Handlungen, nur mit Erzählungen ausgestattet, mit Erinnerungen und überhaupt Dingen, die, wenn sie hier persönlich auftreten, immer schon abgemacht sind. Dazu kommt, daß die ganze Erfindung gar keinen Sinn und kein Interesse hat, daß der Humor des Narren mit seinem hoje, heisa,

luſtig, tralala! eine traurige Rolle ſpielt, und daß die Hauptſache des Buchs von den Dingen, die ein Jeder für die Nebenumſtände halten muß, gänzlich verdrängt wird. Wer ſollte nicht denken, daß in dieſer Novelle das Pulver erfunden wird? und doch riechen wir es erſt auf der lezten Seite.

Dagegen hat **Eduard Duller** ſich in ſeinen Kronen und Ketten, welches ein hiſtoriſcher Roman iſt, andrerſeits von dem Mißbrauch der Geſchichte entfernt halten wollen. Er hat zu beweiſen geſucht, daß die Hiſtorie ſelbſt, wenn man ſie an der Quelle ſtudiert, reich iſt an romantiſchen Elementen, die künſtleriſch benüzt allein ſchon das ganze Surrogat der hergebrachten poetiſchen Rektifikationsmittel unnüz machen. Nicht nur die politiſche Staffage beruht in dieſem Romane auf bewieſenen Thatſachen, ſondern auch Alles, was drum und dran iſt von Liebe, Freundſchaft,

Malheur, kurz an Unterhaltung und Ergötzung. Hier drängt sich Mimili nicht durch die Eisencolonnen der mittelalterlichen Fehden, es ist kein Husarenoffizier von der Garde, der hier plötzlich mit seinem gewichsten Schnurrbarte, mit seiner geschnürten Taille und dem ganzen Ridicül seiner Poltronnerie in einen feudalen Harnisch gekrochen ist, und nun in die öde Nacht des Mittelalters hineinschreit: Auf Ehre! Auf Ehre! Das ist hier Alles nicht. **Duller** wollte nichts als die einfache Thatsache der Geschichte geben.

Jedenfalls ist dies der richtige Weg, um den historischen Roman wieder zu Ehren zu bringen, wenn auch dem Verfasser der Kronen und Ketten sein Plan im Ganzen und Großen wieder nicht gelungen ist. Das Mißliche dieser vorliegenden Reaktion gegen die alte Manier liegt in demselben Mangel, der auch die chinesische Malerei nie auf eine Kunststufe erheben wird, nämlich im fehlenden Schatten.

Wenn ich vorhin von **Duller** ſagte, daß er Grau in Grau male, ſo thut er es hier Weiß in Weiß: war er früher zu dunkel, ſo hat man hier nichts als Sonnenſchein, lauter Vorgrund, lauter Repräſentation, keine Abwechslung der Farben. Das Auge ermüdet bei dieſem ununterbrochenen Anblick von Fürſten, Audienzen, Unterredungen, rauſchenden Feſtkleidern. Es wird dem Leſer nirgends heimlich, weil er immer nur zu ſchauen hat; nichts, als klare deſtillirte Begebenheit und ſonnenhelle Thatſache. Man möchte ſo gerne Ruhepunkte haben, die von dem Geräuſche der geſchilderten Begebenheiten fern lägen, und wo man nicht auf jedem Schritte einem Fürſten oder einer hiſtoriſch erweislichen Perſon begegnete; man ſehnt ſich nach irgend einer Baſis durchſchauerter und neugieriger Theilnahme; man arbeitet mit Hand und Fuß gegen Das an, was der Dichter gibt, und zwar als Hauptſache gibt; denn man wünſchte es

nur als Relief, als Hintergrund kennen zu lernen; man möchte immer die mit allerlei wunderlichen Arabesken und mährchenhaften Redensarten gestickten Teppiche seiner Darstellung wegbiegen, und lauschen, was sich hinten begibt, und erschrickt dann, wenn nur dieser große Teppich da ist, und vor und hinter ihm das Unermeßliche und die Todtenstille der Langeweile.

Wenn **Duller** die Hälfte des Weges, den er eingeschlagen hat, um gegen die Manier des historischen Romans zu opponiren, wieder zurücklegte, so träf' er gerade da an, wo für seine Kunst die richtige Mitte liegt. Er hat die Geschichte nicht romantisirt, sondern dialogisirt. Man kann doch den Roman selbst nicht aufgeben! Die Geschichte soll nur die Draperie einer solchen Dichtung sein: nur einige ihrer wesentlichen Daten dürfen sich als rother Faden durch eine Anekdote ziehen, welche der Autor aus seinen Mitteln

beizusteuern hat. In dieser Hinsicht bleibt **Walter Scott** immer das sprechendste Beispiel: es kommt nur darauf an, einige seiner kleineren Fehler zu vermeiden.

Wenn man von **Duller, Bechstein, Storch, Döring** ꝛc. spricht, wird es immer nothwendig sein auf **Spindler** zurückzukommen; denn sie ahmen ihm, was den Roman betrifft, Alle nach. **Spindler** hatte das glücklichste Beobachtungstalent. Er wandte es auf die Zustände des Volkes an, und gab dem Mittelalter in seinen Dichtungen eine Färbung, welche neu war. Er brachte jenen geblümten naiven Styl auf, der die Weise des Mittelalters gewiß zum größten Theile richtig trifft. Alles, was nur alte Volkslieder und die gelehrten Dichter jener Zeit an eigenthümlichen Wendungen charakterisirt, wandte er auf die Menschen an, die er schilderte. Das ist eine Weile recht herzig und allerliebst; aber auf die Länge und namentlich

die Nachahmung hinaus, wird dieſe Weiſe unerträglich. Das war eine Mode; aber ſonſt iſt wohl im Allgemeinen richtig, daß wir im neunzehnten Jahrhundert leben und gebildetes, durch unſere Literatur geadeltes Schriftdeutſch ſprechen. Die Gewaffen, die Gebreſte, die Schönbartſpiele, die Strolche werden in **Duller's** Romanen nicht mehr am rechten Orte ſein, eben ſo wie der alte Nibelungen-Jauchzlaut Hei! der ihm ganz eigenthümlich anzugehören ſcheint. Iſt doch das **Fouqué**'ſche „Um Gott" auch jezt aus der Mode gekommen und „gemahnt" uns nur noch zum Lachen.

Duller's Kunſt insbeſondere betreffend, ſo ſehen wir ihn auch in dieſem Roman noch immer ſchwanken zwiſchen dem Drama und dem Epos. Die Mitte zwiſchen beiden iſt recht eigentlich der Roman, und mit deſſen Erforderniſſen und Geſetzen will ſich des Dichters Muſe immer noch nicht zurecht finden. Mit wildem flatterndem Haare und tragiſchen

Geberden ficht ſie gegen die Luft und reißt Couliſſen. Der Roman ſoll freilich dramatiſch ſein, aber nicht theatraliſch: er ſoll es an den Stellen ſein, wo Fülle der Handlung vorliegt; aber **Duller's** Roman iſt es auch da, wo Ruhe und Erholung herrſcht, ja ſelbſt da, wo einer ſeiner Helden allein ſizt, und er jede Bewegung deſſelben verfolgt, als wär' es ein Schauſpieler. Wäre das Plaſtik! Aber die Plaſtik iſt ein Hauch, ein Anblick, deſſen Kürze uns überraſcht, die Plaſtik iſt ſtumm, ſie iſt zulezt nirgends, wo **Duller's** Unerſchöpflichkeit Alles unter Worte ſezt. Könnte ſich dieſe Ueberſprudelung mäßigen, könnte **Duller** als Herr und Herrſcher über den Waſſern ſchweben; dann müßte er durch ſeine Lebendigkeit und ſein Talent für die Bühne recht Genießbares ſtiften. Dann würde er auch einſehen, daß die deutſche Sprache das Wort hei! nur vor fünf Jahrhunderten kannte, als man für die Freude noch

keine rechten Ausdrücke hatte, und daß das Wort ha! in ihr gar nicht existirt, sondern nur in dem falschen Pathos der Komödianten. Es ist für **Duller** schon viel gewonnen, wenn seine Helden nicht mehr ha! rufen dürfen; denn mit diesem ha! werden ähnliche störende Interjectionen, werden die Dialoge und Monologe und Gebete aus seinen Romanen verschwinden. **Duller** wird mehr auf die Oekonomie seiner Dichtungen zu sinnen anfangen. Die Oekonomie des Romans ist aber 1) die Einschachtelung und 2) die Perspective. Ich will die Geheimnisse der Kunst nicht profaniren, nicht die Schallröhren zeigen, durch welche Pythia im Grunde mehr begeistert wurde, als durch den Rauch des Dreifußes; aber die Nennung jener beiden technischen Ausdrücke wird hinreichen, um **Duller** aufmerksam zu machen. Es gilt, Romane zu schreiben, welche mit Schlauheit angelegt sind, welche den Leser cajoliren und spannen, Romane, bei denen

man ſich auf das Ende ſtürzt und immer wieder neue Vorſprünge findet, die man zu umgehen hat, Romane, die ſich nicht wie das Epos aus dem Kern herausſpinnen in's Unendliche, d. h. bis zum Tode des Helden, ſondern die gleich in den erſten Scenen ein Ziel ſetzen, worauf man bis zum Schlußkapitel geſpannt iſt, und das drei Bände hindurch abzuwarten, es immer neuer vorgeſchobener Intereſſen der Neugier bedarf. Iſt einmal der Poet bis zu dieſem Raffinement gekommen, dann ſchwinden auch alle jene Monologe und mitgenommenen Couliſſen, welche niemals darauf Anſpruch machen können, für reine, keuſche und jungfräuliche Poeſie zu gelten.

Es ließ ſich von **Duller** erwarten, daß dieſer Roman viele einzelne Schönheiten enthalten wird. Sie ſind zahlreich vorhanden; aber niemals im Geſpräch, oder im Ausdruck, ſondern faſt immer da, wo er ſich am kürzeſten faßt.

Aber warum muß man ſolche Stellen aufſuchen? Sie würden ſich überall und von ſelbſt anbieten, wenn **Duller** ſich entſchließen könnte, mit ſeinem Talent für mittelalterliches Arabesken-Geſchnörkel, für Darſtellungen, welche an alte Mönchsſchildereien und Legenden erinnern, ſich mäßig und enthaltſam auf einen engen Kreis ſeiner Phantaſie zu beſchränken, ruhig, ſtill an ſeinen Geſtalten zu zirkeln und ſauber und nett im Ausdruck zu werden, dann würd' er zwar nur ſehr dünne und ſehr wenig Bücher erſcheinen laſſen; aber ſein unverwüſteter Fond, das Saatkorn einer üppig und geil aufgeſchoſſenen Phantaſie läßt vermuthen, daß ſie dafür deſto vorzüglicher ſein würden.

So oft ich übrigens an **Eduard Duller** denke, fällt mir **Göthe's** Bemerkung ein: Nichts bringt ſo Ungeheuerliches zu Stande, als eine Einbildungskraft, der es an Poeſie fehlt. **Duller** hat eine bizarre, zerriſſene Phantaſie,

aber er iſt kein Dichter. Er bringt in ſeine abenteuerlichen Ideen, in ſeine lebhaften Anſchauungen, in ſeine phantaſtiſchen Vibrationen nicht jene Ruhe und Milde hinein, welche nur das Geſchenk des Dichters iſt. **Duller** iſt das Chaos vor der Schöpfung, das Tohuwabohu der Einbildungskraft. Weil er gewiß Kenntniſſe beſizt, ſo weiß er vielleicht die Geſetze und Regeln der Kunſt, die todten Abſtraktionen der Aeſthetik; aber die Natur verſagte ihm den Genius, der die Gränzen fühlt, ohne ſie gelernt zu haben, der das Gefühl der Geſtaltung, Beſchränkung, und des harmoniſchen Ebenmaßes, der Theile, welche ein Ganzes bilden, faſt möchte man ſagen, ſchon in den Fingern hat. Es iſt entſetzlich, einen jungen Mann gegen das Publikum kämpfen zu ſehen, der ſchon mehr als zwanzig Bände geſchrieben hat, und von der Vorſtellung getröſtet zu ſein ſcheint, daß das Publikum keinen Sinn mehr für die Poeſie

habe. Die Idee macht den Dichter nicht. **Duller** hat Einbildungskraft, aber keine Poesie.

Was ist die Folge einer Autorschaft, welche nichtsdestoweniger den Parnaß nicht verlassen will? Menschen, welche Schatten sind, Reden, wie sie nie gesprochen wurden, Situationen, welche in der Luft schweben. Da sieht man eine Aufregung, welche den Stoff beschwört, ohne einen Stoff zu haben, eine fahrende Komödie, wo hölzerne Figuren zu Worten, die der Spieler hinter der Scene spricht, die verrenktesten Gestikulationen machen. Man sieht einen theatralischen Aufputz, wie an den steifen und Furcht erregenden Aktionen, die von Wachsfiguren dargestellt werden.

Hätte **Duller** eine Ahnung davon, daß er kein Dichter ist, so würde er zuweilen die Rhetorik zu Hilfe nehmen, um seinen Schöpfungen ein Pseudoleben einzuhauchen. In meinem verschollenen Roman ist Jeronimo eine so aus

dem Nichts herausgequetſchte Figur, die ich brauchte, um Cäſar und Wally in Paris zu vereinigen, und die mir ohne Leben unter den Händen blieb, ich mochte den kleinen Funken, der in ihr liegt, potenziren ſo hoch ich wollte. Es ging nicht. Jeronimo bleibt eine Romanenfigur, die, ſo bald der ſie am Kopf haltende Faden einer rapiden und diesmal mit der Poeſie vergebens um Liebe ringenden Darſtellung ein wenig nachläßt, ſogleich auf den Boden fällt, und eines hölzernen Todes ſtirbt. Bei **Duller** iſt aber faſt jede Figur ſo ohne Weſen. Sein neueſtes Phantaſiegemälde beweiſ't die Behauptung. Es kommen Scenen darin vor, wo der Verſtand ſtill ſteht, wo man nur noch die einmal aufgezogene Sprachmaſchine lallen hört, wo man Mitleiden mit einem Manne fühlt, der ſeit Jahren an dem Irrthume krankt, ſich für einen Dichter zu halten.

Was die Verse und den malerischen Ausdruck dieses Autors betrifft, so möchte man beide musivisch nennen. Bilder, von den ausgezeichnetsten Dichtern gebraucht, kommen bei **Duller** mit neuer Benutzung wieder, köstliche Bezeichnungen, wie Dom, Phönix, Himmelsbaldachin, Gorgonenschild u. s. w. treten in seinem Style auf, aber immer an Orten, wo der Prunk am wenigsten dazu dient, eine bestimmte Thatsache hervorzuheben. In einer dramatischen Dichtung **Duller's**: der Goldmann, singen die untergeordnetsten Charaktere, z. B. Besenbinder, in jenen Weisen und Versmaßen, in welchen **Göthe** die himmlischen Genien auftreten läßt. Man sehe so ein **Duller**'sches Gedicht an, das blizt und funkelt aus ihnen heraus, und sieht man nach, so sind es böhmische Steine. Es ist ein Unglück, unsere schöne deutsche Sprache so verbraucht, und das Wort Kraft zumal an so viel Schwäche vergeudet zu sehen.

Duller ſcheint es zu fühlen, daß er vor ſeiner Unruhe und Einbildungskraft Rettung haben müßte. Indem er ſich aber zu dieſem Zweck auf die Kritik geworfen hat, ſtürmt er über die Literatur mit einem Eifer her, der ſtets das Rechte will, und doch nichts Gutes ſchafft. Macht dies nicht eine Kritik ſchon unbequem, daß ſie aus dem Mund eines Mannes kommt, von dem nicht ein einziges gutes Buch exiſtirt?

Duller iſt weder Dichter noch Kritiker. Für jenen hat er zuviel wirre Anſchauungen und erlernte Formen, für dieſen zu viel Schwäche des Gemüths und zu wenig Thatſachen des Studiums. Ich gebe ihn aber nicht auf. Es iſt Etwas in **Duller**, was ſich aus ihm entwickeln könnte, wenn er ſeine frühzeitig aufgeregte Produktion, die in eine Art ſtarrer Krämpfe ausgeartet iſt, ſiſtiren, wenn er gänzlich jene Zeit abſtreifen könnte, wo ihn der gute

Fortgang der **Spindler**'schen Muse zu ganz unreifen und knabenhaften Schöpfungen anspornte. Wenn wir wünschen, daß **Duller** zu einer Klarheit seines Innern kommen und den Mittelpunkt seiner Kräfte finden möchte, so wünschten wir wohl, er könne von Neuem geboren werden. Soll **Duller** etwas Tüchtiges leisten, so verlasse er zuerst in Betreff seiner Philosophie und poetischen Spekulation die Kreise des **Holbein**'schen Todtentanzes, aus welchen **Duller** alle seine Begriffe von Elend, Kronen und Ketten, Antichristen, Freund Hein, Narrenkappen, Mummenschanz u. s. f. zu entlehnen pflegt; sodann in Betreff der Darstellung verzichte er auf die Theaterroutine, die ihn noch immer veranlaßt hat, Helden zu schildern, welche ganz entsetzlich viel mit Worten fechten, und sogar in Romanen seitenlange Monologe halten; sodann auf gewisse Allgemeinheiten, wie Männlichkeit, oder auf die allgemeinste Allgemeinheit

Kraft, die ja immer das ſchwächſte iſt, wenn ſie nicht den richtigen Gegenſtand trifft; zulezt endlich auf ſeinen Sprachſchaz. **Duller** muß auf naive und kindliche Weiſe ſich noch einmal ganz zu bilden ſuchen. Es gibt nur eine Quelle, die ihn heilt, das iſt die Natur. In dieſen Jungbrunnen ſteige er, und neue Welten werden ihm aufgehen! — Seine Muſe werde ein ſchüchtern Kind, das ſpielend, neugierig, und mit klugem Aug in die Welt blickt; er fange an, das Einfachſte zu belauſchen, und mit den einfachſten Worten zu ſchildern; er reſignire völlig auf Das, was er ſchon beſizt, und werfe es von ſich, um die richtige Art zu lernen, es noch einmal aufzuheben. Könnte **Duller** ein Jahr lang die Feder ruhen laſſen, und mit vollkommner Entſagung blos in dem Tempel der Natur, und auf dem Markte des Lebens verkehren, begnügte er ſich, zu ſehen und zu hören, und brauchte, um von den neuen Gegenſtänden Vorſtellungen

zu haben, keinen einzigen ſeiner ihm aus der dann abgeſchloſſenen Periode noch anklebenden hochfahrenden und allzeit fertigen Ausdrücke; er würde geſunden, die innere Knospe ſeiner Poeſie würde aufbrechen, und die Literatur einen Jünger gewinnen, der ihr bis jezt noch keinen Nutzen gebracht hat.

Die ausgezeichnetſte Erſcheinung der neuern deutſchen Literatur iſt unſtreitig der Roman Scipio Cicala. Ein Werk der Bewunderung für **Walter Scott**, übertrifft es doch dieſen bei weitem, nicht nur in ſeinen Fehlern, die hier vermieden worden ſind, ſondern ſelbſt in ſeinen Vorzügen. Der ungenannte, jezt aber ſchon errathene Verfaſſer, ſpricht ſich in einer geiſtvollen Vorrede über ſeine Stellung zu **Walter Scott** aus. Man muß die billige Anerkennung des ehrenwerthen Baronets und Gründers des

hiſtoriſchen Romans an dem Verfaſſer des Scipio Cicala um ſo mehr ſchätzen, als dieſen gerade ſo Vieles zu einem Vorzuge vor ſeinem Meiſter berechtigte.

In dieſer Vorrede hätte ſich aber der Verfaſſer über die Quellen ſeiner Geſchichte beſtimmter erklären ſollen. Er ſpricht von einer alten Handſchrift, die die Grundlage des Ganzen bilde, und von mehren Nebenquellen, die er zur Erweiterung ſeines Planes benuzt hätte. Er ſcheint an manchen Stellen nur wörtliche Ueberſetzungen zu geben, und dieſe kehren ſo häufig wieder, daß man auf eine genaue Kenntniß ſeiner Autorität begierig wird. Bedenkt man, daß ſolche Stellen gerade die geiſtvollſten und witzigſten Geſpräche, überhaupt eine Zierde dieſes Buches ſind, ſo ſezt dies eine kunſtreich überarbeitete Quelle voraus, über die uns der Verfaſſer keine Aufklärung hätte ſchuldig bleiben ſollen. Doch läßt ſich bald, was dem Verfaſſer um

jeden Preis eigenthümlich ist, errathen, und man wird keinen Anstand nehmen, dazu die Schilderungen der italienischen Natur, die Frucht einer eigenen Anschauung, und die Ausführung der wunderbaren und zauberhaften Elemente, deren erste Anlage unverkennbar den alten Papieren gebührt, zu rechnen. Und doch ist vielleicht dies Vorschützen von Quellen nur eine Mystifikation, die auf Rechnung der **Walter Scott**'schen Nachahmung kommt.

Die Charaktere der Dichtung sind wahr ergriffen, und lebendig wiedergegeben. Die Sprache ist überaus reich und gewählt, und verräth überall eine seltene Bildung; die anziehendsten Episoden, die den Stempel einer feinen Beobachtungsgabe tragen, wechseln mit geistvollen Bemerkungen ab, dem Resultate einer langen und ernsten Lebenserfahrung. Wir müssen diese Tugenden um so mehr hervorheben, als wir uns später auch eines Tadels zu entledigen

haben, den wir bei einem so klassischen Werke nicht ohne Gegengewicht lassen dürfen.

Scipio's und Narcissens Charakter sind vortrefflich gehalten. Scipio ist kein Himmelsstürmer, kein tragischer Jambenheld, sondern eine anspruchlose bescheidene Natur, die im Element der Ehre, Tapferkeit, kurz aller ritterlichen Tugenden einheimisch ist. Scipio hat kaum das männliche Alter erreicht, und so sind alle seine Begegnisse einem kindlichen Jugendmuthe angemessen. Der Verfasser hat diese liebenswürdige Unbefangenheit gut zu schildern gewußt. Die Vorliebe, mit der er seinen Helden behandelt, geht über das Erlaubte nicht hinaus; er läßt ihn immer nach den gebietenden Umständen handeln, und den Veranstaltungen Anderer folgen, die von dem jungen Manne nur Ritterliches und Ehrenhaftes fordern. Dies ist ein feines Gesetz für den Erzähler, das man aber selten

beachtet finden wird. Narciſſa iſt Philine im edeln Styl.

Die Mäßigung des Verfaſſers in Naturſchilderungen iſt um ſo lobenswerther, als er darin einem Geſetze folgt. Man muß lachen, wenn man unſere ſchmutzigen Leih-bibliotheken-Romane beginnen hört: Fürchterlich tobte der Sturm, aber fürchterlicher noch tobte es in Alonzo's Bruſt! Es iſt aber ein guter Inſtinkt, der unſere Leiſrock und Hildebrandt ſo reden läßt. Eine Naturſcene, die völlig im Widerſpruch mit der Gemüthsſtimmung des in ihr Aufgeführten ſteht, macht eher einen komiſchen, wenigſtens den entgegengeſezten Eindruck, als man beabſichtigt. Der Verfaſſer iſt hierin ſehr berechnet zu Wege gegangen. Die ihm unendlich oft dargebotene Gelegenheit zu italieniſchen Landſchaftsgemälden verſchmäht er gänzlich, wenn ſeinen Perſonen die Stimmung fehlt, die für die

Naturbetrachtung nicht immer dieſelbe iſt. Daran erkennt man die Bekanntſchaft mit einem tiefen pſychologiſchen Geſetze. Die Natur ſteht unter der Herrſchaft des Gemüths, und ſie wird uns nie anders erſcheinen, als wir ſie anſehen.

Nun aber den Tadel betreffend, ſo weiß man, daß die Abneigung gegen **Walter Scott**, die ſo ſchnell den frühern Enthuſiasmus verdrängte, auf Rechnung ſeiner politiſchen Grundſätze kam. Für den Dichter wären dieſe Grundſätze meiner Ueberzeugung nach gleichgültig geweſen, hätte er ſie in dem Leben Napoleons nicht auch politiſch und hiſtoriſch geltend machen wollen; allein an **Walter Scott** bemerkte man nicht ſo ſehr den Legitimitätseifer, als vielmehr einen Ariſtokratismus, der ſich ſogar nicht ſcheute, mit dem Prätendenten die Fahne der Empörung aufzuſtecken. Unſer Verfaſſer kehrt aber dies Verhältniß um, und beklagt

Scipio, daß er ſich gegen die beſtehende Staatsgewalt auflehnt!

Ueberhaupt ſtimmt der Verfaſſer gegen den Schluß ſeines Werkes einen gar fremdartigen Ton an; er bejammert ſeinen jungen Helden, wirft ihm ſeine hochverrätheriſchen Abſichten vor, und bringt dieſe ſogar, wie es ein Prediger thun würde, mit ſeinem zunehmenden Mangel an chriſtlicher Geſinnung in Verbindung. Es klingt ſonderbar, einem Neapolitaner des ſechzehnten Jahrhunderts, einem von Kindheit an heidniſchen Katholiken, Vorwürfe wegen ſeines Chriſtenthums zu machen. Der Verfaſſer ſpricht in ſeiner Vorrede ſo ſchön über die Wahrheit der Poeſie, warum ſollen Ehre, Hochherzigkeit, Freiheitsliebe in des Dichters Wagſchale nicht mehr wiegen, als die ſogenannte beſtehende Staatsgewalt?

Ja ſelbſt die Annahme des Turbans hätte den Verfaſſer

nicht bewegen ſollen, von dieſem Augenblick an über Scipio die Achſel zu zucken; dieſe Verirrung ließ ſich rechtfertigen, und gerade am meiſten durch die Umſtände, die im Vorangegangenen mit ſo vieler Vorliebe geſchildert worden ſind. Auch in Porzien nur den Engel und die beſſere Hälfte Scipio's zu ſehen, iſt ungerecht, vielmehr war die Trennung, die das Geſchick über beide verhängte, die nothwendige Folge dieſes Verhältniſſes, das durch einen Frevel herbeigeführt, eben durch den wahren Ausdruck charaktervoller männlicher Unabhängigkeit wieder aufgehoben werden mußte.

Den Preis zunächſt verdient die hohe Braut, ein Roman von **Heinrich König.**

Etwas Claſſiſches liegt in dieſem Buche; doch ſind nicht auch die alten Hermen claſſiſch? Hermen nannte man jene

Bildsäulen, welche vom Kopf bis zum Nabel eine vollkommene Statue ausdrückten, doch der Arme ermangelten, und nach unten hin sich in einen formlosen Stein verloren. Kein Vergleich möchte den Eindruck dieses Romans passender wieder geben. Läßt sich die Schönheit der Exposition verkennen? Sind die ersten Physiognomien je schöner ausgeprägt worden? Das Haupt, der Nacken, die Brust sind meisterhaft gearbeitet, aber schon oben werden die Arme vergessen, und nach unten lös't sich Alles in einen sinnlosen Block, in eine unausgeprägte Steinmasse auf, an welcher die glättende Kunst des Meißels vergebens verschwendet ist.

Der Titel „Die hohe Braut" erinnert auf eine für das Buch schädliche Weise an das hohe Lied und die doppelte Auslegung der in ihm gepriesenen Braut. Man sieht gleich in den ersten Kapiteln, daß das neue Evangelium, die Freiheit, in dem Romane die Grundlage bildet, und rechnet

feſt darauf, Anfang und Ende ziele auf das erhabene Idol der Völkeranbetung. Man glaubt, der Verfaſſer wolle das „heimliche Klagelied der Junggeſellen“ dieſer Zeit ſingen, und den Zwieſpalt der bürgerlichen Liebe mit der heiligen und gefahrvollen Sache des Vaterlandes in ein tragiſches Licht ſetzen, allein für die vielen Seufzer, welche dieſe Trennung zweier Intereſſen ſchon gekoſtet hat, ſoll der Dichter erſt noch gefunden werden.

König's hohe Braut iſt nur inſofern eine hohe, als ſie von einem Schulzenſohn geliebt wird, und die Tochter eines Marcheſe iſt; ſie würde die hohe Braut nicht mehr ſein, wenn ſie von Jemanden geliebt wäre, deſſen bürgerliche Stellung höher als die ihrige läge. Genug, Blanka iſt die Tochter des Marcheſe Malvi. Ein treuer Diener ſeines Herrn, des Königs Victor Amadeus von Savoyen, verbietet er Giuſeppen das Schloß, ſeitdem er des jungen

Menſchen Neigung für Blanka bemerkt. Er thut dies um ſo eher, als er in Giuſeppen viel revolutionären Anſteckungsſtoff zu finden glaubt. Dies war eine Präſumtion, welche keinen Grund hatte. Giuſeppe war ein guter Jäger, ein frommer Beichtgänger, ein verliebter Milchbruder Blanka's. Er weiß Nichts von der Revolution, kennt überhaupt die Welt nur bis zum Ende des Horizontes, der ſich über ſeinem Dorfe wölbt, und wird zulezt, wo er mit einigen entarteten Söhnen der Freiheit in Berührung kommt, ſogar ein Gegner der neuen Lehre. Schwärmerei, Idealität finden in ſeine Seele keinen Eingang, und die dämmernde Ahnung Deſſen, was ſich in ſeiner Zeit entwickelte, verdankte er nur den Unterweiſungen eines Bettlers auf der Landſtraße und eines Prieſters im Beichtſtuhle. Was war ihm die Revolution?

Und doch war er beſtimmt, um ihretwillen zu leiden.

Die Meinung, welche er am wenigſten verdiente, verfolgte ihn. In dieſer Lage machte er Bekanntſchaft mit einem Genueſen, der im Geheimen das Revolutionswerk von Nizza leitete. Er kommt mit den Verſchwörern im Gebirg zuſammen, unter denen ſich auch nicht ein einziger würdiger Repräſentant der neuen Lehre findet. Giuſeppe wendet ſich ab von dieſen Verſtümmelungen der Freiheitsidee, welche der Verfaſſer mit vieler Vorliebe zeichnet, er verſagt es kurzweg, ſich zu irgend einem Plane brauchen zu laſſen. Dennoch zieht ſich die Verbindung mit dem Genueſen immer feſter zuſammen. Es war ein gleiches Schickſal, das Beide in der Liebe theilten. Der Genueſe hatte über ſeinen Stand hinausgewählt, die Tochter des Grafen Rivoli liebte ihn, er entführte ſie und lud den Fluch und die Verfolgung der Familie auf ſich und ſeine Geliebte. Die Revolution arbeitete ſeinen Plänen in die Hand; er rechnete auf die

Abſchaffung des Adels und ſuchte die Zeit, wo er ſich mit ſeiner Geliebten ohne Weitres vermählen durfte, mit Gewalt zu beſchleunigen. Giuſeppe vermochte dieſen Combinationen nicht zu widerſprechen, es lag zu viel logiſche Wahrheit darin, ſeine Liebe überredete ihn eine Zeitlang, ſie auch moraliſch zu finden. Doch war noch kein Entſchluß in ihm vollkommen reif, der Horizont ſeines Dorfes verfolgte ihn noch überall. Die Verſchwörer im Gebirge bedrohten des Marcheſen Leben, und lauerten ihm auf, als er von Turin mit ſeiner Tochter heimkehrte. Giuſeppe warnt ihn und rettet ihm das Leben. Aus Dankbarkeit verſpricht ihm der Ariſtokrat, daß er beim erſten Feſte im Dorfe mit ſeiner Tochter tanzen dürfe. Giuſeppe jubelt; was iſt ihm die Revolution? Er muß ſie verwünſchen; denn ſie ſchiebt nur ſeinen Tanz auf, ſie verzögert es, daß er Blanka's Kleid berühren darf. Die verdammte Revolution! Der Marcheſe

findet keine Zeit, im Dorfe tanzen zu laſſen! Ha, endlich wird getanzt. Aber wie haben ſich die Dinge verändert! Blanka iſt nicht mehr frei, ſie feiert ihre Verlobung, der junge Graf Rivoli iſt der Glückliche, der natürliche Schwager des Genueſen. Giuſeppe findet ſie unter der Linde des Dorfs am Arme eines Andern, dennoch will er tanzen, Blanka fällt in Ohnmacht, Rivoli zieht den Degen, Giuſeppe wird mit Hunden gehezt und entſpringt. Er wüthet; gegen Blanka? Nein. Gegen den Marcheſe? Nein. Gegen Rivoli? Vielleicht; aber nur einen Augenblick; denn er ſieht, wie ſich des Genueſen Zorn gegen dieſen wendet. „Was geht mich Rivoli an!“ ruft er aus, „der mag ſehen, wie er mit ſeinem Schwager fertig wird.“ Des Genueſen Geliebte wird von ihrem Bruder Rivoli mißhandelt, ſie ertrinkt, der Zorn des Genueſen kocht und Giuſeppe wird in die Gährung hineingeriſſen. Er fängt an, für den Augenblick

Einiges zu thun; er weiß ja, daß der Adel und die Mesalliancen abgeſchafft werden. Er greift Nizza an, er ſtürmt die Feſtung, und wird mit ſeinem Freunde gefangen. Sie ſind zum Tode verurtheitt, Blanka iſt ängſtlich, ſie bittet, man möchte Etwas für Giuſeppe thun; ſie glaubt, er iſt losgeſprochen, und fährt nach Nizza, um ſich mit Rivoli zu vermählen. Der Zufall befreit die beiden Gefangenen, der Genueſe ermordet Rivoli am Traualtare, Beide fliehen.

Der Faden der Erzählung muß dem Verfaſſer hier plötzlich geriſſen ſein, er ſpinnt ihn von Neuem an. Giuſeppe tritt mit anderem Namen auf, er hat den Genueſen und die Republik verlaſſen, er geht zur ſavoyiſchen Armee über. Seine breiten Schultern empfahlen ihn den Umgebungen des Königs; denn er trug die Frau eines Miniſters den Mont Cenis hinauf, als dieſe in Gefahr war, von einer Lawine verſchüttet zu werden. Giuſeppe ſchwärmt für die

Sache des Königs; er bekommt die Epauletts, wird Major, erhält den Adel, befreit ſich von dem Verdachte, Rivoli ermordet zu haben, tritt vor die erröthende Blanka und darf ſie heimführen, ſeine hohe, jezt erſtiegene Braut.

Dieſe Umriſſe des Ganzen geben bei weitem nicht den Eindruck, den der Verfaſſer durch eine Menge einzelner Schönheiten, durch anziehende Nebencharaktere, durch eine durchweg, wenn auch nicht friſche, blutvolle, energiſche, doch geiſtreiche und künſtliche Behandlung im Ganzen erreicht hat. Allein um ihretwillen iſt alles Uebrige da, und, wie ſehr auch umrankt von den kunſtvollſten Arabesken, treten einige Perſonen, welche das Ganze auf ihren Schultern tragen, doch entſchieden in den Vordergrund. Man muß geſtehen, daß die beiden Hauptfiguren, Blanka und Giuſeppe, das wenigſte Intereſſe einflößen. Giuſeppe iſt

ein völlig untergeordneter Charakter, ein Schulzenſohn, der ſich wenig über ſeine Geburt erhebt und den Anflug des Adels nur darin blicken läßt, daß er fortwährend unnützen Beſchäftigungen nachgeht. Seine Gedankenloſigkeit iſt kein poetiſcher Zauber, der ſeine Erſcheinung höbe. Wo nimmt er den Anlauf, mehr zu ſein, als wozu ihn die Natur beſtimmte? Was ſollte ihn der Liebe Blanka's würdig machen? Seine Gewandtheit, in den Gebirgsteichen Forellen zu fangen? Seine erlegten Eber, die er ſelbſt auf das Schloß trägt? Seine frommen Beſuche der Dorfkirche? Seine Jugend, welche Blanka beſtimmte, bei den ihn treffenden Beſchuldigungen für ihn gut zu ſagen? Nein, wir finden nirgends einen Grund zur Liebe des Schulzenſohns, den der Verfaſſer ſo gut und zahm ſchildert, daß er ihm unter der Hand das Intereſſe verliert. Er muß die Erzählung von Neuem wieder aufnehmen, Giuſeppen plötzlich in den

Reiz des Geheimnißvollen kleiden, ihm einen falschen Namen geben, und ihn so eben zu halten suchen.

Noch uninteressanter ist Blanka, die sogenannte hohe Braut. Sie zittert, von Giuseppen zu sprechen. Sie fürchtet, der Leser könne ihr Vorwürfe machen, daß sie ihn nicht liebe. Durchaus nicht, meine Schöne! Welches Glück für Ihre Zukunft kann Ihnen denn der Schulzensohn gewähren, der sich einmal in den Kopf gesezt hat, in die Tochter seiner Gutsherrschaft verliebt zu sein? Blanka sieht das auch endlich ein, sie verlobt sich einem ihr Ebenbürtigen. Mußte sie jezt nicht allen Reiz für Giuseppe verloren haben! Für Giuseppe nicht; er liebt sie noch, als sie schon vor dem Traualtare mit Rivoli gestanden, und Blanka, da sie durch Rivoli's Ermordung eine verwittwete Jungfrau geworden, greift immer noch zuweilen an ihren klopfenden Busen, und frägt: „Für wen schlägt denn dies stürmische

Herz?“ Sie gesteht sich denn erröthend: „Für Giuseppe, den Schulzensohn, den du am Traualtare verrathen hast!“ Nein, wir wollen nicht sagen, daß der Verfasser diese Prüderieen beabsichtigt hat; es ist viel Natürlichkeit und Lebensfrische in seinem Gemälde, aber sein Stoff ist ihm in diese fatale Tendenz ausgeschlagen, ohne daß er's wußte. Ich glaube, er hatte seine beiden Leute schon lange aufgegeben, als er noch genöthigt war, an ihnen zu meißeln und zu hämmern, und ihre Erscheinung wenigstens zu einer scheinbaren Vollendung zu bringen.

Auch in den Nebencharakteren befriedigt nicht Alles. Cola, ein Landstreicher, der den Philosophen spielt, und immer da eintrifft, wo er nöthig ist, erinnert an einen widerlichen Typus unserer Romane. In der vortrefflichen Scene zu Eze am Meere behandelt der Genueſe diesen Bettler mit einer solchen entsprechenden Rücksichtslosigkeit, zu

der ſich der Verfaſſer ſelbſt nicht einmal hat erheben können. Die Geſpräche zwiſchen Franzesko und der alten Baronin ermüden, und die Behandlung, welche dieſe zulezt jenem angedeihen läßt, iſt widerlich; denn der Verfaſſer wollte doch mit der ganzen wunderlichen Myſtification, welche ſich die Baronin gegen den Prieſter erlaubt, nur eine Notiz über ihr früheres Leben retten, welche er, um auch der alten Baronin etwas Charakteriſtiſches zu geben, früher ohne alle Vorbereitung und Erwartung beigefügt hatte. Zulezt verliert ſich der Verfaſſer auf eine ſpaßhafte Weiſe in die Poeſie der Schwangerſchaft. Ich wundere mich, daß der Verfaſſer die ganze Abgeſchmacktheit der ſüßen, verſchämten, erröthenden Geheimnißkrämerei nicht gefühlt hat. Wie albern benimmt ſich die junge Baronin, als ſie von Viertelſtunde zu Viertelſtunde in das Kabinet ihres Mannes tritt, um ihm Etwas zu ſagen, was er gar nicht verſtehen

will, und wie sie immer wieder kommt, und immer wieder erröthet, und er immer noch Nichts merken will! Es hält schwer, an Personen, welche sich so verirren, ein Interesse zu nehmen.

Die reichsten Vorzüge dieses Romans liegen unstreitig in den feinen Bemerkungen des Verfassers über Zeitgeist, Revolution, Adelsherrschaft. Zwar ist der Verfasser in seiner Vorsicht, die Schönheit nicht auf Rechnung der politischen Meinung zu setzen, zu weit gegangen, indem er wenigstens einen würdigen Repräsentanten der Revolution hätte aufstellen sollen, allein es ist unverkennbar, daß ihm in jenen Partieen doch seine Begeisterung die Farben lieh.

August Lewald scheint zwar das Romanenfach **gänzlich** aufgegeben zu haben, und sich in anderen Gebieten **auszeichnen** zu wollen, doch wählte er für seine romantischen

Erfindungen immer die glücklichſten Staffagen. Er hat die Menſchen in ihrem Treiben mannigfach beobachtet, und beſizt ein feines Auge für das Auſſerordentliche in unſeren Begegniſſen. Jede ſeiner kleinen Novellen wird von einer neuen ſpannenden Situation ausgehen, wo es unverkennbar iſt, wie ihm irgend eine poetiſche Beobachtung hierzu die Veranlaſſung gegeben. —

Ein größerer romantiſcher Verſuch, Gorgona, iſt ihm, was die poetiſche Ausführung anlangt, minder gelungen. Die Geſtalten, welche er ſeine vortreffliche Auffaſſung der Zeit beleben läßt, ſcheiden ſich aus dem dunkeln Hintergrunde nicht lebhaft heraus, eine deckt wohl gar die andere, oder wenigſtens, wo ſo viel Licht in ſein Gemälde hineinfällt, daß irgend eine Figur einen Schatten werfen kann, da wird dieſer immer ſtörend die Phyſiognomie einer andern Figur verhüllen. **Lewald** opfert ſeine Perſonen

ihren Schickſalen auf. Die Lagen, in welche ſie gerathen, intereſſiren ihn weit mehr, als die Charaktere, welche damit oft in Widerſpruch ſtehen.

Sonſt hat **Lewald** in Paris zu dieſem Gemälde des franzöſiſchen Mittelalters vortreffliche Studien gemacht. Die phantaſtiſchen Schauer des vierzehnten Jahrhunderts durchrieſeln uns. Die Nebelgeſtalten der chymiſchen Zauberwelt tanzen vor der erregten Einbildungskraft ihre geſpenſtiſchen Reigen. Das Bild, welches uns der Verfaſſer von dieſer Zeit gibt, iſt treu und in ſeinem Detail vielleicht einzig. — Sinnlichkeit und Herrſchſucht bemächtigten ſich des Zauberglaubens jenes finſtern Jahrhunderts. Die Schätze der Juden ſind blos geſtellt, weil die kecke Behauptung, der Jude habe die Hoſtie gekocht, hinreichte, für ihn einen Scheiterhaufen zu ſchüren. Der politiſche Einfluß der geiſtlichen Orden fiel mit der ſiegreichen Beſchuldigung, als

hielten ſie geheimnißvolle Zwieſprache mit den dämoniſchen Kräften der Natur. Die leidenſchaftliche Genußſucht der höchſten Frauen baute abgelegene Thürme, deren Weichbild rings mit grauenhaften Sagen bevölkert wurde, und welche dazu dienen mußten, die Opfer ihrer Verführung zu verlocken und auf ewig ſtumm zu machen. Straßenraub, Vagantenunfug, Waldleben waren frei gegeben. Die Geſetze ſchwiegen und Jedes Sicherheit war auf die Spitze ſeines eigenen Schwertes geſtellt. Endlich lag der bei Weitem grauenhafteſte Zug jener Zeiten in der myſtiſchen Auffaſſung der alten Sage von Pygmalion. Man ſuchte die todten Kräfte der Natur zu beleben, und ihren geheimnißvollen Lauten eine verſtändliche Sprache unterzuſchieben. Wir wiſſen aus unſeren eigenen Dichtern jener Zeiten (**Wolfram von Eſchenbach**) welche geheimen Zauber den Steinen beigelegt wurden, aber man ging noch weiter. Man hielt

die Kunſt des Bildners für einen Fortſchritt zur lebendigen Schöpfung, und ſuchte unermüdet nach jenen verloren gegangenen Formeln, von denen man behauptete, daß ſie in der Materie ein erloſchenes Leben wieder anfachten. Das Leben wurde mit dem Tode in Rapport geſezt. Man ſchwur, daß die Manipulationen, welche einem Bilde von Thon oder Wachs angethan wurden, in dem entfernten Weſen, das es vorſtellen ſollte, Liebe und Leid hervorbringen könnten. Ja, es ging der Glaube, viele Menſchen ſeien nur Produkte eines Zauberers und müßten in Aſche zuſammenſtürzen, ſpräche ihr Meiſter die Formel ihres Daſeins aus. Noch grauenhafter war der Glaube an die Verjüngung des Alters durch blutige Opfer, ein Volkswahn, von dem ſich noch im vorigen Jahrhunderte Spuren in Paris vorfanden. Und wurden alle dieſe grauenhaften Verirrungen nicht durch die Verfolgungen, welche ſie trafen, überboten? Die

Sorbonne wüthete, aber nicht gegen den Wahn dieſes Glaubens, ſondern gegen ſeine Kraft, gegen die Beſchwörungen des Teufels, deren Wirkſamkeit ſie niemals außer Zweifel ſtellte. Daher die Hexenproceſſe, die Judenverfolgungen, die Anklagen Einzelner, welche Verkehr mit der Unterwelt treiben ſollten. Die Gerechtigkeit, gleich ſcheußlich, wie das Verbrechen.

Einen ganz neuen Standpunkt nimmt **Lewald** in ſeinem Panorama von München ein. Könnten ſich die Deutſchen zu einer Weltanſchauung erheben, wie ſie in dieſem vortrefflichen Buche herrſcht, ſo würden wir vor unſerer Metamorphoſe ſelbſt erſchrecken. Wie kämet ihr euch wohl vor, wenn plötzlich eure Nachtmütze gefiedert in die Luft flöge und in den Wolken verſchwände, wenn ihr als Männer von Welt und Ton nicht mehr das Stichblatt

fremder Nationen wäret, wenn ihr Auſtern mit Burgunder zu einem Nationaleſſen erhöbet, und es endlich einmal lerntet, mit Anſtand und Würde zu repräſentiren! Die Literatur ſoll der Revolution der Sitten immer vorangehen. Aber welche Sitten konnten folgen, ſo lange die Literatur au quatrième wohnte, Schuhe mit eiſernen Abſätzen trug, und Prieſterleibröcke, worin Tinte die mit weißem Zwirn genähten Schäden ſchwarz färbte? Unſere Literatur von geſtern, das liebe Auguſtäiſche Zeitalter, konnte ohne Mäcene nicht ſein, das heißt nicht ohne Tafelabhub, Entwürdigung und Gelegenheitsgedichte. Des Gönners Blick war der Muſe Sonnenſchein. Die Poeſie konnte wie Salmaſius wohl eine phrygiſche Sarabande tanzen, aber nicht anſtändig auf dem Stuhl ſitzen. Sie wußte nicht, wie man Paſteten eſſen ſoll, ob mit der Gabel oder mit dem Finger, und konnte trotz einem Schulzen, den die Gutsherrſchaft an ihre Tafel zieht, ſich

nicht entwöhnen, mit Brod die übrig gebliebene Sauce eines Bratens von dem Teller zu wiſchen. Das wird Alles anders. Wir haben keine Fürſten mehr, welche die Literatur in Schutz nehmen, wenig Mäcene, welche eine Ehre darin ſuchen, ihre Salons durch literariſche Renommeen zu zieren, die Literatur antichambrirt nicht mehr, ſie kann ſich einen Gig und zwei Fuchsbleſſen halten, eine Loge in der großen Oper auf das ganze Jahr bezahlen und ein Albano vor dem Thore miethen, um welches die Mäcene von ehemals ſie beneiden. Unſre Literatur iſt endlich aus den Schulden heraus, und au comptant gekommen. Der arme Poet Kindlein und die Dachſtube iſt jezt eine Chimäre.

Ich darf nicht ſagen, daß ich in **Auguſt Lewald** nichts ſehe, als den vollendetſten Repräſentanten dieſer bürgerlichen Nobleſſe unſerer Literatur. Wie ſchön, wenn zu dem Weltmanne noch der Werth einer wirklichen poetiſchen

Zulänglichkeit kommt, Scharfblick, witzige Combination, ſchöpferiſches Vermögen! In der That iſt die ruhige und engliſche Haltung **Lewald's**, ſein Plie und die kleine Koketterie etwa mit einem neuen au duc d'Orleans deſſinirten Gilet nur die äußre Hülle, ich möchte ſagen, die ſtyliſtiſche Hülle eines tiefen Geiſtes, der die menſchlichen Zuſtände mit klarſtem Auge durchſchaut, die Hülle einer genialen Neuerung in der Literatur, welche wir wahrlich nur dieſem Namen verdanken. Denn kann man **Weber's** Anekdotenjagd, des Fürſten **Pückler** Einſeitigkeit nach dem Plebejiſchen und Ordinären hin die rechten Belege zur Reiſe- und Memoiren-Literatur nennen? Wahrlich nicht: hier überwog noch immer ein ſpecielles ſubjectives Intereſſe, das in **Lewald** gänzlich verſchwindet; denn er iſt thatſächlich, hingebend, plaſtiſch ſchön.

Es war auch nur eine halbe Wahrheit, wenn ich in

Lewald das Noble ſo ausdrücklich hervorhob; denn ſeht, ihr werdet ihn öfter noch finden, in einem grauen Malerkittel, mit Farben beklekſ't, Kalkſtaub in dem Haar, die Finger kolorirt von dem Abfall der Palette — ſo zuweilen — und ein Andermal im Reiſehemd, ein Portefeuille unterm Arm, als Fußwanderer, der die Gebirgsrücken erſteigt, und dann mitten unter Kirchweihfeſten, jubelnd, wenn der Kopf eines Adlers auf der Stange von dem beſten Schützen des Dorfes getroffen iſt, populär zufrieden mit einem harten, aber reinlichen Bette, kurz er iſt in dieſem Sinne ein Mann des Augenblicks, einer der Geſchöpfe, welche Gott am liebſten ſind, weil ſie ſelten murren und höchſtens nur dann, wenn ſie für theures Geld ſchlechte Bedienung bekommen, ſonſt aber ſauber und demüthig alles Glück der Zeitgenoſſen einregiſtriren und über die Momente des Lebens, über die bunte Exiſtenz der Menſchheit originelle und leſenswerthe

Bücher führen. Hier ist es am Platz, das zu wiederholen, was über **A. Lewald** schon so oft gesagt worden ist, daß er als der beste Genremaler unserer Literatur gelten muß.

Das gegenwärtige Panorama einer im Augenblick immer wichtiger werdenden deutschen Hauptstadt bietet uns den Verfasser in allen einzelnen Nüancen seiner Meisterschaft. Bald sehen wir den Weltmann, der gereis't ist, und vergleichen kann, der auch oft recht spöttisch lacht, wo es am Orte ist, bald den Dilettanten, der sich zu den Bestrebungen der Kunst gesellt, sich belehren läßt und belehrt, hört, prüft und zulezt an etwas appellirt, was über Manier, Schule und Ideologie erhaben ist, an das gesunde Urtheil; bald den Volksfreund, welcher an die Thüre der niedern Stände bescheiden pocht, und auf eine kurze Weile Freude und Glück auch bei der Armuth um sich verbreitet, da er die Armuth belauscht, und sich theilnehmend erkundigt, was sie hofft,

glaubt, wie viel Kinder ſie hat, und was ſie wöchentlich verdiene? Und in all dieſen Thätigkeiten kehrt immer Eines wieder, was das Schönſte iſt, die Monotonie derſelben künſtleriſchen Auffaſſung, ein Styl, welcher nichts verdirbt, Worte, die veredelnde Kraft haben. —

Für die ſchönſte Piece des Ganzen halt' ich den Abſchnitt: Bei den Franziskanern; denn hier erhebt ſich nicht nur das Genre zur Novelle, ſondern man wird ſogar zurückgewieſen auf die alte **Leſſing**'ſche Frage, wie weit die Gränzen zwiſchen Poeſie und Malerei gezogen ſein dürfen? Die weißgetünchte Halle des Kloſters, der gedeckte Tiſch, die hölzernen Löffel, die Märtyrergemälde, die Vogelbauer an den Fenſtern, draußen der Garten mit dem herbſtlichen Laub und den Aſtern, und zulezt der Bruder Küchenmeiſter, der mit hochaufgehobener Kutte etwas Selleri für die Abendſuppe ſammelt — hier bleibt keiner Kunſt mehr

etwas hinzuzufügen übrig. Man legt erſtaunt einen Moment das Buch zur Seite, bedeckt das Auge und ſezt ſich aus unſichtbaren und geheimnißvollen Farben das reizendſte Gemälde zuſammen, ohne ſonſt die kleinſte Contur mit der Kohle zeichnen zu können. Das iſt ein Sieg über alle darſtellenden Künſte, welcher der ächten Poeſie niemals genommen werden kann.

Ludwig Storch iſt eine geſunde friſche Natur. Er haut wie ein Huſar in ſeinen Gegenſtand ein. Man vergibt ihm eine Ausſchweifung, denn er raffinirt nicht, er ſtrozt von guter Laune. **Storch** ſchreibt alle Augenblicke Etwas, was ſich nicht recht fügt und einrenkt; aber er iſt ohne Prätenſion, fängt von Friſchem an, und gelingt es ihm wieder nicht, ſo lacht er zuerſt, und jubelt, wenn man ausruft: Es iſt doch Alles dummes Zeug in der Welt!

Storch iſt keck und übermüthig. Man ſieht es ihm an, daß er, ſtatt zu ſchreiben, es weit lieber hätte, wenn er Jemanden prügeln könnte. Er ſchreibt auch nur ſo, daß man glaubt, er halte unter dem Schlafrock einen großen Stock zwiſchen den Beinen verſteckt. Noch nie iſt mir der Liberalismus, dem der wackre Mann übrigens mit Leib und Seele, und aller nur möglichen Auswanderungsluſt zugethan iſt, ſo raufſüchtig und händelluſtig vorgekommen, als bei **Storch.**

Belani iſt weit exakter und detaillirter als **Storch.** **Storch** ſkizzirt und beißt ſich durch ſeinen Stoff durch, wie es grade geht; **Belani** malt aus, iſt pointillös und abgerundet. Man kann gar nicht läugnen, daß **Belani** viel Praxis und Takt beſizt; er hat die Welt kennen gelernt, und ſpricht mit dem Tone einer reifen, oft überreifen

Erfahrung. **Belani** iſt ein ausgeſogener Weltmann, der, was ihm an Kraft und Jugend fehlt, durch Raffinement erſezt. Bei **Storch** laufen die beiden Geſchlechter unverſchämt naiv zuſammen, und ſeine Weibsbilder ſind ſo originell, daß ſie ſich immer von ſelbſt den Männern an den Hals werfen. Das Sinnliche iſt bei **Storch** Ueberſprudeln der Natur, und wenn ſich einmal die Gelegenheit dargeboten hat, Nichtlaſſenkönnen; **Belani** aber kalkulirt, kuppelt, hat irgend etwas Beſtimmtes im Auge und führt die verdächtigen Scenen mit Abſicht herbei; er will, daß man ſeine Phantaſie an Blicken hinter Vorhänge erhizen ſoll, das taugt wahrlich nicht!

Der Kreis von Anſchauungen, in denen ſich **von Eichendorff** bewegt, iſt klein aber reizend. Es gibt einige Situationen der Natur, welche Niemand ſo warm

empfunden hat, als dieſer Dichter, welcher nahe an der Schneelinie in Königsberg in Preußen wohnt. In dieſem Manne lebt nur Wanderluſt, die Natur nicht in ihren Schauern, ſondern in ihrer trauten Heimlichkeit; in ſeinen Gedanken blizt Alles von Morgenthau und Sonnenſchein Es ſcheint, als könne man nur ſo in Deutſchland empfinden, in einem Lande, das in ſeinen Harzgründen, in ſeinen Oderbrüchen, in ſeinen Nachtigallenhainen an den Elbufern, in ſeinen Rheingauen, und den lachenden Neckarthälern mit hellen Kloſterglocken und einer immer wachen hiſtoriſchen Erinnerung, ſo ungemein viel ſanfte, beſcheidene und wehmüthige Poeſie verbirgt. **Eichendorff** jubelt, wenn man ihm eine einfache Scene vorführt, wie ihr ſie alle erlebt habt. Ihr wandert durch einen Wieſenplan, die Lerche ſteigt, ein fernes Glöcklein ruft, Ihr tretet in einen Buſch, der Specht hackt in der Nähe, da kommt der Jäger aus

dem Laub, der hat einen grünen Strauß am Hut — **Eichendorff** ſchwelgt! Oder es iſt Herbſt, der Regen klatſcht an die hohen Fenſter eines Schloſſes, das Euch beherbergt, die Kaſtanien in der Allee platzen, weit im Walde ſchallen ſanfte Waldhornklänge, der Jäger bläſ't dem Sommer Abſchied. Am Morgen tretet ihr hinaus in den Schloßgarten, es iſt Alles friſch, die Sonne meint es gut, ſie denkt noch ſommerlich, aber das Laub verdünnt ſich ſchon, und in der Weite ſieht man melancholiſche Statuen durch die offenen Bäume glänzen. Da iſt wieder **Eichendorff**. Oder macht es ſo wie ich, und beſucht Heidelberg, den Kaiſerſtuhl deutſcher Romantik, des Nachts: da ſchwimmt die dämmernde Stadt in dem murmelnden Neckar, tauſend Lichter ſpiegeln ſich im Fluſſe, ein Anblick, nicht ſo erhaben wie Venedig, aber geiſterhaft und geheimnißvoll, hier der Geſang eines lauten Chors, dort tiefe Stille, nur ein gemüthlicher Student

ſpielt die Cither, Alles ernſt, ſelig und übermannend, Alles Poeſie. Ich habe dieſen Traum zweimal erlebt uud dabei immer an **Eichendorff** gedacht.

Eichendorff ſpricht und ſingt oft von der „guten alten Zeit.“ Nehmt das nicht ſo genau! Es iſt nicht bös gemeint. Die gute alte Zeit iſt hier nichts, als ein Ton, der klingend durch den Wald rauſcht, als eine Fee, die man im Traum an einer Quelle ſieht, als ein flüchtiges Reh, das mit muntern Blicken aus dem Grün einer Waldesecke grüßt. Die gute alte Zeit iſt hier nur ein trauter Abend, unter Freunden genoſſen; ein reizender Spaziergang, den ihr vom Schloß zu Heidelberg herunter nach dem Wolfsbrunnen machtet; nichts als Erinnerung, Ahnung, eine Zeit, die vielleicht noch gar nicht geboren iſt, oder jene geheimnißvolle Vergangenheit, wo wir noch im Schooße des Weltgeiſtes, in einer verklungenen Offenbarung lebten.

Von allen alten guten Zeiten, die die Leute im Munde führen, ist **Eichendorff's** vielleicht die unschuldigste.

Es ist wahr, daß freilich unter diesem lyrischen Zerfluß die poetische Composition leidet. **Eichendorff** ist formlos, nur Anhauch, Leben nur in so weit, als er selbst mit voller Seele bei seiner Darstellung zugegen ist. Hier tritt nichts scharf hervor, nichts schneidet sich von der Folie ab, seine Dichter und ihre Gesellen schlüpfen nur geisterhaft an uns vorüber, und lassen artige Lieder und Anklänge zurück. **Eichendorff** gibt von Dem, was er sagen will, nur immer die eine Seite; die andre klingt in dir nach, und du bist gezwungen, seine ganze Darstellung wie eine Kupferplatte noch einmal aufzustechen, und Das auszuführen, was er nur andeutete. Dies ist ein Mißstand für die Gattung, für den Roman; allein man vergibt ihn hier, wo die Andeutungen so frisch, hell und naturwahr sind, und

dem empfänglichen Gemüth die innerliche Ausführung und Ausmalung so viel Vergnügen verschafft.

Eine Formlosigkeit, wie die **Eichendorff's**, ist immer ein Fortschritt für die Stufe in der Darstellungskunst, welche unsere Literatur noch erreichen muß. In dem Prinzip der romantischen Schule liegt an und für sich keine Degeneration jener Kunst, sondern nur in ihren Consequenzen, in ihrer Vertrivialisirung. Diese matten, todtgebornen Gestalten der meisten Romane, mit welchen wir noch täglich überflutet werden; diese Schattenfiguren, welche an der Hinterwand **Walter Scott**'scher Drapperien sich wie Menschen bewegen, da sie doch nur Ombres chinoises sind; diese Hautreliefs sind allerdings die klägliche Folge der Romantik, und haben diese heruntergebracht zur Poesie des Nichts; allein das lyrische Element, so ausgeprägt wie bei **Eichendorff**, so verwebt in die Wahrheit der Natur, wenn

auch nur der einseitigsten, in die Wahrheit der Landschaft, dies Element, so aufgegangen in dem Dichter, der in seinem Roman wenigstens die einzige haltbare und begreifliche Person ist, muß unsere Darstellungskunst fördern; denn wer wollte damit was Anderes ausdrücken, als daß wir ein so klares, beruhigtes Resultat in unserer Poesie erreichen müssen, wie **Göthe**? **Göthe's** spiegelglatte, wie man zu sagen pflegt, jonischhelle Darstellung ist nur die erste Stufe des Romans, die epische; jene Stufe, wo der Dichter einen Gegenstand sich „vom Leibe" hielt, wo er wie ein Cherub des Friedens über ihn hinfährt, wo man den Künstler sieht, der aus dem rohen Marmorblock eine göttliche Gestalt, aber eine Gestalt mit trauernd hohlen Augen meißelt. Hier blieb **Göthe** stehen. Die romantische Schule drang in der That auf Vergeistigung, sie wollte aus dem Ich die Welt schaffen, und bereicherte die Kunst mit einem neuen Gedanken

den die Narren chriſtlich, mittelaltrig, was weiß ich! genannt haben, der aber kein andrer iſt, als die Subjektivität, in der ſich die Welt ſpiegelt. Man begann, lyriſch zu componiren, die geſpenſtiſchen, die humoriſtiſchen Darſtellungen kamen auf, es war gleichſam eine Selbſtbefruchtung; denn Niemand hat in der That etwas Anderes damals hervorgebracht, als ſich ſelbſt. Für die Miſere kam dies Prinzip wie gerufen: die Romantik der Reſtauration wucherte daraus hervor, wie Unkraut und Pilze. Für die dritte Stufe der Darſtellungskunſt, für die dramatiſche, für die lebenſchaffende, welche den ſubjektiven Prozeß überſtanden hat, für eine Kunſt, welche erſt im Anzuge iſt, geſchah wenig, wenn man **Arnim, Brentano,** vielleicht **Tieck** und **Eichendorff** ausnimmt. **Eichendorff** hat nur den Fehler, daß er zu ſpät kommt; er verbeſſert ihn vielleicht dadurch, daß er das Prinzip recht klar macht, die Tradition

lebendig erhält, und uns Jüngern recht lebhaft zeigt, wie man die Weiſe ſeiner Schule mit **Göthe's** Claſſizität verbinden muß. Unſere Romane ſollen von der Leidenſchaft geboren ſein oder einer hohen Idee; wir ſollen Alles, was in uns Leben ſchafft, ausſprühen laſſen, als elektriſche Funken zur Belebung der Perſonen, welche die Träger unſeres Gedichts ſind, und nichts objektiv darſtellen, was wir nicht ſubjektiv aus uns ſelbſt geboren haben. Nur ſo kann Neues kommen: Neues, das hie und da dem Alten ähnlich ſieht, aber einen gewiſſen unerklärlichen Urſprung verräth, ein unheimliches, wirres Auge, das noch nicht Alle verſtehen, das jezt noch ſonderbar, auffallend, ſelbſt peinlich iſt für einen Betrachter, der in die alte Sauce noch gern eingetunkt iſt; aber allmälig muß das Verſtändniß eintreten und das Sonderbare wird uns ſo gewohnt werden, daß wir es lieben lernen. Dieſe ganze Deduktion iſt keine Sophiſtik,

ſondern ein tiefes Geſetz, welches aus der Verwirrung der gegenwärtigen Literatur ſich deutlich herausſcheidet.

Vielleicht mit Ausnahme einer einzigen, ſind ſechs Erzählungen aus dem Nachlaſſe **Achim v. Arnim's**, dem Tone und der Anlage nach, Novellen im Sinne der alten Italiener. Dieſelbe Reflexion, dieſelbe Keuſchheit und Zurückhaltung des Ausdrucks, dieſelbe Monotonie, möchte man ſogar ſagen, die uns an Bänkelſänger erinnert und alte Tragödien, ſo ſich Anno domini 1333 in Florenz zugetragen haben. Keiner unſerer neuen Dichter hat ſo wie **Arnim** verſtanden, das Helldunkel der alten italieniſchen Romantik wiederzugeben, jene Geſtalten, welche wie im Mondlichte flimmern, obſchon ſie ſich an hellem lichtem Tage hanthieren. Es iſt, wie wenn ſeine Figuren eingetaucht wären in die Tiefe des Meeres, und würden nun umbrauſ't von einem wunderbaren Rauſchen, in dem ſie zu vergehen

wähnen. Oder vergleichet auch **Arnim's** Erfindungen mit jenen ſchönen Conchylien, welche man an's Ohr hält und dann ein leiſes Brauſen, wie das Echo einer fernen Meeresbrandung, vernimmt. Frau von Saverne, die Geſchichte einer Dame, welche von der Bosheit für verrückt ausgegeben wird, iſt ein ſchönes Beiſpiel dieſes mährchenhaften Clärobſcurs der **Arnim**'ſchen Dichtungen. Wer fühlte hier nicht, daß ihm der Boden unter den Füßen ſchwindet, und geheime Fäden geſponnen und gezogen werden, welche die Illuſion des Leſers in das Geſpinnſt mit hinein verweben, ſo daß man zulezt nicht mehr weiß, woran man iſt und Wen man närriſch nennen ſoll? Frau von Saverne? Ihre Feinde? Uns ſelbſt? Man kann ſagen, daß dieſe Wirkung aus **Arnim's** eigenthümlicher Reflexion entſteht. Er läßt ſich nie zu dramatiſcher Geſtaltung hinreißen, obgleich es immer Scenen und Situationen ſind, die ſeiner Phantaſie

vorſchweben. Wer vermöchte aber, durch bloßes Beſchreiben ſolche Wirkungen zu zaubern!

Ein charakteriſtiſcher Zug in **Arnim's** neuen Poeſien, der auch in den vorliegenden Erzählungen wiederkehrt, iſt ſein Unmuth über realiſtiſche Tendenzen; nicht Spott, Aerger, ſondern Lächeln der Wehmuth. **Arnim**, der in ſeinen ſpätern Lebensjahren von der Poeſie zur Landwirthſchaft überging und ſtatt des Knaben Wunderhorn öfter das Horn des Kuhhirten blaſen hörte, iſt uns recht ein Bild vom Pegaſus im Joche. Wie er ausſchlägt gegen den Pflug, der muthige Renner! Wie er die Mähne hebt, welche ein ledernes Kummet tragen ſoll! Nirgends iſt **Arnim** komiſcher, als in der Perſiflage des Rationalismus, der Kuhpockenpredigten, des Dungprinzips der Landwirthſchaft, weit komiſcher, als **Tieck**; **Tieck** beſpöttelt den Realismus nun ſchon ſeit vierzig Jahren; aber als fauler

Hans Lüderlich, der ſich auf der poetiſchen Ofenbank räkelt und kleine Klingverſe nebſt literaturgeſchichtlichen Grillen gegen Tendenzen eintauſchen will, die er nicht kennt. **Tieck's** Romantik iſt die Romantik der Faulheit. **Tieck** hat in ſeinem ganzen Leben nichts Ernſtliches gewollt oder gethan; ſeine Poeſie war zweckloſes Treiben, Literaturgeſchichtskrämerei. **Arnim** dagegen erlebte das Widerſpiel ſeines Genius. Er mußte ſich den Schweiß der Arbeit von der Stirne wiſchen und trieb luſtig den Realismus mit, weil er ſich geſchämt hätte, ein ganzes Leben aus Narrethei zuſammenzuſetzen, wie **Tieck** gethan hat. Deßhalb iſt aber auch ſein Spott gegen den Miſt und die Klugheit des Lebens ſo originell, poetiſch und rührend. Die Raſtaugenblicke nach vollbrachter Arbeit im Schatten der Dorflinde ſind wirkliche Wonneſchauer der Poeſie. **Tieck's** Witz iſt Mediſance, **Arnim's** Witz Humor des Gemüths. **Tieck's** Poeſie

iſt Literaturgeſchichte, **Arnim's** Poeſie Idealismus. **Tieck's** Romantik iſt Schwirren, Girren, Flirren, Klirren, Wirren und eine riechende Trägheit, **Arnim's** Romantik Uebermaß der Arbeit, die Sehnſucht und die Unruhe ſchöpferiſcher Bewegung. **Tieck** iſt Caliban, **Arnim** Ariel.

Hier an **Shakeſpeare** zu erinnern, iſt wohl eine verzeihliche Gedankenverbindung. Eine vor mehreren Jahren herausgekommene Quellenſammlung der **Shakeſpeare'**ſchen Dichtungen veranlaßte folgende Aeußerungen:

In Sachen des Geſchmacks und des Urtheils ſollten die Extreme nie gelten, aber der Enthuſiasmus liebt ſie. **Shakeſpeare** hat das Schickſal aller großen Geiſter getheilt. Oefter verkannt, iſt er noch öfter überſchäzt worden. Wenn **Shakeſpeare** noch in dem lebendigen Bewußtſein

der Sage und der Volkspoeſie dichtete, wie **Karl Simrock** in dieſer Sammlung etwas kühn behauptet, ſo durfte derſelbe auf der anderen Seite gegen Die, welche **Shakeſpeare** ſeiner Schulſtudien wegen anklagen, nicht ausrufen: Sollte es einem Genie, wie dem ſeinigen, nicht ein Spiel geweſen ſein, ſich Sprachen anzueignen! In beiden Urtheilen liegt ein Widerſpruch. Wenn **Shakeſpeare** mit ſeiner Bildung und Anſchauungsweiſe noch in dem volksthümlichen Boden ſeiner Zeitgenoſſen wurzelte, ſo konnte er die vielbeſprochene Sprachenkenntniß höchſt wahrſcheinlich nicht haben; und dieſe Unmöglichkeit lag nicht in ſeinem Genie, ſondern in der Sitte der Zeit. Man erwäge nur, welch' ein ungeheurer Bildungsapparat dazu gehört hat, daß unſere Schuljugend ſehr wohl weiß, Böhmen werde nirgends vom Meere beſpült, eine Kenntniß, die **Shakeſpeare** vielleicht nicht hatte. Warum aber auch

Shakeſpeare gegen Vorwürfe der Unwiſſenheit vertheidigen, da über Die, die ſie ihm gemacht haben, längſt der Stab gebrochen iſt.

Shakeſpeare's Quellen waren meiſt kunſtgemäß ausgebildete Erzählungen, die er im Engliſchen entweder als Originale, oder als Ueberſetzungen, oder, wenn er in der That fremde Sprachen verſtand, im Franzöſiſchen und Italieniſchen vorfand. In dieſem Buche ſind die Novellen, die augenſcheinlich zu den berühmteſten ſeiner Dramen den Stoff darboten, in wohlgelungenen Uebertragungen mitgetheilt; ſie ſollen der Mehrzahl der Leſer Unterhaltung, einigen Liebhabern auch Belehrung gewähren.

Unſere modernen Erzählungen ſuchen in der möglichſten Annäherung an das Drama ihre höchſte Aufgabe zu erreichen, jene alten Novellen tragen durchgängig den epiſchen Charakter. Jezt führen wir Jedes dem Auge vor, damals

dachte man ſich nur Hörer, und berichtete Alles. Die Leidenſchaften und Empfindungen ſind von demſelben Geſetz der Mäßigung beherrſcht, wie die Darſtellung, und noch ganz fehlt es an der Abſicht unſerer heutigen Erzähler, die dargeſtellte Geſchichte in dem Hörer oder Leſer eben ſo zu reproduziren, wie ſie den handelnden Perſonen der Erzählung zugeſtoßen war. Wie würde ein **Tromlitz, Blumenhagen,** die erwachende Julie und den überraſchten Romeo dargeſtellt haben? Romeo und Julien, die bei Bandello ſich ſchweigend umarmen, und ſogleich wieder den verliebten Ton zierlicher Courtoiſie anſtimmen?

In eben dieſen Erzählungen wird das große, unerſchöpfliche Thema der Liebe unaufhörlich variirt. Oft dreht ſich das Ganze der Intrigue um eine einzige Nacht, die entweder ſchon genoſſen iſt und ſich ſpäter rächt, oder um eine, für deren Glück ein Nobile tauſend Zechinen und

die Hälfte ſeiner Seligkeit geben würde, die er aber meiſt nie erhält, ſondern dafür entweder eine untergeſchobene Beiſchläferin, oder einen Nebenbuhler, oder wohl gar Prügel. Intereſſant iſt die Vergleichung, wie ſich ſolche Novellenſtoffe bei verſchiedenen Völkern, z. B. in deutſcher und italieniſcher Geſtalt ausnehmen. Die Italiener ſchildern mit einer feinen, abgerundeten Etikette, ihre Proſa iſt ſo glatt wie ihre Gewiſſen, und ohne den Ernſt des Livius zu beſitzen, iſt doch bei Allen das Studium ſeiner leichten, gefälligen und in den Reden oft tiefſinnigen Proſa nicht zu verkennen. Anders die Deutſchen. Nur durch die leichte Färbung der Naivität wird bei ihnen der Mangel der Grazie erſezt. Da ſtehen die Figuren aneinandergereiht, mehr angedeutet als ausgeführt; an einen Hintergrund, an Perſpektive, an künſtleriſche Haltung der Charaktere iſt nirgends gedacht. Wie auf altdeutſchen Gemälden der Ausdruck

des Geſichts allein anzieht, ſo deutet auch hier immer das Eine, was da iſt, auf das Andere, was fehlt, und überläßt das Meiſte der Ahnung. Zum ſchlagenden Beweiſe dieſer Bemerkung kann die Geſchichte vom Apollonius aus Tyrus dienen, die nach ihrer deutſchen Bearbeitung in dieſer Bibliothek erzählt iſt. An die Stelle der ſinnlichen Luſt iſt hier die ſinnliche Liebe getreten; Apollonius wird von Lucina nicht ſeiner anmuthigen, männlichen Geſtalt wegen geliebt, ſondern weil er das Trivium und Quadrivium durchgemacht hat, und ihr ſo vortrefflichen Unterricht in der Harfenirkunſt ertheilen kann!

Eine verdienſtvolle Zugabe zu dieſen Uebertragungen ſind einige literariſche Zuſätze von **Karl Simrock.** Nur wäre es wünſchenswerth geweſen, er hätte ſich über den Sinn eines vielgebrauchten Ausdrucks, deſſen er ſich auch bedient, beſtimmter ausgeſprochen. Man pflegt nämlich zu

ſagen, die Geſchichte von Romeo und Julie ſei die Sage von Hero und Leander; der raſende Oreſtes ſei der blödſinnige Brutus, und Brutus wieder der nicht klügere und nicht unklügere Hamlet. Soll in dieſer Zuſammenſtellung nur eine witzige Parallele liegen, oder wird damit eine tiefere Verwandtſchaft angedeutet? Kann man von der Identität ſolcher Figuren in einem andern Sinne ſprechen, als in dem, daß die Liebe ein ewiges Gedicht iſt, die Rache aber ein ſcharfgeſchliffener Diamant, der den Zeiten und Jahrhunderten trozt? Die Sage legt dem Brutus einen goldgefüllten Stab bei; eines Aehnlichen erwähnt Saxo in der Geſchichte des Hamlet; lieſt man nun die Erläuterung über dieſes Attribut, ſo ſollte man faſt glauben, der Erklärer halte nicht die Idee des Rächenden für identiſch, hier und dort, ſondern die Rächer ſelbſt, nur unterſchieden durch die Akkommodation an die Sitte der

Zeit und des Ortes, welches eine sehr verwegene Behandlung der Geschichte wäre.

Den Uebergang zu einigen allgemeinen Bemerkungen über den Roman möge einer der berufensten Namen in der deutschen Literatur bilden, den wir lange bedauert haben, nur an der Spitze von Uebersetzungen zu finden; **Louis Lax** hat Phantasie, Witz im vorzüglichen Grade, und zwei Eigenschaften, die an unseren Autoren so selten angetroffen werden, einen historischen Standpunkt und das Selbstbewußtsein der Bildung. Ein Autor wie **Lax** kann eine unglückliche Wahl treffen, aber nie wird er Etwas, das er wählte, verderben, sollte es auch nur die Gewandtheit des Styles sein, welche ihn unter keinen Umständen verläßt.

In seinem Chevalier Reynaud gibt **Lax** im Grunde nur einen Entwurf. Die Scene steht mit der Fabel, die

Hülle mit dem Kern in keinem Verhältniſſe; und doch haben dieſe Schilderungen aus den Zeiten vor und während der franzöſiſchen Revolution ſehr viel Anziehendes. Das Volk, der Adel, die Salons, die Philoſophie, das große Ereigniß ſelbſt, Alles eilt in getroffenen Zügen an unſerer Einbildungskraft vorüber. Die Malerei des Verfaſſers iſt ſo täuſchend, daß wir öfter unwillig darüber werden möchten; denn klingt dieſe vollkommen franzöſiſche Auffaſſung nicht wie die unumwundene Abſicht, Sittengemälde von Frankreich geben zu wollen, ſo gut wie die Franzoſen? Der Ruhm des Malers muß dadurch ſteigen; aber ein fantaſtiſches Urtheil könnte ſagen: Man ſieht, wie viel Farben Herrn **Lax** bei ſeinen Ueberſetzungen an den Fingern kleben geblieben ſind; oder auch: Herr **Lax** gibt hier die Abfälle ſeiner Ueberſetzungen zuſammengekehrt und zu einer Maſſe verbunden, welche ohne den rechten Mittelpunkt iſt.

Diesem Urtheil würd' ich beistimmen, wenn es sich mäßigte und folgendermaßen ausdrückte: Herr **Lax** hätte besser gethan, den Franzosen selbst diese pointillös genaue Schilderung ihrer Zeit zu überlassen, und keinen Wettkampf einzugehen, bei dem er doch immer von der andern Nation wird übertroffen werden.

Hätte **Lax** sich in der kleinen Eitelkeit, französische Sitten zu schildern, zu beschränken vermocht, so würd' er Zeit gewonnen haben, seine eigene Erfindung, und die Personen, welche die Träger derselben sind, deutlicher auszuprägen. Ist es doch so gekommen, daß die Hauptperson des ganzen Romans diejenige zu sein scheint, welche den Verfasser am wenigsten interessirt. Unter solchen Umständen muß das große Lob, welches der Roman in Betreff seines Apparats und seines meisterhaften Details verdient, immer ein zweideutiges bleiben.

Vortrefflich ist **Lax** in der allmäligen Entwicklung der Revolution. Die Frivolität, der Aristokratismus, die jansenistische Halsstarrigkeit der Parlamenter, die Umtriebe der Advokaten, Nichts fehlt, dies Gemälde vollständig zu machen. Auch **Danton** und **Marat** werden in ihren ersten biographischen Anfängen hier aufgeführt, jener aber richtiger gezeichnet, als dieser. Marat war primitiv keine Hyäne. Marat war ein schüchterner, furchtsamer Mann vor der Schreckenszeit, der, als er zur Gewalt kam, nur deßhalb so wüthete, weil er sich einbildete, früher Etwas versäumt zu haben. Nichts ist gefährlicher für die Menschheit, als eine unruhige Seele, die keine Entschlüsse fassen kann, die den Muth nicht hat, ihren eigenen Gedanken Wort zu halten, und sich in Extreme wirft, um dem Verdachte keinen Raum zu geben. Marat ließ die Menschheit eine Unsicherheit der Grundsätze büßen,

welche er ſelbſt in ſich witterte, und der er zu entfliehen ſuchte.

Um zulezt noch einige allgemeine Urtheile über den deutſchen Roman zu geben, ſo iſt derſelbe mit ſeinen eigenthümlichen Motiven bei uns immer zu früh oder zu ſpät gekommen; am ſeltenſten war er die Initiative, am häufigſten der Abſud unſerer Culturgährungen. In dem erſten Falle ſind jene philoſophiſchen Romane, welche aus ſpeciellen Intereſſen hervorgingen, wo ſich zwei Herzen verliebten, um eine Kategorie der **Kant**'ſchen Philoſophie zu beweiſen, oder jene humaniſtiſchen eklektiſchen Romane, wie **Haller's** Uſong, oder **Meyern's** Dya-Na-Sore, zu ganz verſchiedenen Zeiten, oder endlich eine Gattung, welche tiefer griff, jene Romane **Göthe's** mit ihrer didaktiſchen Tendenz, ihren Bildung ſuchenden Kaufmannsſöhnen, mit

ihren Tagebuch-Schriftstellerinnen und einseitiges Kopfweh habenden Ottilien, und um diese Gattung herum die phrygisch lüsternen und künstlich raffinirten Romane **Heinse's** und **Friedrich Schlegel's.** Hier ist Tonangabe, primäre Absicht, hier ist der Roman die Blendlaterne des Ideen-Schmuggels.

Die zweite Gattung ist der Roman, welcher die Culturkeime von fernher empfängt, und sie nun zeitigt ins Ungeheure hinaus, in üppig wuchernde, das Saatkorn fast verläugnende Erfindungen, durch Kalkul und Raffinement; der vorzugsweis epische Roman, der die guten fremden Ideen breitschlägt, aus der Manie des Genies sogleich Manier macht, der Vermittlungs-Roman, wo aus Götzen von Berlichingen ein Hasper a Spada für die Masse wird, aus Werther ein Siegwart für die Nähterin, aus dem Geisterseher ein Hechelkrämer für die Spinnstube.

Mit einem Rechte, das sich auf sich selbst beruft, drängte sich zwischen beide Gattungen der historische Roman hindurch.

Nachdem nämlich die lezten Stanzen des großen Heldengedichtes Napoleon in den Trauerweiden von St. Helena verklungen waren, und sich die Weltgeschichte so dicht vor Jedermanns Auge entwickelt hatte, daß man das Schnurren der Räder und das elektrische Spinnen des Weltgeistes selbst mitsah und vernahm; da hatte sich die ganze europäische Phantasie in den Spinneweben historischer Combinationen verfangen; man machte aus Spaziergängen Begebenheiten, aus Erholungen Thatsachen; man wollte Nichts mehr anerkennen, das nicht auf historischen Fundamenten beruhte. Die Politik, welche Napoleons Bienenmantel an die siegreichen Kriegsknechte in einzelne Fezen zerschnitt, blätterte in alten Pergamenten; die Philosophie, ermüdet von den

vorangegangenen Luftſpiegelungen und Fantasmagorieen, begann aus der Geſchichte nachzuweiſen, daß man auch früher um die Breite eines Haares ſich geſtritten hatte; auch die Poeſie, dieſe ſchüchterne kleine Mondſcheinnymphe, die ſich früher nur mit der Hiſtorie abgegeben, höchſtens, wenn es den Ahnungen der Zukunft galt, wandte ſich jezt auch rückwärts und ſchlüpfte in alte Zeiten und Erinnerungen, drängte ſich graziös durch Jahreszahlen, Friedensſchlüſſe, Landtagsabſchiede, ſah den Feldſchlachten und Belagerungen zu und tupfte oft recht naiv in Blutſtröme, von denen ſie kaum wußte, warum ſie vergoſſen waren. So entſtand die hiſtoriſche Romantik, deren großer Apoſtel **Walter Scott** war.

Walter Scott iſt einer der größten Detaildichter, welche nach Homer gelebt haben. Die Brautkränze der Liebe, welche er zwiſchen die Lücken der Geſchichte hing, mögen

von fabelhaften Bäumen gebrochen, all das romantiſche Moos, womit er die kleinen Löcher der Thatſachen verſtopfte, mag von trügeriſchen Waſſern genommen ſein; an die Wahrheit ſtreifte er nahe heran, ſo nahe und ſo entfernt, als er mußte, um Dichter zu bleiben. Er hat der Geſchichte ein bezauberndes Relief gegeben; ja noch mehr, er löſ'te der ſtummen Vergangenheit das Zungenband, und ſiehe, ſie ſprach in Lauten, welche wir noch alle verſtanden. Was Schade für ſeinen Torysmus! Es iſt wahr, er gehörte zu jener abſcheulichen Partei, welche ſervil und näſelnd die legitimen Lilien küßte, er war ein ganz feudaler Menſch, ein Chouan, ein Vendéer; aber ſeine Dichtungen ſind meiſterhaft, und der originelle Profeſſor meiner Schuljahre hatte ganz Recht, wenn er uns ſagte: Leute, während ich hier Geſchichte vortrage, und ihr da unter dem Tiſch heimlich Bücher leſen wollt, duld' ich abſolut nur zwei Schrift-

steller zu dieſem Zweck, den **Tacitus** oder den **Walter Scott!** Denn beide haben für die Geſchichte gleichen Werth.

Erſt die Nachahmung der hiſtoriſchen Romane **Scott's** war es, welche dieſe Gattung der Poeſie etwas verdächtig machte. Die Stereotypie wurde erfunden, nicht nur im Druck von Tauchnitz, ſondern auch im Roman von andern Taugenichtſen. Beſtimmte Figuren wurden ſtehend in den hiſtoriſchen Romanen, namentlich die Meg-Merilies, und allmälig war der hiſtoriſche Roman heruntergekommen auf ein Amalgam von Sentimentalität, Unglück und Weltgeſchichte, auf eine unverantwortliche Zuſchneiderei von Thatſachen. Unſere **Van der Velde** und **Tromlitz** verarbeiteten einen Band der **Becker'**ſchen Weltgeſchichte nach dem andern. Sie zerfezten mit ihren hergebrachten Erfindungen jedes beliebige Stück Geſchichte. Es ſind dieſelben Zärtlichkeiten, dieſelben

Nebenbuhler, dieſelben Hinderniſſe der Verheirathungen, welche in allen ihren Romanen wiederkehren, und ſich nur durch das Colorit und die Situation unterſcheiden, die ſie verſchiedenen Zeiten und Völkern entlehnen. Das nannte man die Geſchichte romantiſiren, obgleich es nichts war, als eine Verſtümmelung der Begebenheiten, ein Herabziehen wichtiger und ernſter Zeitabſchnitte in das Intereſſe oft ſehr matter Erfindungen und unglücklicher Charaktere.

Nun wiſſen wir nach dieſen drei Gattungen, was von **Hoffmann, Clauren, Van der Velde** und **Spindler** zu ſagen iſt.

Hoffmann ſtand ſchon auf der Stufe von der Initiative zum Abſud. Er vermittelte ſich ſelbſt an die Maſſe. Was er in der Sprache der Götter erfunden hatte, überſezte er eigenhändig in die Sprache der Menſchen. **Hoffmann,** als er anfing, ſich ſelbſt nachzuahmen, fing auch an

ſich ſelbſt breit zu treten, er nahm keine Commiſſionaire an, welche mit ſeinem Genie einen Detailhandel hätten treiben können, ſondern er verkaufte ſelbſt en Gros und nach der Elle; **Hoffmann** hatte deßhalb ein großes Publikum, aber er verlor es auch deſto früher, denn dem Ungebildeten war Einiges an ihm zu gebildet, und dem Gebildeten zulezt das Meiſte wieder zu ungebildet.

Clauren war auch eine Initiative, nur war zufällig Das, was er erfand, eben der Abſud ſelbſt. **Clauren** war ein Genie der Gemeinheit; man kann ſagen, daß er in ſeiner Sphäre klaſſiſch war. **Clauren** konnte, was **Klopſtock** von ſeiner Idee von der Unſterblichkeit ſagt, eben ſo gut von der ſeinigen ſagen: Gemeinheit iſt ein großer Gedanke, und des Schweißes der Edlen werth! Er hatte doch Etwas erfunden, er war ganz neu darin, und es iſt nur Schickſals-Beſchluß geweſen, daß Eines und das Andere,

Ziel und Mittel, das Originelle und das Triviale, das Schöpferiſche und das Nichtswürdige bei ihm zuſammenfiel.

Bei **Clauren** hörte der Roman auf, aus dem Bereiche der Ideen zu ſchöpfen. Die ſpätern ſind nur formell, die Hülle iſt das Weſentliche, ſie vermitteln nichts mehr als eine Intrigue, welche ſpannend durch drei Bände hindurchzuführen den Künſtler verrathen ſoll; wenn ſie nur intereſſant iſt! Von **Van der Velde** und **Spindler** ſprachen wir ſchon.

Seit einigen Jahren haben ſich jedoch einige mehr oder minder vorzügliche Romane herausgegeben, welche von den Herren **König, Rehfues, Steffens, Tieck, Rellſtab** und **W. Alexis** herrühren. Ich weiß, daß mehr oder minder poetiſche Kraft, innere und äußere Kraft, Kraft im Einzelnen, in dieſen Schöpfungen hervorgehoben zu werden verdient; doch kann ich nicht umhin, das Eigenthümliche derſelben vorzugsweiſe in dem Ausdruck: Bildung und Reiſe

zu finden. Himmel, darauf kommt ſehr viel an! Wir ſehen fertige, vollkommene Menſchen, welche ihres Gegenſtandes Meiſter ſind, ihn mit plaſtiſcher Ruhe beherrſchen und ſo viel Phantaſie beſitzen, daß ſie auf die Wirkung ihrer Arbeiten ſpekuliren können. Hier iſt zwar keine Idee mehr, auch keine Poeſie mehr, was man eigentlich Poeſie nennt, Poeſie mit dem Anlaufe eines Titanen, elaſtiſche Poeſie; aber Intereſſe und Unterhaltung, und gute Geſellſchaft. Die Werke dieſer Herren kann die Keuſchheit in die Hand nehmen, und der Gelehrte und Gebildete, welcher Ueberdruß empfindet an der bisherigen nur auf Kinder und Pöbel berechneten Romanen-Literatur läßt ſich wieder mit einer Gattung verſöhnen, welche die verrufenſte in der Literatur war.

Das Aechte und wahrhaft Claſſiſche bleibt immer die Idee. Die Idee muß den Roman regieren, aber man frage

mich nicht, welche, nur dies eine Merkmal kann ich angeben, daß ſie etwas Aehnlichkeit mit einer Leidenſchaft haben muß. Auch hab' ich Nichts dagegen, wenn man deutlicher ſagen will: die Leidenſchaft muß den Roman regieren. Das Dritte, das hieher gehört, iſt die Kunſt.

Ein Autor, der Idee, Leidenſchaft und Kunſt, aber jedes in einem depotenzirten Grade beſizt, iſt **Emerentius Scävola.** Die Idee geht bei ihm nur bis zu der Linie des Sonderbaren und Auffallenden; die Leidenſchaft iſt ohne das Feuer der Subjektivität und Jugend, die Kunſt beſchränkt ſich auf eine Fertigkeit, die lange nicht an **Nehfues** Meiſterſchaft reicht. Die Idee iſt hier eine kalte Conception von Außen im Intereſſe der Neuheit, die Leidenſchaft ergreift den Autor nicht ſelbſt, ſie bleibt immer nur bald die Wirkung, bald die Urſache ſeiner Combinationen, und endlich iſt die Kunſt etwas profan, ja ſogar mehr

Brodſtudium, als Entzücken, ſie dehnt, um vier Bände zu machen.

Emerentius Scävola wählt immer glühende, ſtark mit Leidenſchaft verſezte Sujets, pſychologiſche Phänomene, welche finſtere Schlagſchatten werfen, ja ſogar Situationen, die, wenn man ſie ganz unabhängig von der Fabel betrachtet, der Ehrbarkeit das Blut in die Wangen treibt. Die Heldin ſeines Romans Leonide iſt zu gleicher Zeit die Gattin zweier Männer. Wie ſich das anhört! Jedes Eheweib wird die Augen ſenken, und doch iſt Alles ſehr intereſſant, ſehr rein und tugendhaft ausgeführt. Wir erleben hier nur eine Verirrung der Verhältniſſe, weniger der Leidenſchaft, wenigſtens wird dieſe durch jene immer gemildert. Dazu kommt eine vollendete Reife der Auffaſſung, ja ſogar poetiſches Detail, wie im erſten Theile jenes Romans, in welchem ſich die überraſchenden Partien drängen. Die

Armuth Auverrieres, die Mutter Leonidens, — das iſt Alles hinreißend ſchön. Wären nur die drei folgenden Bände unter einem beſſern Geſtirn geboren! Dieſe ſind merkantiliſch, dann und wann ſogar ordinär; der Autor fällt in den Schlendrian der gewöhnlichen Erzählungsweiſe und nimmt die Aufmerkſamkeit ſeines Leſers mit Rettungsſcenen in alter längſt verſpotteter Manier ein.

Viel guten Willen, dem deutſchen Roman in oben angedeuteter Weiſe aufzuhelfen, zeigt **Heinrich Laube.** Doch noch immer opfert er die Idee der Leidenſchaft, oder der Leidenſchaft die Kunſt, oder wie er jezt zu fahren ſcheint, der Kunſt die Eine ſowohl, wie die Andere. Laube's Vorzüge ſind nur immer noch ſchöne Details. Nur die kleinen Zufälligkeiten, die zwiſchen den wilden und häckelichen Gebüſchen ſeiner Phantaſie aufwuchern, hübſche

Beobachtungen über Geſelligkeit, Benehmen und Gewohnheit, über die Stände und ihre Vorurtheile ziehen das Intereſſe faſt immer von ſeinen Erfindungen ab, um uns für die Dürftigkeit derſelben zu entſchädigen.

Seine neueſte Novelle, die Schauſpielerin, ſcheint mir nur eine Stylübung zu ſein. Wenn **Laube Göthe'n** nachahmen will, warum ahmt er ihm erſt durch die dritte Hand, durch die Vermittlung des Herrn **Varnhagen von Enſe** und der Memoiren des Freiherrn von **S. A.** nach?

Bei **Theodor Mundt's** Madonna weiß man nicht recht, ob der Roman zum Vehikel einer Reiſebeſchreibung, oder die Reiſebeſchreibung als Teppich eines Romanes dienen ſoll. Dieſe iſt ſo wenig wie jener vollendet; Madonna zeichnet Dem, was werden und kommen kann, Rieſenkonturen vor, ſtatt daß ſie als Kunſtwerk Einzelnes

Digitized by Google

prägnant ausdrücken, und Einiges ihrer Ahnungen wenigſtens äſthetiſch verwirklichen konnte. Statt daß das Neue und Geahnte in dieſem Buche die Energie und der Stamm der Erfindung geworden wäre, ſind unſeres Dichters Träume nur Laubwerk, ja ſogar Laub, das um ſein Gebild unweſentlich herumraſchelt. Konnte die Heldin ſelbſt nicht überwiegender und lebendiger in die Scene des Buchs geſezt werden?

Alles, was **Mundt** in Beziehung auf ſeine Heldin erfindet, iſt genial, und hinreißend ſchön dargeſtellt, und läßt uns allerwege wünſchen, daß er von ſeinem Raiſonnement das Meiſte hätte Fleiſch und Blut werden laſſen. Der Spiritualismus Madonna's bezaubert, ihre Bekenntniſſe wird man mit Bewunderung leſen. Hier wird ſelbſt das Detail, die Scene mit ihrem Genre meiſterhaft. Wie launig wird der alte Schulmeiſter mit Caſanova düpirt, den er für

einen Heiligen hält! Welche ſatte Pinſelſtriche ſind in dem ſchönen Gemälde von Madonna's Verſuchung, wo des Mädchens Ergriffenwerden von einer ihr ſelbſt verhaßten Wolluſt, ihr halber Kampf, die Stummheit des Ringens mit großer Kunſt wieder gegeben wird! Das Geſpräch mit Madonna, wie unwirklich es iſt, und wie unmöglich, ſo iſt es doch durch und durch wahrhaftig nach jenem höheren Maßſtabe, der an den erfindenden, nicht gruppirenden Dichter gelegt werden muß. —

Die Quarantaine im Irrenhauſe von **F. G. Kühne** läßt überall den ſchlummernden Poeten errathen, obſchon die Novelle als ſolche eine Menge Fehler gegen Poeſie und Leben enthält. Die intereſſanteſte Figur des Buches, die polniſche Sängerin, iſt ein Unding in dem Sinne, wie man von hölzernem Eiſen oder doppelter

Courage ſpricht. Eine Polin kann für den Dichter niemals eine Sängerin ſein, da ſie als Polin ſchon poetiſchen Nimbus genug hat, und den als Sängerin nicht noch dazu bekommen darf, ohne daß ſich hier beide Faktoren aufheben. Doppelte Folien zerſtören die Wirkung. Eine Polin, die in ihrem Gefolge die Revolution hat, darf nach dem Compendium der angebornen Dichterregeln keine Opernſängerin ſein, und uns zugleich für Don Juan enthuſiasmiren wollen. Auch am Schluß iſt Viktorinens Freidenkerei ganz unnatürlich. Im Vorhergehenden iſt Nichts da geweſen, was uns hätte veranlaſſen können, von Viktorinens Philoſophie eine beſondere Meinung zu haben. Nach einer im Handeln ſo energiſchen Erſchöpfung, wie ſie Viktorine leidet, mußte freilich eine Nachgiebigkeit eintreten, aber die Nachgiebigkeit, Erſchöpfung und Reſignation eines Weibes iſt wahrlich nicht freidenkeriſcher Natur. Und welch

ein Widerſpruch, eine Polin und eine Freidenkerin! In ſolchen Dingen muß ſich der Dichter offenbaren; das iſt ſein eigentlicher Prüfſtein.

Unendlich höher ſteht der ſpeculative Werth dieſes Buches. Und wenn auch keine Thatſachen und nicht einmal objektive, formell und als Sentenz ſich ſchön abrundende Gedanken geboten werden, und ſich dieſe ganze Dialektik mit jenen weißen, bleichen, knochenähnlichen Kieſelſteinen vergleichen läßt, welche in ausgetrockneten Flußbeeten liegen; ſo gelingt doch **Kühne** Alles, was kritiſch und literar-hiſtoriſch iſt. Da er überhaupt nicht drei Schritte gehen kann, ohne daß ihm ein Buch zwiſchen die Beine kommt, ſo finden ſich der kritiſchen Schönheiten ſehr viele. Trefflich ſind die Urtheile des Verfaſſers über **Göthe, Schelley, Hegel**, namentlich über den Lezteren, dem **Kühne** mit einem Enthuſiasmus ergeben iſt, daß er Alles, was ihn

betrifft, apotheoſirt. Sein Buch iſt das lezte Zucken eines Hegelianers, der wahrſcheinlich die **Hegel**'ſche Lehre aufgegeben hat, zugleich aber ſo unglücklich iſt, aus Gewöhnung noch immer mit **Hegel**'ſchen Categorieen denken zu müſſen. Die wahrhaft anziehende, rührende Empfindung, welche in dieſem Romane herrſcht, ſcheint uns keinen andern Grund zu haben. Es iſt die Reſignation auf eine Geliebte, welche man zwar nicht ehelichen kann, der man aber ewig treu zu ſein gelobt.

In Betreff **Hegel**'s weiß ich noch nicht, ob es **Kühne** für erlöſend hält, ſich von der Schule frei zu machen, und dafür dem Leben und der Geſchichte hinzugeben. Das Leben und die Geſchichte haben eben ſo viele Klippen, wie das Syſtem, es ſind dieſelben Räthſel, welche hier wie dort wiederkehren. Aber der Lunge bekommt die freie Luft beſſer, freudiger blicken die Augen, und Maſſen ſind es,

die man durch den Gebrauch ſeines Talentes erquicken kann. Es iſt mir, als ſähe ich **Kühne** auf dieſem Abſchiede des Lebens von der Schule. Aber er macht ſich den Abſchied zu ſchwer; **Hegel** aufgebend, glaubt er den ganzen Himmel aufgeben zu müſſen, alle ſeine Träume und Ahnungen faßt er in jenem Namen zuſammen; Gott, Freiheit, Unſterblichkeit, Tugend, Alles ſieht er nun rückwärts gewandt, und auf ewig verloren. Aber dies ſollte nur eine augenblickliche Stimmung ſein, der Himmel iſt überall, wie die Ahnung der Unſterblichkeit. Unter jene ſäuſelnde Linde ſetze dich und blicke hinüber in das grünende Thal, ſchwellenden Saatfeldern wende dein Auge zu, oder des Nachts zu dem beſtirnten Teppich des Himmels, und deine Seele wird mit Adlerflügen rauſchen, dein Geiſt wird Worte der Erhabenheit und Schönheit ſprechen! Nur von einem ſolchen Standpunkte aus kann man ſeine Nation erleuchten

und das Leben wecken, welches die Syſteme der Schule eingeſargt haben.

Die Manier, mit welcher **Kühne** an **Hegel** geglaubt hat, und wie er ſie in ſeinem Buche beſchreibt, iſt jedenfalls nur durch die Jugend zu entſchuldigen. Die Jugend verwechſelte hier ein Syſtem mit der Philoſophie ſelbſt, **Hegel** mit Pallas Athene. Auch iſt es unwahr, daß **Kühne** behauptet, im **Hegel**'ſchen Curſus hätten die Dinge der Welt hin und her geſchwankt, Alles wäre beanſtandet worden, Staat, Kirche, Wiſſenſchaft hätten die alten Sitze verwechſelt und ein wirrer Taumel hätte ſich der jugendlichen Auffaſſung bemächtigt. **Kühne** urgirt das Aufheben in **Hegel's** Philoſophie und würde beſſer gethan haben, wenn er von dem Zugrundegehen geſprochen hätte. Das Zugrundegehen mit allem etymologiſchen Witze, den die Herren daran verſchwendeten, war der rechte **Hegel**'ſche

Terminus; aber im Zugrundegehen lag eben Nichts, als das Firiren, das Anketten der Dinge an ihr Fundament, ja leider! das Anketten der Dinge an ihr Vorurtheil, an die positive Wirklichkeit. Indem **Hegel** zeigen wollte, daß die Wahrheit weder vor noch hinter den Dingen läge, sondern in ihnen, indem er in seiner Art nachwies, daß nichts wahr daran sei, als der Begriff; fixirte er die Dinge und veranlaßte eine Philosophie, die an dem Bestehenden ein sehr verdächtiges Genüge hat.

Kühne aber wird uns Neues und seinem Talent Entsprechendes bringen.

Digitized by Google

Beiträge zur Geschichte

der

neuesten Literatur.

Von

Karl Gutzkow.

Zweiter Band.

Neue wohlfeile Ausgabe.

Stuttgart 1839.
P. Balz'sche Buchhandlung.

Beiträge zur Geſchichte

der

neueſten Literatur.

Von

Karl Gutzkow.

Zweiter Band.

Neue wohlfeile Ausgabe.

Stuttgart 1839.
P. Balz'ſche Buchhandlung.

Digitized by Google

Inhalt.

Erſter Band.

Seite

Vorrede.

Wolfgang Menzel und deſſen deutſche Literatur . . I.—LXXXII.

Literariſche Induſtrie 1

Kritik 22

Charaktere und Tendenzen 48

Tieck 48

Fürſt Pückler-Muskau 52

Göthe, Uhland und Prometheus 57

Gans und die Doktrinäre 66

H. Heine 79

L. Wienbarg 95

Dichter im Reime 103

Theater 156

Roman 220

Zweiter Band.

Seite

Frankreich, England, Italien, Rußland 1

Biographie 54

Jens Baggesen 54

Johann Benjamin Erhard 57

Hamann und Jacobi 66

Thümmel 70

Fichte 80

Julius Schneller 86

Schleiermacher 91

Jahn 107

Charlotte Stieglitz 114

Geschichte 137

Geschichte der Literatur und Kunst 156

Philosophie 210

Theologie 225

Staatswissenschaft 278

Staatswirthschaftslehre 291

Frankreich, England, Italien, Rußland.

Einige Anmerkungen über die ausländiſche Literatur finden in dieſer Verbindung ihre geeignetſte Stelle. Wie weit wir auch unſere Umgebungen in Behandlung doktrineller Gegenſtände überragen mögen, ſo können ſie uns doch in Betreff der Kunſt und der meiſten Gattungen der Poeſie als ein Spiegel der Nachahmung dienen. Unſere Literatur von heute muß gegen Frankreich und England in den Hintergrund

treten, denn selbst die englische Mittelmäßigkeit steht höher, als die Anarchie, welche in unserem heimischen Schriftwesen herrscht.

Die klassische Periode der deutschen Literatur ist ein Gut, das selbst an die Nachahmung der Fremden und das ausländische uneigennützige Interesse des Liebhabers sich nicht veräußern läßt. Aber hat sich unseren Bestrebungen einmal die Ansteckung des Verfalles mitgetheilt, so sind wir compromittirter, als irgend eine europäische Nation, und sinken so tief, daß man in uns die Söhne unserer Väter nicht wieder erkennt. Die Ursache dieser Erscheinung liegt sowohl in den äußeren Umständen, an welche bei uns die literarische Thätigkeit gebunden ist, wie zum großen Theil an unserer Erziehung und unserer Sprache. Fast alle fremden Nationen haben, wie wohlthätig auch in steifen und pedantischen Perioden die Reaktion des Dilettantismus

ſein kann, doch auch gegen die nachtheiligen Wirkungen deſſelben glücklichere Gegenmittel als wir. Unſere Sprache iſt ein ſo bildſamer Stoff, ſo geduldig und gefügig, daß ſie dem Despotismus des Genies eben ſo bereitwillig ſich hingibt, wie den Einfällen eines Kindes, von dem ſie ſich als ein Spielzeug brauchen läßt. Für England mag etwas Aehnliches hingehen, denn der Genius der engliſchen Sprache iſt ihre naive Ungebundenheit. In England haben die loſeſten Zuſammenfügungen immer noch ein Gepräge, das den Regeln entſpricht, und ſelbſt mit dem Klaſſiſchſten in einer unvertilgbaren Verwandtſchaft ſich befindet; aber in Frankreich ſind dieſe Beeinträchtigungen des Geſetzes und der äſthetiſchen Regeln durch die dilettantiſche Formloſigkeit unmöglich. Die Akademie tyranniſirte den Geſchmack, ſie verhinderte vielleicht eine ſehr begabte Nation, **Oſſian, Byron** und **Göthe** zu beſitzen, aber ſie ſchüzte ſie auch vor einer

solchen Lumpenwirthschaft, wie sie in der deutschen Literatur geherrscht hat und noch herrscht. Sprache, Ton, Haltung und Geberde ist für die französische Poesie stereotyp. Man muß wenigstens diese Ueberlieferungen erlernt haben, und um dies zu können, die Voraussetzung einer gewissen Bildung besitzen, wenn man den Muth hat, den literarischen Markt durch irgend ein Erzeugniß zu bereichern. In Frankreich wird viel produzirt, was schwerlich die Probe besteht, aber selbst das Unzulänglichste wird besser sein, als Das, was bei uns für mittelmäßig gilt.

Aber nicht nur, daß Deutschland sehr wenig vom Ausland lernen zu wollen scheint, wir sind selbst in der Beurtheilung des fremden Eigenthums ungerecht, oder stellen sie auf eine Weise an, welche selbst Den, dem sie zu Gute kommen soll, in Verlegenheit sezt. So hat **Huber** in

seinem Buch über die neu-romantische Poesie in Frankreich derselben allerdings einen Dienst erwiesen; denn er vertheidigt sie, und selbst ihre Auswüchse bestimmen ihn nicht, sie zu verdammen; aber wie soll man sich gegen Dienste verhalten, die uns nur in Folge eines Irrthums geleistet werden? Unser Apologet ist in Täuschungen befangen, die weniger auffallend sind, weil sie einer Sache zu Gute kommen, der man nicht abgeneigt ist. Seine Behauptungen sind da unsicher, wo sie nur charakterisiren wollen, und ungerecht, wo sie ausschließlich werden. Seine Parteinahme überrascht, aber sie ist so wenig energisch, daß nicht viel mit ihr gewonnen wird.

Die Achtung vor der neueren französischen Romantik wird in diesem Buche an Bedingungen geknüpft, die Niemand unterschreiben kann. Nicht Jeder hat ein so kleines Herz, daß er die Einen nicht zu lieben vermag, wenn ihm

nicht erlaubt ist, die Andern dafür zu hassen. Die Gerechtigkeit verlangt, Jedem das Seine zu geben. Ich will unsern Lesern den Beweis für mein Urtheil nicht schuldig bleiben.

Ein deutscher Professor fängt vom Ei an. Herr **Huber** will uns einige neuere Theorien der französischen Dichtkunst erklären, und beginnt mit dem Feudalsystem des Mittelalters. Er spricht vom Katholicismus, von der Buchdruckerkunst, von der Reformation. Er sollte längst schon beim zweiten Decennium unseres Jahrhunderts angelangt sein, der ungeduldige Leser harrt, doch es währt lange, ehe der Verfasser aus dem Zeitalter Ludwigs XIV., den Jahren der Philsophie und Aufklärung, zurückkommt, über die Leichen der Revolution steigt, Napoleons Siegeszüge verfolgt und mit den restaurirten Bourbonen in Paris eintrifft. Welch' ein ausschweifender unlakonischer Mann! Jezt

endlich haben wir ihn, und vermögen aus einem weitläufigen Gerede einige ſeiner Behauptungen auszuziehen.

Unſere Schrift will die Quelle der neufranzöſiſchen Romantik in jener Geiſtesrichtung finden, welche Napoleon Ideologie nannte. Sie hält ſie für deutſchen Urſprungs, und bezeichnet ſie als die reinſte Empfänglichkeit für höhere, die Oberfläche fliehende Wahrheiten. Was läßt ſich dagegen einwenden, will man einmal fremden Ausdrücken einen willkürlichen Sinn unterlegen? Napoleon kannte die Ideologie nur in ihrer politiſchen Richtung, und verſtand darunter jene Schwatzhaftigkeit, die heut zu Tage noch nicht ausgeſtorben iſt, die keiner Partei erwünſcht ſein kann, weil ſie Allen gefährlich iſt. Wenn es ſich alſo auch hören läßt, daß die Schwätzer aus Deutſchland ſtammen, wie trifft die neuere Romantik mit ihnen zuſammen?

Digitized by Google

8

Man kann ſelbſt zweifeln, ob der Verfaſſer von ſeinem Gegenſtande eine richtige Definition zu geben wußte.

Er behauptet, die neue Romantik wolle „das Leben der Gegenwart in ſeiner ganzen Ausdehnung, nach allen ſeinen Richtungen, auf allen ſeinen Stufen in das Gebiet der Poeſie, der Kunſt, der höheren Bildung wieder hineinziehen, und für unſere Zeit Das ſein, was die alte Romantik für das Mittelalter war.“

Es hält ſchwer, den Grund dieſer Begriffsverwechslung anzugeben. Iſt die Romantik jene träumeriſch-ſehnſüchtige Geiſtesrichtung, die an der Hand der deutſchen Philoſophie ſich in eine Zeit flüchtet, welche ſie nach ihrem Gefallen ausſchmücken kann, iſt ſie dieſe Hingebung an das Mittelalter, für welche ſie der Verfaſſer in ſeinem Buche überall ausgibt, wie kann ſie mit jener neueſten Tendenz der franzöſiſchen Literatur, der eingeriſſenen Novelliſtik und Genremalerei,

verwechselt werden? Hat die von dem Beispiele **Chateaubriand's, Lamartine's** und **Viktor Hugo's** geschüzte Poesie je mit der Gegenwart kokettirt? Fand sie ihre Stoffe nicht immer in verschwundenen Zeiten oder in Empfindungen, die diesen verwandter sind als den unserigen?

Das innerste Wesen der Romantik ist noch nicht ausgesprochen worden. Man verhehlte, es einzig in dem Genuß zu finden. Den Romantiker leiten keine Vorsätze, er ist Dilettant, und versenkt sich in Alles, was seine Seele anzieht. Er betrachtet Alles, und was ihm gefällt, bricht er wie eine Blüte ab. Warum soll Romantik Poesie des Mittelalters sein, wie Herr **Huber** auf der einen Seite sagt? Warum sollte sie die Poesie der Gegenwart sein, wie er sich auf der andern verbessert? Sie ist die Poesie aller Zeiten, weil sie sich für Alles interessirt. **Friedrich Schlegel** hatte nicht nöthig, katholisch zu werden, um zu

beweiſen, daß ſeine Gedichte romantiſch ſind. **Tieck** war immer indifferent, **Arnim** ſogar entſchieden proteſtantiſch, und Niemand wird anſtehen, ihre Werke für die Blüten der neueren Romantik zu halten. Man irrt ſich, wenn man in unſerer Zeit für alle Dinge, die man predigt, auch den Glauben vorausſezt.

Wohin bringt **Huber** bei ſeinen Unterſcheidungen die Schriften von **Jouy**? **Jouy** begann die Vergötterung der Gegenwart, er brachte dieſe kleinen Federzeichnungen der gemeinen Wirklichkeit, die Genreſtücke aus dem Leben auf, die nicht mit Unrecht vom Verfaſſer der romantiſchen Schule zugetheilt werden. **Jouy** iſt aber Akademiker, die neue Schule überſieht ihn, und wo man ihn nennt, rangirt er mit den Klaſſikern. Hier war ein Feld, wo ſich Herr **Huber** zu ſcharfen Combinationen hätte veranlaßt fühlen ſollen. Er mußte nachweiſen, welche Phaſen der Romantik

zwiſchen den Threnodien eines **Lamartine** und den Pariſer Hunden eines **Janin** liegen, und zulezt würde er zu dem Geſtändniß gezwungen worden ſein, daß eine Verſöhnung zwiſchen den beiden in Frankreich ſtreitenden Parteien vor der Thür, wenn bei den Tüchtigen nicht gar ſchon geſchehen iſt. **Lemercier** ſchreibt Melodramen und **Caſimir Delavigne** hat die drei Einheiten verlaſſen.

Herr **Huber** ſieht in den Romantikern weinerliche Kopfhänger, welche die Wirren der Gegenwart fliehen, nach Myſterien dürſten, ſich das Haar in einen Scheitel kämmen, und deutſche Philoſophie ſtudiren. Aber das ſind nur Ausnahmen. Die neuen Romantiker ſind lebensfrohe, heitere Menſchen, die ſich ein Reitpferd halten, ſehr gut eſſen und trinken, und Nichts von der Verzweiflung kennen, die ihnen **Göthe** angedichtet. Wenn ihr ſie bei einer Tänzerin antrefft, können ſie da nicht ſehr eifrig ſtudirt, und zarte

ſinnige Gedanken niedergeſchrieben haben? Braucht man ein Pfarrvikar zu ſein, um einen Band Gedichte an die Gottheit nicht nur zu ſchreiben, ſondern ſelbſt tief zu empfinden? Ich verſtehe die Menſchen nicht, welche Jugend und Zufriedenheit mit dem Enthuſiasmus für die Kunſt, die Wahrheit, die Freiheit für unverträglich halten. **Viktor Hugo** beſingt Napoleon. Warum ſoll er dem Helden ſeine Bewunderung verſagen? Er iſt ein energiſcher Charakter, hat einen freien, poetiſchen Blick, und iſt eiferſüchtig auf die Macht, welche die patriotiſche Hingebung der Rede und dem Gedanken verleiht. Herr **Huber** urtheilt darüber anders. Es iſt ihm Alles darum zu thun, in **Viktor Hugo** einen Chriſten zu retten, und nennt daher des Dichters Liebe für Napoleon „die Anwendung der chriſtlichen Liebe auf die Weltgeſchichte!“ Kann bei ſolchen Maßſtaben eine geſunde Anſicht gewonnen werden?

Wir können zum Schluß nicht umhin, Herrn Huber zu versichern, daß Niemand die Größe und die Vorzüge der französischen Klassiker mehr anerkennt, als die Neuromantiker selbst. Die Aufgabe der wahren Kritik ist nicht, wie der Verfasser will, christliche Liebe zu üben, sondern Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Und Wer wollte sie den Koryphäen der französischen Literatur des 17ten und 18ten Jahrhunderts versagen? Es ist kleinlich, sich über den Alexandriner und das Enjambement zu erzürnen. Herr **Huber** verräth den deutschen Schullehrer, wenn er hier nicht aufhören kann, die Hände über dem Kopfe zusammenzuschlagen. Können alle seine grammatikalischen Antipathien jene geistvollen, freien und dreisten Sprüche auslöschen, die wir dem Munde der französischen, von ihren Perüken nie so, wie die deutschen Professoren, gedrückten Akademiker verdanken? Man ist auch in Frankreich von dieser Unge-

rechtigkeit zurückgekommen, oder, um einen richtigeren Ausdruck zu wählen, nie darin so weit gegangen, als es uns deutsche Eitelkeit möchte glauben machen. Herr **Huber** sagt, das Volk habe schon in der Revolution die Philosophen übersehen. Nein, das französische Volk hatte immer Achtung vor seinen großen Geistern, und die Geister waren dieser Achtung würdig.

Was das Interesse, das die Franzosen an den Deutschen nehmen, betrifft, so ist hier in der That ein Rollenwechsel unter beiden Nationen eingetreten, dessen Folgen sich noch nicht voraussehen lassen. Als Griechenlands Föderationen von den siegreichen Adlern der römischen Heere überflügelt waren, tauschten sie an die Römer gegen den Raub ihrer Freiheit die Ideen aus. Die Sieger saßen zu den Füßen ihrer Sklaven, und erstaunten, daß sich die

natürliche Beredtſamkeit des Forums in ein Syſtem, der einfache Glaube an die Götter in eine Schlußfolge verſtändiger Ueberlegung verwandeln laſſe. Das war das Vorbild des Alterthums. Die Folgen, die eine ſiegreiche und dauernde Uſurpation Napoleons für Deutſchland und Frankreich nach ſich gezogen hätte, ſind unberechenbar. Wir wären die Sklaven und Schulmeiſter der Franzoſen geworden. Der Despotismus Napoleons hätte unſeren neuen Zöglingen die Flügel beſchnitten, wir würden ſie gelehrig gefunden, und ihre Phantaſie an die Buchſtaben eines ſchwierigen Alten oder eines noch unverſtändlicheren Neueren gefeſſelt haben. Auf der Spitze der franzöſiſchen Bajonnette würde allen Völkern die deutſche Grammatik überbracht worden ſein, wir hätten die Redewerkzeuge und die Köpfe eines jeden beſiegten Volkes in Beſchlag genommen, und es eine Sklaverei dulden gelehrt, durch die wir in eine

ſo ehrenvolle, ja wir würden geſagt haben, in eine allein für uns paſſende Stellung gekommen wären.

Dieſe müßige Hypotheſe dient wenigſtens dazu, für eine merkwürdige Erſcheinung des Augenblicks eine ſchwache Analogie zu geben. Die deutſchen Ideen haben zwar nicht mit den hohen Alliirten, eine weiße Binde um den Arm, den Einzug in Paris gehalten; doch ſie ſind da, ſie haben dort ihren Katheder und ihre Dolmetſcher gefunden. Die ſpitzen, gedrückten Köpfe der Franzoſen ſind von ihnen in Beſitz genommen, und davon ſo rund geworden, wie nur irgend ein deutſcher Hirnſchädel. Unſere Ideen haben bei den Franzoſen eben ſo viel Kluge wie Narren gemacht, als bei uns: die Empfänglichkeit iſt in allen Gemüthern dieſelbe, nur der Same und die Befruchtung machen den Unterſchied. Es iſt ſonderbar. Während unſere Liberalen die breitkrämpigen, plattgedrückten Hüte tragen, durch die ſich die

Republikaner am 6. Juni in der Straße St. Mery ſo bald verriethen, ſind bei den Franzoſen die Sammtbarets aufgekommen. Während wir alle Luſt bezeugen, dem St. Simonismus ſeine Widerſinnigkeiten zu nehmen, und den lezten Anſtrengungen der Väter vom Menilmontane mit unſern eigenen Thorheiten zu Hilfe zu kommen, fangen die Franzoſen an, auf unſere myſtiſchen Zuſtände zu lauſchen, und aus den Entzückungen unſerer wiedergebornen Leinweber der nächſten Zukunft der civiliſirten Welt ihr Horoſcop zu ſtellen. Während endlich der deutſche Liberalismus längſt über ſeine alten Gränzen geſprungen iſt, während er die Einheit Deutſchlands und das Protektorat für einen Traum, die Advokaten derſelben für Viſionäre erklärt hat, ſind die Phantaſien der Franzoſen von unſern weiland ſchwarzrothgoldenen Hoffnungen gefärbt worden, ſie haben die Trümmer unſerer alten Geheimbünde gerettet und Nachſuchungen

angeſtellt, um den Nibelungenhort der deutſchen Kaiſerkrone aus den Wogen des Rheins zu heben.

Ich zweifle, ob ich meine germaniſirenden Franzoſen ſchon genug kenntlich gemacht habe. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ein Franzos ſeine Anſichten nur in ſeinen Schriften und Handlungen, nicht wie der Deutſche auch in der ganzen Weiſe ſeines geſellſchaftlichen Benehmens kund gibt. Jene Vergleichungen ſtanden nur der deutſchen Leſer wegen da, weil wir in der That manche Ideen am beſten durch die Kleider der Leute, die ſie verfechten, kenntlich machen. Es iſt nur von einem Seitenarme der großen gelehrten Kolonne die Rede, die in Paris mit den Doktrinären Hand in Hand geht, und ſeit dem lezten Miniſterwechſel das Kompendium mit dem Portefeuille vertauſcht hat. Herr Guizot, derſelbe Miniſter, der ſchon kurz nach der Julirevolution ſo unpopulär wurde, weil er in ſeinen

Rundſchreiben an die Maires und Präfekten ſpekulative Unterſuchungen anſtellte, und in Verdacht gerieth, die Telegraphen zur Verbreitung ſeiner philoſophiſchen Reſultate benützen zu wollen, derſelbe jezt wieder zu Ehren gekommene Staatsmann iſt die rechte Hand des Königs. Herr Couſin iſt wieder die rechte Hand des Herrn Guizot, und meine altdeutſchen Franzoſen ſind zulezt die rechte Hand des Herrn Couſin. Sollte es zu einer franzöſiſchen Invaſion kommen, ſo wiſſen wir nun doch die Genealogie unſerer Liebhaber, die den Deutſchen die Einheit geben werden, nicht weil ſie zur Propaganda gehören, ſondern weil ſie im Kollege des heiligen Ludwig darüber Vorleſungen gehalten haben.

Der Eifer, mit dem ſich die Franzoſen in neuerer Zeit auf deutſche Wiſſenſchaft und Kunſt geworfen haben, iſt für ſie eben ſo außerordentlich als ſchmeichelhaft für uns. Sie

haben nicht nur die Solidität unſerer wiſſenſchaftlichen Forſchungen anerkannt, ſondern ſelbſt unſern großen Leiſtungen im Gebiete der freien dichtenden Künſte eine überraſchende Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Von jenen geſtanden ſie, daß ſie vor ihnen erröthen müßten, von dieſen, daß ſie durch ſie entzückt würden. Was einige unſerer ſcharfſinnigſten Geſchichtsforſcher geleiſtet haben, iſt ihnen nicht unbekannt geblieben, ja ſelbſt die kühnſten Hypotheſen, über die wir erſt erſtaunten, und darauf ſelbſt den Stab brachen, erhalten ſich bei ihnen immer noch im großen Anſehen, und beſchäftigen die Ungeduld der Gelehrten, die ſo gewiſſenhaft ſind, nur durch Widerlegung, nicht durch das Verſchweigen einer Hypotheſe zur erweislichen Wahrheit kommen zu wollen. Unſere philoſophiſchen Beſtrebungen, dieſe glänzenden Zeugniſſe unſerer Tiefe und unſerer Verirrungen, haben bei den Franzoſen nicht nur Freunde und Bewunderer

gefunden, ſondern ſelbſt entſchiedene Anhänger, die auf ein einziges Wort ihrer deutſchen Lehrer drei körperliche Eide zu ſchwören ſich vermeſſen. Endlich iſt es längſt bekannt, welche folgenreiche Revolution des Geſchmacks die Bekanntſchaft mit unſern ſchönen Geiſtern in Frankreich hervorgerufen hat, wie tief dort die Autoritäten durch unſern Einfluß gefallen ſind, wie kleinmüthig die Akademie zugeben mußte, daß ihre leergewordenen Bänke von den Anhängern des neuen Geſetzes eingenommen wurden. Unſre politiſchen Verhältniſſe haben jezt dieſelbe Aufmerkſamkeit erregt.

Auch dieſe zu verſtehen, mußte den Franzoſen um ſo leichter werden, je einfacher ſich der Uebergang aus unſerm wiſſenſchaftlichen Leben in das politiſche bildete. Wir haben die Erfahrungen des einen zu den Vorausſetzungen des andern gemacht. Die Koryphäen der Wiſſenſchaft gaben ſich zu Dolmetſchern unſerer politiſchen Wünſche her; die Männer

des Katheders beſtiegen die Tribüne; man brauchte in ihren frühern Reden an die Stelle des Wortes: Philoſophie nur das Wort: Freiheit zu ſetzen, um zu wiſſen, was ſie über die Bedürfniſſe unſers öffentlichen Lebens behaupten würden. Es bildete ſich eine Gemeine, die ihre Aelteſten und Schüler hatte, deren Stellung eine größere Wichtigkeit erlangte, als man anfing, ihr dieſe beizulegen, deren Lehre zulezt den Enthuſiasmus hervorrief, als die Furcht den Mißgriff beging, ſie zu verfolgen. Dies war der Augenblick, wo die Franzoſen mit unſerm politiſchen Zuſtande bekannt wurden. Seitdem haben ſie ihren fixen Begriff, wenn ſie von einer deutſchen Oppoſition hören. Sie glauben dann zu wiſſen, wovon die Rede iſt, und geben ihren Landsleuten Aufſchlüſſe über Dinge, in die ſie ganz beſonders wollen eingeweiht ſein.

Wenn ſich die Franzoſen über fremde Völker unter-

richten wollten, ſo ſind ſie bis jezt immer ſo unglücklich geweſen, daß ſie ihre Abſicht nur zur Hälfte erreichten. Sie haben den Begriff eines unaufhaltſamen Bildungsganges, wie ihn jedes Volk verfolgt, niemals gehabt. Sie haben es immer für hinreichend gehalten, die Merkmale eines augenblicklichen Zuſtandes kennen zu lernen, und nach dieſem Maßſtabe auf alle folgenden Zeiten zu ſchließen. Wie lange ſind ihnen die Deutſchen jene ungeleckten Bären geweſen, die unſre Urgroßväter im dreißigjährigen Krieg wohl mögen geweſen ſein! Wie lange kannten ſie uns als jene albernen Tölpel, die über den Rhein kamen, um ſich von ihnen bilden und betrügen zu laſſen! Jezt werden wir ihnen einige Jahrzehende hindurch nur jene düſtere Phantaſten ſein, die mit verklärten Augen nur immer den Himmel offen, nie die Hinderniſſe der Gaſſe ſehen, die ſich an heimlichen Oertern verſammeln, ein Feuer anzünden, ein

lamentables Lied ſingen, und über Deutſchlands fehlende Einheit heiße Thränen vergießen, die endlich am Tage ihrer Wiedergeburt einen Kaiſer auf den Thron ſetzen und ihn mit Philoſophen und Dichtern umgeben würden. Das nennen die doktrinären Franzoſen den Deutſchen Gerechtigkeit widerfahren laſſen!

Die Meinung, die unſere neuen Kenner von uns gefaßt haben, iſt ungefähr folgende. Sie ſagen: Als die Götter den Völkern ihre Gaben austheilten, verliehen ſie den Deutſchen die Ideen und das Phlegma. Jene, um eine Brücke zu haben, auf der ſie zu den Menſchen ſteigen könnten, dieſes, um dem himmliſchen Prinzip ein telluriſches als Gegengewicht an die Seite zu ſetzen. Die Deutſchen ſind unpraktiſch. Schon in ihren Wäldern brüteten ſie auf den Bärenhäuten und überließen die Geſchäfte des Hauſes ihrem Weibe und ihren Sklaven; während z. B. ein

franzöſiſcher Gatte ſich noch jezt ein Vergnügen daraus macht, einen Korb an die Hand zu nehmen, auf den Markt zu gehen und Eier und Gemüſe zu kaufen. Von Natur iſt der Deutſche republikaniſch, wie ſeine Literatur; doch wird er ſich jede Herrſchaft gefallen laſſen, in die die Wiſſenſchaft einen tiefern Sinn zu legen weiß. All' ihre friedlichen Widerſprüche und gewaltthätigen Aufſtände ſind niemals durch den unmittelbar zwingenden Mangel hervorgerufen worden, ſondern zu den Beſchwerden, die man abgeſtellt wiſſen wollte, mußte ſich noch immer ein ideeller Anſtoß geſellen, ehe ſie zu den Waffen des Eiſens oder der Zunge griffen. Wenn bisher dieſes zweite Element die Religion geweſen iſt, ſo iſt jezt die Tendenz nach einer organiſchen Einheit ihrer Conföderation. Sie wollten nicht mehr Sachſen, Hannoveraner, Heſſen ſein, ſondern Deutſche. Napoleons Druck hat ſie an ihre Urſprünge erinnert, aus den

Quellen der Geſchichte ſchöpften ſie ihre Begeiſterung, jezt wollen ſie nur in ſo weit frei ſein, als ſie einig zu werden verlangen. Der nächſte Weg, der zu dieſem Ziele führt, beſteht in Nichts, als die Fürſten zu überſehen. Dieſen werden aber die Deutſchen immer verachten, ſie hoffen auf die Macht der Ideen. Sie warten auf den von Plato verheißenen Augenblick, wo die Könige Weiſe und die Weiſen Könige ſein werden. Nun iſt der Tendenz nach der Einheit der Begriff der Hegemonie verwandt. Es muß, ſo ſchließen die Deutſchen und die Franzoſen, einen Staat geben, der gleichſam die Kraft aller Uebrigen in ſich abſorbire, und ihnen dafür ein neues Leben einhauche. Welcher Staat kann dies anders ſein, als der Preußiſche? Der Zuſtand der preußiſchen Schulen, wie er durch Herrn Couſin an's Tageslicht gebracht iſt, wird für Deutſchlands Einheit entſcheidend werden. Die Preußen werden glorreich

unter die Hadernden treten, und die Widerſacher ehrfurchtsvoll ihre Fahnen ſenken.

Man ſieht, dieſe Gedanken ſind nicht originell, und das ſollen ſie auch nicht ſein. Es ſind alte Bekannte, mit denen wir ſchon oft zuſammentrafen, und die wir eben ſo oft widerlegt haben. Man kann unſern Franzoſen alſo nicht den Vorwurf machen, daß ſie über die Wünſche der Deutſchen gefabelt haben. Sie ſind nur ſo unglücklich geweſen, eine Partie für die Maſſe und ein beſonderes Intereſſe für ein allgemeines Verlangen genommen zu haben. Dieſe Transrhenaner würden anders geurtheilt haben, wenn ſie in Preußen ſich nicht ausſchließend unterrichtet hätten. Daran thaten ſie Unrecht. Sie kamen nach Berlin, um die Primär- und Mittelſchulen zu ſtudiren, und als ſie wieder in Paris waren, beſtiegen ſie den Katheder und ſprachen von den politiſchen Erwartungen der Deutſchen. Sie eröffneten

Curſe über deutſche Geſchichte, und gaben vor, ſie aus neuen und richtigen Geſichtspunkten zu betrachten. Dieſe Vorleſungen ſind jezt bekannt geworden. Ich geſtehe, daß ich an ihnen Nichts gefunden habe, als die Uebertragung einiger deutſchen Phantaſien in die natürlichere Ausdrucksweiſe der Franzoſen. Man wird nicht anders können, als mehreren deutſchen Profeſſoren zu ihren neuen Schülern Glück wünſchen.

Wenn ſich die Franzoſen zur deutſchen Oppoſition ſchlagen, ſo wird es immer ſchwer ſein, zu begreifen, welche Stellung ſie dann im Falle einer Umwälzung Deutſchlands einnehmen wollten. Es iſt zwar Nichts gewiſſer, als daß weder die Träume unſerer, noch der franzöſiſchen Doktrinäre je verwirklicht werden; aber Beide denken doch an die Möglichkeit dieſes Ereigniſſes. Welchen Entſchluß haben ſie für dieſen Fall ſchon im Voraus gefaßt? Unſere Gemäßigten

des Tierspartie ſagen: Traut dem Erbfeinde nicht? Aber es wäre Unrecht, in die Redlichkeit der Anſichten, die ſo friedliche Kathedermänner über uns ausſprechen, Zweifel zu ſetzen. Sie könnten uns dafür den beſchämenden Beweis führen, daß wir ſie durch unſer gehäſſiges Mißtrauen nur beleidigen. Und dennoch hätte ich es lieber, die Franzoſen ſchwiegen von unſerer Einheit und unſern Ideen. Sie haben die Kunſt, unreife Gedanken ſo einfach und natürlich zu machen, als ſeien ſie in den Köpfen vernünftiger Leute entſtanden. Die Deutſchen ſind dabei immer gewöhnt, Ideen zu verfolgen, denen man in Frankreich ein Zeugniß ausſtellte. Wir wollen gern von ihnen hören, daß wir in Wäldern wohnen und uns mit den Früchten der Eichbäume nähren, daß wir eine Sprache reden, die halb kalmückiſch, halb gothiſch iſt, und daß wir in Erfurt einen Churfürſten, in Nürnberg einen Markgrafen ſitzen haben, wenn wir nur

damit erreichen können, daß unſere Unitarier und Hegemoniſten ſie nicht als Autoritäten citiren, und daß Dasjenige, was bei uns unreif iſt, bei ihnen eine Appretur bekommt, die das Urtheil verführt und uns durch franzöſiſche Vermittlung Denen gefangen gibt, die wir uns daheim noch ziemlich glücklich vom Leibe halten.

Der franzöſiſche Roman, das Drama, reagiren mannichfach auf die deutſche Literatur, weniger das lyriſche Gedicht. Die Urſache liegt darin, weil Roman und Drama in Frankreich viele deutſche Elemente in ſich aufgenommen, und verwandte Dinge immer die meiſte Anziehungskraft haben. Der franzöſiſche Geſang iſt niemals bei uns einheimiſch geworden, und kann es auch nicht, da in der Lyrik die innerſte Natur der Völker ſich ausſpricht, und die Empfindungen überall durch Sprache und Weltanſicht gemodelt

werden. Die Deutſchen werden immer behaupten, daß die franzöſiſche Lyrik nicht wie aus dem Borne des Gemüthes klingt, ſondern mit viel Rhetorik, Malerei und Deklamation verſezt iſt, und der Franzoſe wird gerade dieſe Ingredienzien an der deutſchen Poeſie vermiſſen, ſie haltungslos ſchelten und ihr keine Kraft der Repräſentation einräumen, und Beide werden Recht haben. Niemand kann ſchon bis an ſeinen Himmel greifen; aber noch weniger über ſeinen Himmel hinaus.

Das politiſche Element der neuen franzöſiſchen Lyrik möchte geeignet ſein, ſie unſerer Theilnahme näher zu bringen. Denn durchweht iſt ſie von einer wahrhaft erhabenen Anſicht der Geſchichte, die nur deßhalb zu gleicher Zeit partikulär patriotiſch iſt, weil die neue Zeit einmal aus Frankreichs Ereigniſſen den Kern der Weltgeſchichte gemacht hat. Die deutſche Lyrik kennt dieſe hiſtoriſche Freudigkeit

nicht, wie die französische. Wir singen auf der politischen Lyra immer, als hätte sie nur eine Saite, und noch dazu eine sehr tiefe, brummerische; die Politik wird in unsern Liedern immer in Wehmuth ausfallen. Deßhalb überrascht uns das pompöse Colorit der französischen Lyrik, welche sich ganze Länder als Endreime zuwirft, und das Blut von tausend Schlachten nehmen darf, um ihre stolzen Alexandriner damit zu färben.

Die vernünftigen, gescheidten, praktischen Franzosen waren vor einigen Jahren auf dem Wege, recht fad und albern zu werden. In Schuhen, die wir längst ausgetreten haben, machten sie die ungeschicktesten Sprünge, die Romantik hatte den Franzosen den Kopf verwirrt; es war zum Lachen, wenn sie **Hoffmann** und den Satan in den Mund nahmen. Eine hagere Gestalt, ein blasses Gesicht, langstarrendes Haar, ein glühendes Auge, der Spieltisch,

perdu, ein verſuchter Selbſtmord, eine Engelſchönheit, eine Verführung, Blasphemie; das waren die Farben, mit denen ſie den Teufel an die Wand malten, das waren ihre Vorſtudien der Hölle. Hätten die Franzoſen nicht im Style ihre bewundernswerthe Leichtigkeit und das Talent beſeſſen, aus jeder Kleinigkeit etwas Anziehendes zu machen; ſie würden mit ihrer äſthetiſchen Deſperation, mit ihren Bizarrerien und Nachtſtücken eine recht klägliche Rolle geſpielt haben.

Balzac hat drei ſchriftſtelleriſche Perioden gehabt; die erſte war obscur, in der dritten lebt er jezt. In der zweiten wollte er um jeden Preis der franzöſiſche **Hoffmann** ſein. Er war unerſchöpflich in Erfindungen, die auch er die Nachtſeite des Lebens nannte. Er hatte einen Bund mit dem Satan geſchloſſen, deſſen Früchte ſeine Phantaſieſtücke, ſeine braunen Erzählungen, ſeine Elendsfälle waren. Was fehlte ihnen? Der Witz, den einem **Hoffmann** die

Natur gab, die heitere ironiſche Laune, die einen **Janin** ſo liebenswürdig macht, die Wahrheit des Lebens und der Natur, die man ſelbſt in den grauſamen Erzählungen eines **Eugene Sue** nicht vermiſſen wird. **Balzac** ſchrieb in der unnatürlichſten Champagnerbegeiſterung, einem Feuer, das den wäſſerigſten Weintrinkern von der Welt, den Franzoſen bisher fremd war. **Balzac** ſchilderte keine Menſchen, ſondern nur Schatten. Was die Tiefe ihres Charakters ſein ſollte, war Etwas, mit dem man ſich nicht befreunden konnte. Seinen Wahlſpruch: gemein im Gemeinen, und erhaben im Erhabenen führte er in beiden Fällen nicht göttlich genug aus.

Aber wer nun drei Jahre ſpäter den **Vater Goriot** mit **Balzac's** früheren Schriften, jenen dämoniſchen Mixturen vergleicht, die ihm den Namen des franzöſiſchen **Hoffmann** verſchafften, wird erſtaunen, bis zu welcher

Vollendung man gelangen kann, wenn man sich von ästhetischen Sympathien und den Geschmacksbestimmungen der Mode frei erhält. **Balzac**, dem eine ursprüngliche Tiefe, schöpferische Kraft, Phantasie und Speculation zu Gebote standen, brachte die Vortrefflichkeit dieses Talentes doch erst durch seine Zeitgemälde zur Reife. Man kann sagen durch die Beobachtung der Straße ist **Balzac** geworden, was er jezt ist.

Paris kennen, heißt auch die Welt kennen; denn Paris ist der Puls der Civilisation. Man muß auch sagen, Paris kennen, heißt das Herz kennen, denn welche Interessen, welche Gefühle offenbaren sich nicht in einer Stadt, die Frankreich und die Bildung Europa's in sich absorbirt? Paris ist so liebenswürdig durch seine Contraste; das Erhabenste wird vom Naivsten berührt; neben den Schlägen jener Uhr, deren Zifferblatt auf den Stand der höhern

Politik, der Börse und der verwickelten Interessen zeigt, hört man tausende von kleinen Genfer Uhren picken, Herzen, welche die Reihenfolge der kleinen Freuden und Leiden des Lebens, wie wir sie nur in isolirten Sphären zu sehen gewohnt sind, nicht weniger methodisch durchmachen. **Jules Janin**, mit seinen naiven Erfindungen, **Michel Raymond**, mit seinen Werkstatterzählungen, keiner der Autoren, die sich würden die Ehre rauben lassen, etwas Anders zu sein als Pariser, geben dennoch Empfindungen und Situationen wieder, von denen wir immer behaupten würden, daß man sie nicht haben kann, ohne auf dem Lande oder in einer kleinen Stadt zu wohnen.

Balzac ist der glücklichste Beobachter; seine Sehkraft durchdringt alle Regionen der Pariser Existenz. Er anatomirt diesen großen Cultus, dem sich Paris opfert und von dem man kaum weiß, ob er blos der Cultus der Mode

oder der des Geldes ist. Das Geld ist der revolutionäre Grundsatz unseres Jahrhunderts. Das Geld reißt die Schranken der Privilegien nieder und führt eine neue Rangordnung der Stände ein. Wie laufen die Interessen in einander, wo es sich um das Umsatzmittel der Bedürfnisse und der Waaren handelt! **Balzac** ist der Dichter des Geldes, einer neuen Maschinerie, die ihre Wunder hat, so gut wie das alte Epos. Wäre der Pariser geizig, käme seine Geldbegierde nur darauf zurück, Silber und Gold in seinen Truhen zu haben, so würde die Poesie wenig Vortheile von seinem Gottesdienste ziehen. Aber der Pariser liebt das Geld nur, um sich Nichts zu versagen, und um mit den Reichthümern Andrer zu wetteifern, er sammelt das Geld immer, um es zu seinem Vergnügen auszugeben, und um den Schmerz nicht zu haben, in einer Stadt, welche Alles bietet, leben zu müssen, und doch nach Nichts greifen zu

dürfen. Darum ist mit dem Gelde in Paris so viel poetische Abwechslung verknüpft, und die Erfindungen Balzac's können nicht ermüden. —

Man ist gewohnt, eine Auffassung des Pariser Lebens, wie sie Balzac gibt, nicht mehr anerkennen zu wollen. Man hat sich dazu bestimmen lassen, weil es heißt, die Franzosen seien ernst, schweigsam, nüchtern und tugendhaft geworden seit den großen Ereignissen, welche so viel Blut gekostet haben. Man spricht von einer Verwechslung der Gegenwart mit einem verflossenen Zeitalter, dessen Frivolität die alte französische Literatur liebreizend genug geschildert hat. Aber selbst wenn man eingestehen wollte, daß in Frankreich jemals die Freiheit der Sitten aufgehört hat, wenn man läugnen wollte, daß mitten unter den Schrecken der Revolution der Leichtsinn seine rosigen Triumphe feierte; so scheint doch im gegenwärtigen Augenblicke, wo der Friede

der Nation keine Beſchäftigung gibt, Alles wieder in Paris reif zu ſein zu einer Laxität der Sitten, welche die alte übertreffen würde, wenn nicht die politiſche Frage noch immer etwas Wermuth in die Becher der Luſt miſchte. Der alte Adel, der neue bonapartiſtiſche, die Ariſtokratie des Geldes, welche ſich in dem Königthume Louis Philipps ſonnt; dies ſind die drei Faktoren der jetzigen Pariſer Geſellſchaft, welche unter einander wetteifern und es nicht können, ohne ſich im Luxus und in eigenthümlicher Beſtimmung der Fashion zu überbieten. Welch' ein Raum bleibt hier, nicht blos den Erfindungen, ſondern ſchon der nackten Auffaſſung des Künſtlers! **Balzac** weiß ihn meiſterhaft zu benutzen.

Eugene Sue hat in Atar-Gull eine Verwickelung von Situationen geſchildert, deren Grauſamkeit ſelbſt den

franzöſiſchen Nerven unerträglich war. Man hat in Frankreich gewiß die Hälfte von Dem, was wir gegen ihn erinnern würden, gegen den Dichter vorgebracht; aber das iſt ſchon immer zu viel. Dieſer Roman iſt eine ſo ausgezeichnete Erſcheinung, daß wir Deutſchland Glück wünſchen würden, wenn es etwas Aehnliches hervorzubringen im Stande wäre. Es iſt wahr, noch nie iſt mit dem Menſchenleben ein ſolches Würfelſpiel getrieben, wie hier, noch nie hat man ſo rückſichtslos des Mitleids, der Menſchlichkeit und jeder erbarmenden Empfindung geſpottet, aber was läßt ſich thun? Soll man einen Sklavenhändler und Seeräuber ſentimentale Deklamationen vortragen laſſen? Sollen denn immer die Stricke, an denen uns durch die Erzählung liebgewordene Perſonen plötzlich zu baumeln kommen, durch einen Theatercoup wieder abgeſchnitten werden? Soll man in einem Lande, wo auf hundert Mücken ein Boa

Conſtriktor kommt, nicht von einer Schlange können gebiſſen werden? Und ſollen unſerer Nerven wegen etwa dieſe Schlangen keine tödtlichen Giftzähne haben? Soll endlich ein Neger ſolche Gefühle hegen, als ſei er in einer Penſion unter jungen Mädchen erzogen, oder als habe er die Romane der **Delphine Gay** in den äſthetiſchen Soiréen der ariſtokratiſchen Damen vom Faubourg St. Germain vorleſen hören? Nein, dieſe Grauſamkeit iſt herrlich, weil ſie den Charakteren entſpricht; dieſe Todtſchläge ſind köſtlich, weil ſie in den Umſtänden liegen! Hieher tretet, und lernt die Farben kennen, die man von der Natur borgen muß!

Dasjenige, was an **Eugene Sue** am Meiſten beleidigte, war auch weniger ſeine Grauſamkeit als ſeine Moral. Die Erfindungen dieſer feurigen Phantaſie pflegen nämlich immer darauf zurückzukommen, daß die Tugend übervortheilt,

und das Laster noch dazu belohnt wird. Die leidenschaftlichsten und grausamsten Charaktere erhalten bei ihm den Tugendpreis des Herrn von Montyon, und die verstecktesten Verbrecher sterben mit lächelnder Miene, das Kreuz des Erlösers an ihre Lippen drückend, und in den Mienen der Umstehenden schon selig gesprochen. Diese bittre Ironie wirkt aber wie der Magensaft auf **Eugene Sue's** Romane, unterstüzt die organische Verarbeitung seiner mannichfachen Ingredienzen, und läßt in dem Leser, wenn auch gereizte, doch immer starke, nie ermattete kräftige Empfindungen zurück.

Jules Janin, die personifizirte Munterkeit, Naivität und Geschwätzigkeit, scheint nicht, wie es herkömmlich ist, mit drei Fingern zu schreiben, sondern mit allen, ja mit beiden Händen, mit Händen und Füßen, jedes Glied

iſt in Bewegung und extemporirt. **Janin** gehört nicht unter jene Autoren, unter welchen wir **Balzac** und **Sue** hervorgehoben haben: er iſt verſöhnend, vermittelnd, kann kein Blut ſehen, und mußte das Gräßliche, womit er in ſeiner Laufbahn begonnen, fortzuſetzen unterlaſſen. **Janin** iſt eine ganz ländliche idylliſche Natur, obſchon in Ton und Haltung Pariſer von der neueſten Mode; er trägt ſein Veilchen im ſchwarzen Frak, wie **Heine**, aber ohne Koketterie, ohne die Leute damit ärgern zu wollen, ſondern um ſie zu erfreuen, um ſie beſſer und glücklicher zu machen. **Janin** hat eine glänzende Miſſion in der franzöſiſchen Literatur: der Politik, dem Salon, der Börſe gegenüber, vertritt er die Rechte der Nachtigall; er beſizt den Muth, im Boudoir einer geiſtreichen und patroniſirenden Dame von den kleinen Fenſterſcheiben der Dorfhütten, vom Blöken der Kühe und der Wonne des Abendläutens zu ſprechen.

Er nennt die Campagne oft langweilig, er beſpöttelt ihren Geruch und ihre Molkenkuren; aber er vertheidigt ſie dem nüchternen Pflaſtertritt von Paris gegenüber.

Janin leidet an einer fixen Idee; — das achtzehnte Jahrhundert. **Janin** herzt und küßt das achtzehnte Jahrhundert, dies Zeitalter Ludwigs XIV. und der Regentſchaft mit ſeinen Friſuren und Schönpflaſterchen, mit ſeinen hohen Abſätzen, mit ſeinen Decenten, mit ſeinen menuettirenden Leidenſchaften und ſeinen anſtändigen Schriftſtellerinnen. **Janin** hat darin Aehnlichkeit mit Herrn **von Sternberg**, der euch die Zerriſſenen und Leſſing geſchrieben hat. Denn man ſagt von Beiden, daß ſie über die Abſchaffung des Puders weinen können.

Die engliſche Literatur leidet gegenwärtig an einer entſetzlichen Breite und Monotonie. Das Genre, in welchem

ſie arbeitet, iſt ſo einfach, und die Bearbeitung deſſelben ſo unerſättlich; jeder literariſche Charakter tritt ſich mit einer fürchterlichen Redſeligkeit breit, und jeder neue Spekulant, der das Intereſſe des Publikums erobern will, verſucht es nicht durch Das, was noch nicht da geweſen iſt, ſondern durch Das, was Alle kennen und ſo gern haben. Die erſte Erfindung iſt gewiß immer genial und originell; aber dann nimmt der Autor ein Patent darauf und fabrizirt wie **Bulwer, Marryat,** die Trollope ins Gelag hinein, ohne aufzuhören.

Dazu kommt, daß die gegenwärtige engliſche Literatur nur ſo viel iſt, wie eine gewiſſe dilettantiſche Fertigkeit. Ihr Inhalt beſteht weder in Ideen, noch in Charakteren, ſolchen, die ſie ſchildern und ſolchen, die ſie zu behaupten wüßten, ſondern in einer vaguen Ausdehnung und Verzettelung einer einmal ergriffenen Manier, wo ſich die eine

von der andern durch Nichts unterſcheidet. Die engliſche Literatur iſt immer auf Reiſen begriffen, aus den Itinerären macht ſie Romane, und wo man in Deutſchland, Frankreich und England hinſieht, ſtößt man auf Engländer, die nur noch reiſen, um Bücher zu machen.

Der italieniſchen Literatur beim erſten Blicke viel zuzutrauen, fehlt es uns an den rechten Maßſtäben für die Beurtheilung der Italiener ſelbſt. Wir haben von ihnen noch immer eine geringſchätzende Meinung, ja ich möchte faſt ſagen, es überraſcht uns, einen Italiener in moraliſchen Empfindungen anzutreffen, wie wir ſie nur an uns und den andern Nationen gewohnt ſind. Die Italiener ſcheinen uns ſo ſehr herausgerückt aus der inneren warmen Exiſtenz und dem bürgerlichen Selbſtgefühl, daß wir uns immer einbilden, hier beſtände eine ganze Nation aus Nichts als

Kellnern, Bettlern, Postillonen, Ciceronen, Wirthen, Vetturinen, Sbirren und Priestern. In der That, wer in Italien war, muß gestehen, daß der Handwerker sein Geschäft auch immer nur wie eine Art Nebensache betreibt, weil man ihm niemals ansieht, daß er mehr damit verdienen will, als was er gerade für den heutigen Tag braucht. Allein dies ist eine Täuschung, aus welcher man keine ungerechten Schlüsse ziehen sollte. Auch die Italiener haben ein eigenthümliches Leben seitwärts von der Landstraße. Sie haben ihre kleinen Freuden und Leiden des Daseins, und dabei eine moralische Imputation, so gut wie die anderen Nationen, welche nur den schlechtesten Theil der Bewohner Italiens kennen zu lernen Gelegenheit haben.

Die italienische Literatur schwankt zwischen der kalten Classisität **Alfieri's** und den historischen Romanen **Manzoni's.** Für jene hat sich **Silvio Pellico**

ausgesprochen, für diese mancherlei Namen mit mehr oder minder glücklichem Erfolge, **Rossini, Grosse** u. A. Der italienische Charakter verräth sich aber in ihnen auf keiner Seite; dahin gehört besonders die große Rolle, welche in ihnen die Canaille spielt; oft glaubt man in einem Familienwesen zu sein, wo der Koch auf den Kellner tobt, wo die Wirthin mit den Mägden zankt, und ohne entsetzliches Geschrei kein Wort gesprochen werden kann; die Diener mischen sich unverschämt in Alles ein, fassen gierig nach goldnen Ketten, wenn sie ihnen geschenkt werden, und bücken sich demüthigst, um ihre Dankbarkeit auszudrücken, oder als Zugabe eine Tracht Schläge zu bekommen. Eben so charakteristisch ist die Prunksucht dieser Romane; die ganze Eitelkeit der Italiener entfaltet sich in dem Auseinanderlegen der gold- und edelsteingestickten Drapperie derselben. Jedes Roß, das zum Turniren kommt, wird mit seinen

Federn und Schabracken beſchrieben, überall, wo es geht, wird die Darſtellung prahlen und den Mund voll nehmen. Zulezt endlich herrſcht in dieſen Romanen noch jenes eigenthümliche Lamentoſo, womit die Italiener jede ihrer weicheren Empfindungen zu begleiten pflegen. Es iſt ein Klagen, ein Händeringen, ein Seufzen, ein Ach und Weh, das mich immer auf jene kleinen talieniſchen Winkeltheater verſezt hat, wo die drolligſten Stücke von **Scribe** und **Kotzebue** mit den weinerlichſten Geberden heruntergeſpielt wurden.

In der ruſſiſchen Literatur regt es ſich jezt mit Eifer und Lebendigkeit; doch wird es ſchwer fallen, daß ſie ſo bald eine europäiſche Popularität gewinne. Die Ideen, in welchen ſie ſich bewegt, ſind uns nicht fremd. Vaterlandsliebe, Begeiſterung für einen jungen und doch glänzenden

Ruhm, der Stolz auf mannichfache nationale Vorzüge, können in der Dichtkunſt niemals ihre Wirkung verfehlen, und dennoch mangelt dieſer Literatur Etwas, das ihr allein die Achtung in der gebildeten Welt zu ſichern vermag. Die Vaterlandsliebe darf ſich nie auf Koſten der Gerechtigkeit geltend machen, die Freude des Dieners, der ſich um ſeinen Herrn verdient macht, und dieſem die Rechtfertigung ſeiner blinden Thaten überläßt, iſt eines freien Geiſtes unwürdig; erſt die Unabhängkeit der eigenen Meinung iſt es, die die Anhänglichkeit an eine fremde wirkſam und rührend macht. Die Einſeitigkeit in literariſchen und hiſtoriſchen Anſichten wird man dabei nicht einmal den Autoren allein beimeſſen dürfen, ſondern ſie einer Literatur zu Gute halten, die nach der Meinung des übrigen Europa nur unter den ungünſtigſten Verhältniſſen ſich entwickelt, der es an der rechten Lebensluft fehlt, und die noch lange wird ringen

zed by Goog

müſſen, ehe ſie zu einem unabhängigen Geſichtspunkte gelangt.

Der größte Vorzug der jetzigen ruſſiſchen Literatur beſteht in ihren lebenvollen Sittenſchilderungen; ſie hat darin ſehr viel Nachahmungstalent bewieſen, beſonders erſezt den Mangel an Phantaſie die feine Auffaſſung ruſſiſcher Charaktere. Sie zeigte uns, daß des Ruſſen durchgreifende Natur die Gutmüthigkeit iſt. Der Ruſſe iſt geſchäftig, ſorgfältig, er ahmt mit Glück nach, er iſt ſo gutmüthig, daß er ſich oft betrügen läßt, ſein Gehorſam iſt ihm eine Pflicht, die ihm nicht die politiſche Nothwendigkeit, ſondern die Religion, und die derſelben befreundete Sitte auflegt, und der er ohne Starrſinn dient.

Die ruſſiſche Literatur liefert bis jezt nur noch Probeſtücke, Capricen des Talentes, das beweiſen will, es könne ſeine Sache ſo gut machen, wie der Andere. Dieſe Literatur

iſt ein Luxus, es fehlt ihr die populäre Grundlage, und ſie wird dieſelbe ſchwerlich bekommen, wenn ſie ſich nicht mit Ideen und mancherlei tieferen Bezügen ſchwängert; es fehlt dieſer Literatur noch ein gewiſſermaßen dialektiſches und paränetiſches Element. Ich habe nur einen einzigen Zug entdecken können, wo ſich der Autor dem großen Ganzen ſeiner Nation gegenüber denkt, und der die Dichtung als Hebel des inneren Menſchen zu brauchen ſucht, dies iſt **Saygoskin's** Polemik gegen einen Fehler des ruſſiſchen Charakters, den er eine übertriebene Beſcheidenheit nennt. Er tadelt es nämlich, daß ſich der Krieger ſelbſt nach den glänzendſten Thaten nur einen geringen Antheil an dem Ruhme derſelben zuſchreibt, und die Freude des Sieges immer raſch bei ihm verflogen iſt.

Iſt dies jedoch eine Thatſache, ſo kann man den Grund davon nur in der Lage des gemeinen Ruſſen finden. Wer

ſich nur als das Werkzeug eines fremden Willens fühlt, iſt nicht gewohnt, ſich ſelbſt die Früchte ſeiner Anſtrengungen zuzuſchreiben. Man iſt brav genug, ſein Möglichſtes zu thun, wird ſich aber dabei niemals über den Gewinn freuen, wenn man ihn zu ſeinem eigenen Vortheile nicht verwenden kann.

Biographie.

I.

Jens Baggesen.

Die Bildungselemente **Jens Baggesen's** waren die Alten und **Kant.** Daher seine Verehrung des **Wieland'schen** Geistes, seine Bewunderung der **Voß'schen** Technik, sein bis zur Andacht gesteigerter Enthusiasmus für die kritische Philosophie.

Baggeſen hat weder für die deutſche, noch die däniſche Literatur etwas Poſitives geleiſtet; er geſtand ſelbſt, daß ſeine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit eine Zwangsarbeit war, und ſprach von ihr nie anders, als mit einem peccavi. Doch war er ein feiner muthiger Kopf, dem nur Eines zu fehlen ſchien, die Männlichkeit. Man kann **Baggeſen** einen ſcharfſichtigen Beobachter, glänzenden Redner, gründlichen Denker, zärtlichen Gatten; liebevollen Vater, theilnehmenden Freund, aber keinen Mann nennen. Er ſtand den Eindrücken der edelſten Art offen, wußte Liebe und Achtung eben ſo wohl zu empfinden, als ſelbſt zu empfangen — (das Leztere wird immer ſchwerer ſein, weil mehr Kunſt dazu gehört) — er gab ſich den erhabenſten Zwecken mit vollem Eifer hin, doch fehlte ihm jener männliche Ernſt, der des Augenblickes mächtig iſt, um die Zukunft Eigenthum zu nennen, jenes nil admirari, das in den

Wonnen des Entzückens mehr findet, als den Kitzel der Einbildungskraft.

Als ein schwankender und in Extremen sich bewegender Charakter besaß **Baggesen** sehr viele Eigenschaften nicht, die man an ihm zu finden glaubte; die wenigen, die er wirklich sein nennen mochte, sah man entweder nicht, oder glaubte ihrer nicht zu bedürfen. Er war begeistert für die Idee der Menschheit, für **Kant's** unsterbliche Entdeckungen, für die erhabene Sache der Revolution; aber dies war bei ihm keine tiefe, dynamische Lebensenergie, sondern ein Curiosum, das die hohen Kreise unterhielt, in welchen er sich bewegte. Ohne es zu wissen, spielte er die lustige Rolle eines Hofdemagogen. Die Prinzen, Minister und Grafen vergaben ihm seinen Demokratismus, weil er ein angenehmer, witziger Gesellschafter war, ihren Frauen artig vorlas, und ihnen Gelegenheit gab, die literarischen Berühmtheiten

der damaligen Zeit durch seine Vermittlung brieflich und persönlich kennen zu lernen.

Ist uns von seinen Söhnen nicht die Herausgabe des handschriftlichen reichhaltigen Nachlasses versprochen worden?

II.

Johann Benjamin Erhard.

Wenn die Menschen lieber geachtet und geehrt sein möchten als geliebt, so würden wir weniger Philosophen und mehr Weise haben. Weil man lieber mit den Herzen als mit den Köpfen der Leute im Verkehr steht, so hütet sich der Philosoph, seine Lehren auch in den inneren Organismus seines Lebens aufzunehmen. Der Satz vom kategorischen Imperativ wird Niemanden finden, den er nicht zur

Verehrung seines Entdeckers gezwungen hätte; aber ein verkörperter Imperativ, eine Persönlichkeit, die nichts als Gesetz und praktische Vernunft ist, erscheint nur den Wenigsten liebenswürdig. So ging es dem Philosophen und Arzte

Johann Benjamin Erhard.

Die von **Varnhagen von Ense** herausgegebenen Denkwürdigkeiten desselben, geben uns sowohl einen Begriff des unglaublichsten Stoicismus, wie der eigenthümlichen Berührung, in die ein solcher mit seiner Umgebung kommen muß.

Hätte **Erhard** gewußt, daß sich eine Welt schaffen ließ, die besser wäre, als die vorhandene; er würde sich wohl die Kraft zugetraut haben, sie zu schaffen. Wer war dieser Mann, der von seinem Willen eine so hohe Meinung hatte?

Erhard war nach dem Anstiften seines in Nürnberg

angeſeſſenen Vaters nicht für die Wiſſenſchaft beſtimmt, er betrieb das väterliche Gewerbe, und widmete die Stunden der Muſe der Beſchäftigung mit philoſophiſchen und mathematiſchen und in deren Verſtändniß einſchlagenden Disciplinen. Seine Begeiſterung für Philoſophie iſt ſo groß, als der moraliſche Stolz, da er ſeinen Gegenſtand bezwungen glaubte. Thränen der höchſten Wonne ſtürzten ihm auf **Kant's** Kritik der praktiſchen Vernunft, die er nach ſeinen Studien über **Wolf** und den mathematiſirenden **Lambert** zu Geſichte bekam. Hier lernte er, daß er Belohnung und Strafe für ſeine Handlungen nur von ſich ſelbſt zu erwarten habe, er erkennt keinen Richter außer ſich ſelbſt, und Gott ſei kein Stümper, der an ihm noch Etwas nachzuflicken fände. Sein ganzes Leben iſt eine Hymne auf die Autonomie der Vernunft. Er erkannte den Werth des Menſchen nicht eher an, bis er zu dieſer Selbſtbeſtimmung das

Bewußtſein ſeiner Würde geſteigert hatte. So ſchwärmt er, ein ächtes Kind ſeiner Zeit, die in die nüchternſte, ſchalſte Wirklichkeit ſich ausgeflacht hatte, für das Ideal der Menſchheit, lebt, wie Marquis Poſa bei **Schiller**, nicht ein Bürger dieſes Jahrhunderts, ſondern derer, die noch kommen werden. Sein Sinnen und Denken geht auf Errichtung allgemeiner Menſchenbündniſſe zur Erreichung dieſes hohen Ziels.

Bei Männern mochte es ihm nicht gelingen, darum zog er die Weiber in ſein Intereſſe. Bald ſcheint ihm Jungfer H. jene Anlagen zu beſitzen, die zur vernunftgemäßen Leitung aller Wünſche und Begierden brauchbar ſind, bald, wenn ſich dieſe über die philoſophiſche Erziehung in ihren Geiſtesbildner unvermerkt verliebt hat, Jungfer K., bald eine Andere, ſo in Nürnberg das ganze Alphabet durch. Ja noch mehr! Noch in ſeinem zweiundzwanzigſten Jahre

errichtet er, in der Voraussetzung, daß Pfaffheit und Verfolgungsgeist auf der einen, Aberwitz und Charlatanerie auf der andern Seite sich in das Regiment der Welt getheilt haben, und zumal durch Weiber, bei denen freilich der Aberglaube immer ihre beste Pflanzschule gefunden hat, ihre Herrschaft zu gründen suchen, errichtet er in Gedanken, nicht ohne Aussicht auf endliche Ausführung, einen Bund unter Frauenzimmern auf Leben und Tod. Für die eigentlich esoterisch Eingeweihten verlangt er aus folgenden Stücken bestehende Aufklärung: 1) Freiheitssinn und Weltkenntniß; 2) für Nichts Achtung als für Vernunft, und 3) Kenntniß der Medizin, wie man es an unserm Geschlecht erwartet, besonders aber Kenntniß der kosmetischen Mittel. Eine zweite Klasse brauchte nur bis zur natürlichen Religion aufgeklärt zu sein, auch würde man ihnen Kosmetika entdecken. Für die folgenden, bis auf fünf herabgeführten

Klaſſen verlange man immer nur Vorbereitung für die nächſt vorangehende: in die lezte Klaſſe brächte man leichtſinnige und abergläubiſche Perſonen.

Mit der Liebe ging es dem jungen **Erhard** immer ſo, wie den meiſten jungen Leuten, daß ſie nicht die Geliebte, ſondern die Liebe lieben. Die Verhältniſſe, die er mit Frauenzimmern bald anknüpfte, bald abbrach, waren eigentlich Experimentalerotik, wie man ſie nennen könnte. Erſt gab ihm die Liebe Gelegenheit, ſich in ſchriftlichen Aufſätzen zu üben, dann einen praktiſchen Kurſus der Philoſophie zu eröffnen. Die Tugend der Nürnbergerinnen wollte er nicht auf Unſchuld, ſondern auf die Vernunft gründen. Er will die Liebe ſeiner Wilhelmine prüfen, und nimmt ſich vor, ſie auf drei Wochen weder zu ſehen, noch an ſie zu ſchreiben, er will beobachten, welche Leidenſchaften dies in ihr erregen wird; ſind es Eiferſucht und Unwillen, ſo wollte

er sie verlassen, hält sie aber mit Sanftmuth aus, nun so wird er sie wieder lieben können. „Wehe mir, schreibt er an dieselbe Wilhelmine, wenn mein Herz nicht der Menschheit, sondern einem Mädchen angehörte; es war nur Dein, weil ich in Dir die Würde der Menschheit ehrte!“

Erhard studirte als Autodidakt in Würzburg Medizin, und promovirte noch vor dem Ablauf der gewöhnlichen Studienjahre in Altdorf. Seine Neigung entschied sich aber in seinen wissenschaftlichen Beschäftigungen noch lange immer für das Feld der abstrakten Philosophie und theoretischen Gesetzgebung. Erst nach den erneuten Aufforderungen seiner Freunde, eine seinen Fähigkeiten so sehr zusagende Wissenschaft nicht zu vernachlässigen, nachdem er überdies eine medizinische Anstellung in Berlin erhalten hatte, verfolgte er die Arzneikunde mit lebhafterem Eifer, wurde mit **Röschlaub** ein unermüdlicher Vertheidiger des

Brownianismus, in welchem Streben er ſelbſt von ſeinem Meiſter **Kant** theilweiſe Billigung erhielt.

Inzwiſchen ging die weitere Vollendung der Philoſophie an ihm wie unverſtändliche Barbarei vorüber. Gegen **Jacobi** war er ſchon früh verſucht zu ſchreiben, **Fichte** mit den Satzkapriolen des ſetzenden Ichs mußte ihm, der ſchon das Denken nicht anders dachte, als eine Erfahrung, ſonderbar vorkommen, und als eine totale Verirrung, wenn dieſer aller Erfahrung die Realität ſtreitig machte. Die Naturphiloſophie war ihm, einem empiriſchen Arzte, eine Träumerei, ihre Terminologie Tollhausſprache. Das lezte Urtheil über Fragen der Zeit, das in dieſen von **Varnhagen** mitgetheilten Briefen gefällt wird, iſt über die griechiſche Sache. Er wolle die Mode mitmachen, ſagt er, da man von kultivirten Leuten verlange, Griechenfreund zu ſein, doch ſo viel wiſſe er, die Griechen ſeien an ihrem

ed by Google

Schickſale ſelbſt Schuld geweſen; hätten ſie im zwölften Jahrhundert ſtatt der Klöſter Schulen angelegt, und die Aufklärung ſtatt des Aberglaubens befördert, ſo würden ſie nie unter die Herrſchaft der Türken gerathen ſein.

Aeußerſt wohl thun in dieſen Briefen die Bekenntniſſe einiger Freunde und Freundinnen, welch einen milden, ſegensreichen Einfluß die Schriften **Jean Paul's** auf ſie gemacht hätten. In dieſen matten Tagen, wo ſo wenig friſche Lebensquellen ſprudelten, und die meiſten aus ihren reizenden Kämpfen um die Verwirklichung eines höhern Ideals nur deſto tiefer in die troſtloſe Leere des Daſeins zurückſanken, erſcheinen ihnen jene Bilder wie Erquickung, und ſie fühlen ſich menſchlich berührt durch die milden Geſtalten der **Jean Paul**'ſchen Phantaſie. Männern, wie **Herbert**, dem die Sehnſucht nach dem Ende dieſes Lebens ſo zur Leidenſchaft wurde, daß er es durch freiwilligen

Tod beſchleunigte, auf dem der Jammer der unbefriedigten Wiſſensluſt ſeiner Zeit wie ſtarrer, kalter Winter laſtete, laben ſich an jenes Mannes ſtiller, glückſeliger Welt, und fühlen ſich ſtark genug, gegen **Erhard's** kalte Verketzerung ihren Tröſter zu vertheidigen. **Erhard** war in den lezten Tagen ſeines Lebens in ganz Berlin als ein Sonderling bekannt, mit dem ſich nur höchſt bedenklich umgehen ließ.

III.

Hamann und Jacobi.

Man hat **Hamann** einen Pan genannt, wie Sokrates von Alcibiades mit ähnlichem Vergleich belegt wurde. Es iſt bekannt, daß die ſpätern Griechen zwei Auffaſſungen dieſer Gottheit unterſchieden, eine myſtiſche und eine mythologiſche. **Hamann** entſprach beiden. Er war ein Pan

(All) voll innrer Harmonie, aber in ſeiner äußern Erſcheinung Nichts als Diſſonanz und Anomalie, Sturm, Ungewitter, Sonnenſchein. Wem iſt nicht ſeine Spruchweisheit, ſeine ſibylliniſche Weiſſagung, ſein eifernder Dogmatismus bekannt geworden? Im mythologiſchen Sinne war er ein naiver, impurer, ironiſcher Pan, Sokrates Ebenbild. Das Chriſtenthum war für ihn die höchſte Idee. Vor ſeinen ungläubigen Zeitgenoſſen bekannte er ſich zu ihm mit Freimuth und Rückſichtsloſigkeit. Wenn er den Einen eine Thorheit war, ſo mußte er den Andern ein Aergerniß werden. Eine ſolche Aufnahme war für ihn nur erhebend; ſie war ſein Stolz; denn er wußte wohl, wem ein ſolcher Mißverſtand in gleicher Weiſe begegnet war, Chriſto. **Göthe** und **Herder** haben das Verdienſt, auf den einſamen nordiſchen Magus hingewieſen, und ſeine Erſcheinung als eine im Ganzen und Großen zu erfaſſende bezeichnet zu haben.

Die Art, wie ſie es Beide thaten, iſt für ſie ſelbſt ſehr charakteriſtiſch. **Göthe** erklärte ihn, gegen die Geſchichte des Tags genommen, für eine unaufgelöſ'te Diſſonanz, in ſich ſelbſt aber ſei ſein Innerſtes auf die gegenſeitige Wechſelbedingung aller vereinzelten Kräfte begründet geweſen. Man ſieht, er hielt ihn für ein Kunſtwerk. **Herder** zog das Geiſtreiche **Hamann's** an, ſeine bunte Naturfülle und Mannichfaltigkeit. Die Schaale, das wirre Gewebe von Kernſprüchen und Wortblumen, die wie Perlen ohne innern Zuſammenhang bei **Hamann** an einander gereiht ſind, ſcheint ſein eignes Bedürfniß am meiſten befriedigt zu haben.

Hamann ſtand über ſeiner Zeit, **Jacobi** unter dem Einfluſſe der ſeinigen. Was hinderte ihn, die philoſophiſche Bildung derſelben als ſein vollſtändiges Eigenthum aufzuweiſen? Er übertraf ſeine Zeitgenoſſen an Scharfſinn und Gedankentiefe; aber unaufhörlich trieb es ihn aus dem

Mittelpunkte, indem ſich Andre beruhigten, wieder heraus. Daher iſt ſeine Philoſophie centrifugal, in beſtändiger Entſagung begriffen. Was ſo eben das Reſultat der ſcharfſinnigſten Denkoperation war, was nun in vollkommener Klarheit ſeinen Wiſſenstrieb befriedigte; das ſtand ihm bald wieder in unerreichter Ferne, das alte Mühen nimmt wieder ſeinen Anfang, das ewige: Gib mir, da ich ſtehen mag! Daher das Chriſtenthum ſein leztes Aſyl. Die Art und Kunſt **Jakobi's** kann man eine Dialektik des Gemüths nennen, ich meine den Mangel alles Syſtems, das Fragmentariſche des Geiſtreichen, das **Jean Paul** im Intereſſe der Poeſie ſo unerreichbar verfolgte. Nicht nur innerlich waren dieſe beiden Geiſter verwandt, ſondern ſie kamen auch äußerlich durch einen intereſſanten, vor einiger Zeit erſchienenen Briefwechſel in mannichfache Berührung.

IV.

Thümmel.

Thümmel gehört zu einer Gattung von Schriftstellern, die jezt ausgestorben ist, zu den liebenswürdigen. Welche Zwecke suchen heute die Autoren zu erreichen! Sie wollen die Phantasie ihrer Leser mit einer schauernden Gänsehaut überziehen; sie hüllen das Publikum in ihre tollen Erfindungen ein, und stürzen vom Nordpol zum Südpol, um in demselben Augenblicke schon wieder beim Aequator zu sein. Sie steigen, wenn sie Pedanten sind, auf die Gipfel der Alpen, man lauscht, welche Worte sie ihren Entzückungen geben werden, und sie ziehen **Kant's** Kategorientafel aus der Tasche, und beweisen uns, daß bei der Naturbetrachtung die dritte der höhern Seelenkräfte zweiter Ordnung angestrengt werde. Es gibt Schriftsteller, die sich im

lezten Kapitel ihrer Werke der Unsterblichkeit empfehlen, und im ersten dem Publikum Grobheiten sagen, wie sie sonst unerhört waren. Ja vor Kurzem hat ein französischer Humorist erklärt, seine Absicht sei, der Leser solle sechsmal seine grausamen verrückten Schilderungen wegwerfen, und sie das siebentemal doch wieder vornehmen. Das sind unsere Zeitgenossen.

Glückselige Vergangenheit! Unsere Väter erholten sich, wenn sie im Meßkatalog die drei, vier Seiten der neu erschienenen Unterhaltungsschriften mit ihren schäkernden, spaßhaften Titeln durchliefen, und wenn sie dann einen bei den Gebrüdern Jacobäern oder bei Fritschen herausgekommenen Roman zur Hand nahmen, so floß ihnen die Zeit wie ein Strom hin und sie verdauten noch einmal so gut. Dieser anmuthige, freundliche Verkehr mit dem Publikum ist jezt außer Mode gekommen. Man will bewundert,

nicht geliebt ſein. Das Genie kennt keine Regel, als ſeine eigenen Sprünge; dieſe gelten für die Geſetze der Schönheit. Wer ſtiege noch herab in die kleine Welt der kleinen Leidenſchaften, der gutmüthigen Wünſche, der beſcheidenen Triebe! Wer vermöchte von der Liebe noch zu ſprechen, wie von einer Erfahrung, die unſer Herz alle Tage macht, von der Liebe, die in den Köpfen unſerer heutigen Autoren eine Fabel geworden iſt, die man am tiefſinnigſten zu erklären glaubt, wenn man ſie mit der Entſagung enden läßt! Wer getraute ſich noch die Räthſel des Platoniſchen Dreiecks auf die einfachſte Art zu löſen, und von gewiſſen Begierden menſchlich zu reden, über die die Fauſt's und die modernen Don Juan's ſo viel Göttliches gefaſelt haben! Ueber den Muſen hat man die Grazien vergeſſen.

Thümmel und **Wieland** haben allerdings auch in

ihrer Art eine Manier veranlaßt. Die ſchalkhaften Streiche des kleinen Liebesgotts haben ſich ſpäter ſo in's Unendliche gehäuft, daß man kaum noch über ſie lachen konnte. Die Poeſie der Strumpfbänder und der Nachthauben, die Intriguen hinter der Gardine, die komiſchen Eheſtandsſcenen, die unſchuldigen Ehebrüche en miniature, wie lange konnten ſie allerliebſt bleiben? Die **Prätzel**, die **Laun**, die **Langbein** mit ihren grotesken Abenteuern, ihren vom Bock geſtoßenen Paſtoren, dieſem ewigen: Jungfer Lieschen, weißt du was, komm mit mir in's grüne Gras! wurden auf die Länge unausſtehlich fad. Die Grazie und Anmuth eines **Wieland** ſind in dieſem Bereiche ſpäter ſo unerreicht geblieben, als der Witz und die geiſtreiche Laune **Thümmels**.

Thümmels bürgerliche Stellung, die ihn bekanntlich in die nächſten Berührungen mit höchſten und allerhöchſten Perſonen brachte, war für den Charakter ſeiner Muſe

entſcheidend. In einer noch ſo auffallenden Barbarei der deutſchen Literatur, wie ſie theilweiſe das dritte Viertel des vorigen Jahrhunderts zeigte, bedurfte es der ſeltenſten Verhältniſſe, um zu einer ſo ausgezeichneten Meiſterſchaft zu gelangen, wie ſie in **Thümmels** Lebensanſicht und Ausdrucksweiſe unbeſtreitbar iſt. Dieſe Einflüſſe ſeiner Erziehung und ſeines Umgangs waren es auch, die ſich bei **Thümmel** mit einer fröhlichen, heitern Laune geſellten, wie ſie allein ein Geſchenk der Natur ſein konnte. **Thümmel** überraſcht uns durch ſeine Kenntniß der fremden Literatur eben ſo ſehr, wie durch ſeine Beobachtungsgabe, die immer die Folge einer ſorgenloſen Erziehung und Lebensweiſe ſein wird. Wie ſchwer wird es den Schriftſtellern jener Periode, ſich von den läſtigen Einflüſſen ihrer Herkunft und ihrer bürgerlichen Lage zu befreien! Bei den Flügen ihrer Phantaſie klebt ihnen immer noch etwas Telluriſches an den

Füßen, ſie zupfen ſich verlegen an den Manſchetten, wenn ſie in den Tempel der Muſen treten, und können bei allen Gerichten, die ſie, an die Tafel der Himmliſchen gezogen, genießen ſollen, einen hartnäckigen Beigeſchmack von Kartoffeln in ihrem Gaumen nicht überwinden. Das ſind Unbequemlichkeiten, von denen man ſich in jener Zeit nicht leicht befreien konnte, und die nur den nicht ſtörten, dem die Vortheile eines höhern Standes zu Nutze kamen. **Thümmel** war ein Bevorrechteter, aber ſeine vorurtheilsfreie Einſicht verhinderte ihn, darauf ſtolz zu ſein. **Thümmel** war in gewiſſem Sinne Ariſtokrat, wenn man ſich dieſes Ausdrucks vor der Revolution bedienen darf, aber er ſtand ganz auf der Höhe, die Schwächen der höhern Stände zu beobachten, und beſaß den für jene Zeiten ſeltenen Muth, dieſe mit oft herbem Spott aufzudecken. Seine geiſtreiche Wilhelmine iſt der beißendſte Spott auf die

damaligen Höfe mit ihren Maitreſſen, Intriguen, Feſtivitäten, Kammerherren, Hofmarſchallen. Er zeigt uns die komiſche Seite davon, während **Schiller** in Kabale und Liebe die tragiſche zeigt. Auf dieſem politiſchen Gebiete wird **Thümmel** zuweilen bitter. Sonſt liebt er zu ſpielen; ſein Humor kämpft nur mit den leichteſten Waffen. Er wirft ſo viel Blumen über den Gegner, bis dieſer erſtickt. Wenn **Thümmel** anfängt, ſich luſtig zu machen, ſo iſt es gewöhnlich über ſich ſelbſt. Er nennt ſeine Satyre einen Hund, der von der Kette gelaſſen, ſeinem Herrn zuerſt in das Bein fährt.

Die Inokulation der Liebe iſt ein Scherz in dieſer anmuthigen, verblümten Manier, die ſpäter ſo viele ungeſchickte Nachahmer gefunden hat. Auch hier, wie überall bei **Thümmel**, wird das bewußtloſe, naive Pflücken und Koſten der verbotenen Frucht mit unübertroffenem Reize

geſchildert. Eben ſo einfach iſt die Situation in **Thümmels** berühmter Wilhelmine. In dieſem durch den geſchmackvollſten Styl ausgezeichneten proſaiſchen Heldengedichte herrſcht dieſelbe Diskretion des Stillſchweigens, derſelbe Zauber der Mäßigung in Verhältniſſen, die um ſo anziehender ſind, je weniger man ihre nackte Wahrheit aufdeckt. Nichts kann jene Zeit, wo man durch die Schürze der gutsherrlichen Kammerzofe zu einer Pfarre und zur Superintendur gelangen mußte, mehr veranſchaulichen, als dies Meiſterſtück der komiſchen Muſe, das durch die Affektation der Homer'ſchen Erhabenheit einen blendenden Effekt macht.

Thümmels Hauptwerk iſt die Reiſe in Frankreichs mittägliche Gegenden, die Reiſe eines Hypochonders, eines ſchlechten Verdauers, der ſich und ſeine Laune und ſeinen Magen durch die Sonne und die Weine und die Mädchen Frankreichs heilen will. Hier hat **Thümmel** alle Schleuſen

ſeines reichen Geiſtes geöffnet. Feine Bemerkungen über die Sitten der Zeit, Schilderungen reizender Gegenden und gefälliger Charaktere wechſeln mit den anziehendſten Epiſoden ab, mit ſatyriſchen und verliebten Paſſagen, mit den drolligen Abenteuern, die ihm entweder wirklich begegnet ſind, oder die er mit erfinderiſcher Kunſt erſonnen hat. Ich habe bei dieſem Kleinode unſerer Literatur nur zwei Wünſche niemals unterdrücken können, den einen um eine größere Kürze gegen das Ende hin, und den andern um Gerechtigkeit gegen ſich ſelbſt und das reizendſte Geſchöpf ſeiner Phantaſie, gegen Klärchen von Avignon. Unſre Neueren ſind noch alle an der Aufgabe, die weibliche Unſchuld zu ſchildern, geſcheitert, einer Anfgabe, die der unkeuſche **Thümmel** durch die Darſtellung ſeines Aufenthalts in Avignon längſt gelöſ't hat. Klärchen, das katholiſch-fromme Klärchen, deſſen höchſte Wonne das

Strumpfband der Mutter Gottes, ein Auktionsstück, ist, dürfte unter allen von der Phantasie eines Dichters gebornen weiblichen Wesen das einzige sein, dem gegründete Rechte auf die Myrtenkrone der Unschuld zustehen. Warum hat **Thümmel** an diesen kindlichen Engel, den er mit lüsterner Verführung umflattert, selbst nicht glauben wollen? Warum hat er diesen himmlischen Zauber zerstört und aus Dem Verstellung gemacht, was ein Triumph der reinsten Natur war? Dieser Mißgriff hat sich an dem Dichter gerächt. Die Reise verliert ihr Interesse, nachdem Klärchen für ein trügerisches Phantom erklärt ist, viele Partieen sind langweilig und **Thümmel** muß seine ganze Laune aufbieten, den erzürnten Leser wieder zu versöhnen.

V.

Fichte.

Die meiſten Moralphiloſophen (und **Fichte** war nur ein Moralphiloſoph) haben die Prinzipien des Handelns eher aus dem Monde deducirt, als aus den entweder an ſich ſelbſt, oder an Andern erkannten Bedürfniſſen, nicht nur zu handeln, ſondern auch recht zu handeln. Von Ariſtoteles moraliſchem Juſtemilieu an bis auf **Kant's** kategoriſchen Imperativ läßt ſich vergebens ein Moralprinzip auf die Quelle eigener Erfahrung zurückführen. Will man die Glückſeligkeitstheorien nennen, ſo zeigen uns dieſe den Philoſophen nur leidend und empfangend, alſo nicht einmal als Mann. **Fichte** erſt huldigte der höchſten Autorität der Philoſophie auf beidem Wege, nicht nur, daß er ſeinem Drange und Triebe nach offener Bewährung ſeiner Kraft

die Weihe rationeller Wahrheit verlieh, ſondern daß er auch ſpäter im vollen Beſitz ſeiner Lehre jede Regung der Leidenſchaft, jeden Wunſch des Herzens an ſie verwies, und Nichts thun wollte, was ihm ſein Geſetz zu thun nicht gebot. Und dieſe Beruhigung und innere Rechtfertigung wird ewig das Wahre im Bedürfniß zur Philoſophie bleiben, gleichviel ob ſie in dieſer beſtimmten Form gerade Dieſem oder Jenem oder Allen genügt, wenn es ſich nur um ein Geſetz handelt, in dem man ſich ſelbſt, die eigenſten Bedürfniſſe ſeines Herzens als Initiative und conſtituirende Gewalt wieder erkennt.

Erſt nach mannichfaltigen Erfahrungen, die ihm ſowohl ein tiefbewegtes inneres Leben, als die großartige Geſchichte ſeiner Zeit darbot, kam **Fichte** zu den Elementen einer Lehre, die er ſpäter zu einer bewundernswürdigen Conſequenz erhob, ſo daß er ihr ſeinen eigenen biedern und

geraden Sinn aufzuprägen schien. Sein Ich, das in der Geschichte der Philosophie den Uebergangspunkt neuerer Entwickelungen bezeichnet, hat sich längst, ich möchte sagen, Antithesis des Nichtich gebrochen. Doch, was aus den welken morschen Trümmern dieser gesunkenen Himmelseiche als gerettetes Samenkorn sich erhalten hat, ist Etwas, das seine Gegner zwar schon längst in jener Totalperson versteckt glaubten, es aber als das **Fichte**'sche nicht zu ehren wußten, nämlich das bescheidene Ich des Individuums. So werden die Formen und lezten Gründe unserer Handlungen wie welke Hüllen und Schaalen immer zurückgelassen, die Geschichte kann nur über Thaten und ihre Folgen Gericht halten. —

Fichte fand in seinem Leben vielfache Gelegenheit, die eiserne Beharrlichkeit und Ausdauer seines Muths zu bewähren. Nicht nur seine persönlichen Schicksale, die

gänzliche Verlaſſenheit ſeiner Jugend, getäuſchte Hoffnungen, nicht anerkannte Verdienſte, vereitelte Lebenspläne, die Unbillen während ſeiner Jenaer Profeſſur, ſeine Entlaſſung und ungewiſſe Lebensausſicht, ſondern auch das öffentliche Unglück der Zeit ertrug er mit einer Faſſung und Männlichkeit, die den Beweis führen konnte, daß eine jede Lehre in dem Gemüthe Deſſen, der ſie zu dem innerſten Nerv ſeiner Lebenskraft zu machen verſteht, das Siegel und Gepräge ihrer Wahrheit findet. **Fichte** gehört zu den wenigen Erſcheinungen im Gebiete der deutſchen Literatur, die die bewegten Räume der äußern Welt als die rechten Meditations- und Studien-Oerter anerkennen. Man weiß nicht, ob man mehr dieſe erhabene Sehnſucht, durch Wort und That für ſeine Zeit zu wirken, ſchon in ſeinen erſten Aeußerungen bewundern, oder einen Schauplatz anklagen ſoll, der ſo wenig geeignet war und noch iſt, die Energie des

Einzelnen durch großartige Verhältniſſe zu entzünden, und dem Feuereifer Stoff und Nahrung zu geben.

Solche zurückgeſchlagenen Kräfte haben ſich daher zu allen Zeiten an den Theil des Volkes zu wenden geſucht, der jedem Eindrucke offen ſteht, und der Annahme fremder Einflüſſe weder ſchon Anerzogenes, noch einen freien Willen entgegenſtellen kann. Plato konnte die Ideen ſeiner Republik nur durch die planmäßige Erziehung ihrer Stände verwirklicht ſehen; das Chriſtenthum wandte ſich am erfolgreichſten an Weiber und Unmündige; **Rouſſeau** annullirte ſämmtliche dem Menſchen ſeiner Zeit anerzogenen und angelehrten Prädikate, Kenntniſſe und Fähigkeiten, und zog ſich in die Anfänge aller Menſchenbildung, in die nackte Unſchuld zurück.

Von derſelben Nothwendigkeit war **Fichte** nach **Peſtalozzi's** Vorgang für Deutſchland ergriffen, und zur

Ausführung seines Zieles mußte die tiefe Schmach des Vaterlandes, das gänzliche Dahinschwinden jeder Hoffnung auf eine Verbesserung der allgemeinen Lage aus eigener Kraft ein spornender Antrieb sein. Man wird von Bewunderung für den edlen Mann und tiefster Rührung hingerissen, wenn man in seinen Reden an die deutsche Nation die Aufforderung an Deutschlands Fürsten liest, sich persönlich diesem Plane einer totalen Bildungsreform zu stellen. Würden sie ausbleiben, so solle man zu den Kindern des Bürgers gehen, und verweigere auch der die seinen, so blieben ja noch die Waisen und Findelkinder übrig; sie würden das Vaterland befreien! Man wird diese Ueberzeugung und Fichte's Einfluß auf die Begeisterung der deutschen Jugend jener Zeit, und namentlich auf die Stellung des Preußischen Staates zu ihr, ewig zu schätzen haben.

VI.

Julius Schneller.

Wie viel kleines Detail gehört doch dazu, daß man einmal aushauchen kann: ich habe gelebt! Aus der von **Ernst Münch** herausgegebenen Biographie **Julius Schneller's** und den ihr angehängten Briefen sieht man, wie viel fremde und eigene Existenz, wie viel Schicksale und Kleinigkeiten man consumirt, um zu leben. Wie zerspaltet sich hier Alles in Besuche, Gehen und Kommen, in Audienzen, Briefe und Briefchen, Aerger, Spaß und Spaziergänge! Es ist eine Mosaik von zahllosen bunten Steinbröckeln, die sich da zu einem Gemälde zusammensetzen muß: es ist so wenig Großes, Erschütterndes, Schöpferisches, und doch so viel Hast, so großer Mangel an Athem, so viel Verwirrung, Thürzuschlagen und Lärm, daß man erstaunt, wo

zu all der Lebendigkeit nur die Zeit hergekommen ist. Ist das bei uns Allen so? Eine Thatsache, die wir nur selbst nicht bemerken, die aber dem Beobachter nicht entgehen kann? Nein, man muß doch Oesterreich kennen, um ein Leben, wie das hier von **Münch** beschriebene, zu verstehen.

Ein Prager, Gratzer oder Brünner Professor ist ein Mann, der in einem schwäbisch-populären Style Bücher geschrieben hat, die draußen im Reich, was den Inhalt betrifft, immer um ein Menschenalter zu spät kommen. Das hindert aber gar Nichts, daß diese Leute nicht im Umgange die erquickendsten Menschen wären. Sie besitzen eine unverwüstliche Liebenswürdigkeit. Wo du sie haben willst, da sind sie, jede Stunde ist ihnen recht. Zu dem Thor hinaus? Gut. Nein, da hinaus? Herrlich. Oder vielleicht hier? Charmant. So Etwas gibt es in ganz Europa nicht wieder, am wenigsten in Deutschland. Diese Herren kleiden

ſich nie modiſch, aber immer ſauber; ſie verbreiten um ſich her Kultur und Vergnügen, ſie ſind überall gern geſehen, und wälzen ſich in Bekanntſchaften. Kein Ball ohne ſie. Sie ſelbſt ſind Mode. Man erwartet ſie in den adeligen Häuſern jeden Morgen zur Viſite, und iſt immer gewiß, etwas Neues, Schnackiſches zu hören und aus der weiten Rocktaſche ein ſaubres Buch für die Comteſſe zur Unterhaltung ziehen zu ſehen. Wenn irgend Etwas noch an die Zeit der franzöſiſchen Abbé's erinnern kann, ſo ſind es dieſe öſterreichiſchen Profeſſoren, welche von der Regierung eigens dafür bezahlt werden, daß ſie ganze Städte geſcheidt und glücklich machen.

Julius Schneller gehörte zu dieſen Allerweltsmenſchen. Obgleich vom Rheine gebürtig, hatte er doch ganz das ſtereotype Weſen eines k. k. Gelehrten angenommen. Er lachte mit den Lachenden, weinte mit den Weinenden,

machte Witze, rezenſirte die geſtrige Oper, räſonnirte über neueſte Literatur und Zeitungsgeſchichte, war galant, geſchmackvoll, überraſchte die Schönheit mit Blumen und Gedichten, kurz er war in Gratz der Mann des Tages, und lief dreimal um den großen Berg, der in der Mitte der Stadt liegt, herum, wenn er wußte, Jemanden damit einen Gefallen zu thun. Die Empfindſamkeit beſuchte er des Nachts, wenn Alles ſchlief, und ſchwärmte mit ihr; dem Unterrichteten ſchenkte er den Beifall, den er verdiente, dem Eiteln gab er einige Lobſprüche, die ihn Nichts koſteten; und das Unzulängliche, namentlich auf den Bretern der Bühne, tadelte er mit Schonung, wie ſehr ſich auch Seydelmann in dem Briefwechſel beklagt. Und das Alles war ohne Serviliſmus und Schweifwedelei; reiner Inſtinkt der Natur, angebornes Umgangstalent.

Zu all der Humanität, zu all den Späßen und Wieneriſch-

komiſchen Komplimenten kam aber leider ein Uebelſtand, **Schneller's** Freimüthigkeit, ſein Joſephinismus. Er haßte die Pfaffen, liebte **Kant**, die reine und die praktiſche Vernunft, ſchrieb gegen den Myſticismus, hielt Napoleon für einen großen, den Herrn **von Hormayr** aber für einen ſehr kleinen Mann, und **Gentz** war ſein Feind. Ich glaube, **Schneller's** ganze Manier war **Gentz**, dem Norddeutſchen zuwider. Er hintertrieb die literariſche Thätigkeit des Gratzer Profeſſors: es kam zu ſehr intereſſanten Debatten, welche im Buche nachzuleſen ſind. **Schneller** behauptete lächerlicher Weiſe, **Gentz** ſei auf ſeinen Ruhm eiferſüchtig, und übernahm zulezt eine Badiſche Profeſſur in Freiburg. Seine Theilnahme an den Vorkämpfen des Liberalismus und beſonders an der Berichtigung der deutſchen Urtheile über die Julirevolution ſind bekannt, und nur dies erlauben wir uns noch hinzuzufügen, was in dem

vorliegenden Buche allerdings nur halb zu finden iſt: **Schneller** war als Menſch der liebenswürdigſte im Umgang, und eine wahre Freude des Daſeins für ſeine Bekannte. Als Schriftſteller ſchrieb er einen lebhaften, oft rhetoriſchen und ſchwülſtigen Styl und gab überhaupt Bücher heraus, welche ſich weder durch Neuheit der Gedanken, noch eine beſondere Tiefe der Auffaſſung, ſondern einzig und allein durch ihre lobenswerthe Tendenz auszeichneten.

VII.

Schleiermacher.

Seit einigen Jahren mäht der Tod in den Reihen der deutſchen Männer, welche ein in verſchwundenen Zeiten erworbenes Kapital an Ruhm ſorgfältig angelegt haben. Nach

der Julirevolution ſah ſich das Vaterland nach dieſen großen Gelehrten, Weltweiſen und Staatskundigen um, und konnte ſie nicht finden, die ſich mit den Renten ihrer Vergangenheit von dem ernſten Schauplatz der Begebenheiten geflüchtet hatten; allein der Tod forſchte nicht vergebens nach ihnen; der Tod berührte leiſe ſeine Opfer: **Barthold Niebuhr, Georg Hegel, Franz Paſſow,** und manchen Andern, an deſſen Namen ſich reiche und freudige Erinnerungen von ehemals knüpfen. Die Greiſenſchaar des deutſchen Ruhms wird immer lichter, und das lezte geheimnißvolle ſchwarze Band, das die einzelnen Häupter zuſammenhält, zieht ſich immer enger zuſammen.

Und wie ſie hinſterben, dieſe hehren Geſtalten — ſehen wir das Vaterland klagend an ihre Grabesurne treten? Wo iſt der Schmerz, dem es ſich hingebe ungetröſtet? **Wo die Thräne, die ein vertrauensvolles Wort ſtillen**

by Google

könnte? Kein Schmerz, keine Thräne; nur ein ſtummer Schauer.

Aber in dieſer Sprachloſigkeit liegt noch mehr, als in der Apathie, die am Grabe **Göthe's** ſtand. **Göthe** war einem Theile ſeiner Zeitgenoſſen längſt verſtorben; er hatte ſie durch ſein langes Leben bereits ermüdet. Weit anders bei dem Tode dieſer mächtigen Geiſter, welche in den früheren Tagen aus ihren der Wiſſenſchaft geweihten Muſeen herausgetreten waren, und die Sache des Vaterlandes hatten erklären, ſchützen, die ihr hatten ſiegen helfen! Lebten dieſe Männer noch, als ihre einſt ſo feurigen Zungen plötzlich verſtummten, und die beredteſten Worte auf ihnen erſtorben waren? Da war das verworrene Deutſchland, da hatte ſich die Jugend an ihre Lehrer wollen anlehnen, dieſelbe Jugend, welche ſich ſpäter tollkühn in die Gefängniſſe ſtürzte? Wer wußte ſie, als ſie noch nicht reif waren, zu lenken?

Die jungen Männer wollten die Söhne ihres Geiſtes ſein, und entarteten ſie da nicht erſt, als ſie von ihren Vätern enterbt wurden? Man kann nicht läugnen, daß ſeitdem eine entſchiedene Lauheit gegen unſere Notabilitäten eingetreten iſt. Sowohl Diejenigen, deren Schülerſchaft ſie nicht duldeten, als jene Andern, denen ihre Weigerung und Inkonſequenz zu Gute kam, beide Parteien gaben dem alten Ruhme wenig Gehör, und man kann ſagen, daß dieſe Erfahrung den Meiſten an's Leben gegangen iſt.

Schleiermachers innere Kraft ſchien unzerſtörbar, und doch waren namentlich für ihn die Ereigniſſe ſeit der Julirevolution Todesſtöße. Wie felſenhart **Schleiermachers** Charakter war, ſo reichte ſeine Kraft doch nur aus, ſich ſelbſt zu beherrſchen. Die Begegniſſe zerrütteten ihn, nicht, weil er ſich dem Schmerze unmännlich hingab, ſondern weil er ihn fühlte, weil er ihn nicht wegläugnen konnte, eben

ſo wenig, wie jene theologiſchen Begriffe, an die er nicht glaubte, und die zu widerlegen er doch ſo viel weitläuftige Dialektik ausſpann.

Wer mit **Schleiermacher** je in Berührung gekommen iſt, wird immer bereit ſein, zuerſt von ſeinem centripetalen, unverrückten Verſtande zu ſprechen. Um ſein ganzes Weſen hatte ſich die logiſche Folgerichtigkeit wie eine Rinde gelegt; es war eine zerſtöreriſche, entmuthigende Kraft, die von ihm ausging. Wie es aber bei Menſchen ſeiner Natur eine immer wiederkehrende Erſcheinung iſt, ſo hatte er bei aller logiſchen Iſolirung doch ein moraliſches Bedürfniß der Hingebung, das vielleicht nie fordernd, verlangend bei ihm zum Vorſchein gekommen iſt, wohl aber in den geheimen Saiten ſeines Weſens wiedertönte. Wer ihn in den drei lezten Jahren ſeines Lebens zu beobachten Gelegenheit hatte, wird eine oft in ihm hervorquellende Wehmuth bezeugen

können, ein Unterliegen, eine Unmacht, gegen den Schmerz anzukämpfen, die Mitleid erregte. Ein häuslicher Unglücksfall gab zu dieser Stimmung die erste Veranlassung her, oder um mich richtiger auszudrücken, der Tod seines einzigen Sohnes riß die Schleußen fort, welche noch die Gefühle und Selbstgeständnisse eines, vielleicht wußt' er selbst nicht wie, gebrochenen Daseins zurückdämmten. Es war eine kleine Gemeinde, die er noch zu elektrisiren vermochte und vor deren Oeffentlichkeit er seitdem immer mit dem Gefühl einer Verklärung und eines Bedürfnisses der Mittheilung getreten ist. Seine zahlreichen Zuhörer, die Elite der Bildung Berlins, hatten ihm bei dem häuslichen Mißgeschick eine Theilnahme bewiesen, die ihn eben so vernichtete, wie sie ihm wohlthat. Zum ersten Mal in seinem Leben, in diesem platonischen Kunstwerke weise berechnender Abwägung seiner Daseinsmomente, hatte er sich gestehen

müſſen, daß er des Troſtes bedürfe und der künſtliche Bau einer ſtolzen Vergangenheit bricht morſch zuſammen. **Schleiermacher** predigte ſeitdem mit einer rührenden Freudigkeit in ſeiner Kirche. Die Anlage ſeiner meiſterhaften Vorträge war ihrem Schematismus nach zwar dieſelbe geblieben, aber Ton, Haltung, die ganze Auflöſung ſeiner dialektiſchen Räthſel war verändert. Man wollte es nicht glauben, konnte ſich aber jeden Sonntag davon überzeugen, daß **Schleiermacher** die Kanzel nicht mehr ohne Thränen verließ.

Wir geben zu, daß der Verluſt ſeines Sohnes und die Ahnung ſeines eigenen Todes zu einer ſolchen Stimmung viel beitrugen, möchten aber Denen nicht beipflichten, welche ſie außerdem zum größten Theil in einer Wendung ſeiner theologiſchen Studien und Reſultate erklärt finden wollen. Es iſt wahr, daß ihn die Nothwendigkeit, ſeinen hartnäckig

gegen die Domagende geführten Kampf fallen laſſen zu müſſen, ferner die kurz vor der Julius-Revolution vorgefallene Halle'ſche Denunciation, welche die Einmiſchung des Staats in den Streit der Kirche rief, ja vielleicht ſelbſt die erneute Ausgabe ſeines Syſtems der chriſtlichen Glaubenslehre mit all den kritiſchen Ungelegenheiten, welche in Deutſchland die Erſcheinung eines neuen Buches zu begleiten pflegen, unangenehm berührten. Es iſt wahr, daß ihn die theologiſche Parteiung, die Appellation an die Laien, die rückſichtsloſe Abſonderung in rationaliſtiſche und ſupernaturale Syſteme, und das Drängen der Umſtände, ſich auf irgend eine Seite hinzugeben, in trübe Stimmung verſezte. Allein wir glauben an keine Inkonſequenz theologiſcher Meinungen bei einem Gelehrten, der in ſeinen erſten Schriften, in ſeiner erſten Begrüßung des deutſchen Publikums ſchon all die Keime ahnen ließ, welche ſpäter zu

bewundernswürdiger Vollendung gediehen, und noch weniger bei einem Philoſophen, in deſſen dialektiſchen Prinzipien ſich keine Momente der Ruhe und der ſtarren, dogmatiſchen Abſchließung vorfinden. Die auffallend dringliche Anempfehlung eines lebendigen, und doch reſignirenden, die Welt opfernden Chriſtenthums, die wir in **Schleiermacher's** lezter Kanzelwirkſamkeit finden, hatte einen tiefern Grund, und hing mit den Bemerkungen zuſammen, welche dieſe Worte des Gedächtniſſes eröffneten.

Die Begebenheiten der drei lezten Jahre paßten nicht mehr in die Berechnung, welche auch **Schleiermacher** von ſeinem Leben gemacht hatte. Es ſtörte ihn, wenn man ihm öffentliche Zumuthungen machte; er wollte von den Parteien nicht citirt ſein, und widerrief ſogar öffentlich eine Nachricht, welche ein franzöſiſches Blatt über ſeine politiſche Meinung gegeben hatte, mit witzigen aber matten Worten

in der preußiſchen Staatszeitung. All die früheren offiziellen Mißverhältniſſe waren in der That gehoben, ſeine Regierung hatte Vertrauen zu ihm, **Schleiermacher** wurde bei Hofe gern geſehen, und ſeines Königs Huld verlieh ihm in einem Orden eine überraſchende Auszeichnung. **Schleiermacher** hatte die Wendung, welche die jüngſte Aufregung nehmen würde, kaum geahnt; er ſtand den Tendenzen des Tags mit offenem Bekenntniß gegenüber. Allen ſeinen öffentlichen Vorträgen gab er von jezt an eine Richtung, welche ſich entſchieden gegen das Drohende, Nächſte, wandte. Er mag nicht ſo weit gegangen ſein, wie **Niebuhr**, der eine neue Barbarei fürchtete, aber **Schleiermacher** ſah ein, daß die Zeit Nichts mehr für ihn thäte. Die Impulſe, welche das öffentliche Leben erhielt, kamen von einer Seite her, die mit ſeinen ideellen Beſtrebungen in gar keiner Verbindung ſtand. Das Terrain hatte ſich

verändert, die Fragen waren auf eine verbrecherische Spitze getrieben, alle Voraussetzungen, unter denen ein Mann, wie **Schleiermacher** noch hätte wirken können, waren in der Hast des Augenblicks eingestürzt. **Niebuhr** fürchtete, man würde keine Achtung mehr vor den Forschungen der Gelehrsamkeit haben: **Schleiermacher**, man würde in Kurzem nach den Tugenden des menschlichen Herzens, nach Liebe, Vertrauen, Treue vergeblich fragen. Dies ist der Schmerz, der den Verstorbenen in seinem lezten Lebensjahre verfolgte. Darum klammerte er sich an das Christenthum, darum weinte er, wenn er den zweiten Theil seiner Vorträge beendet hatte, und zur Schlußfolgerung und Exhortation an seine Zuhörer überging. Er frug nicht, wo ist Plato, wo sind Sokrates und Christus? Wo sind die Thatsachen des Herzens? Wo die Hoffnungen der Zukunft? Denn er wußte wohl, daß das Leben mit der Idee niemals

in unmittelbarer Berührung ſteht. Aber die Brücken, welche vom Einen in das Andre führten, ſah er überall abgeriſſen, er verzweifelte, an den übermüthigen Intereſſen des Augenblicks einen Geſichtspunkt zu entdecken, der eine Ausſicht in die höheren Regionen der Humanität öffnete; er reſignirte, ſchloß Auge und Ohr und flehte eine Gemeinde mit Thränen an, Nichts zu thun, als zu reſigniren, Aug und Ohr zu ſchließen. Seine Rede gewann in ſolchen Augenblicken einen hinreißenden Zauber. Er ließ Alles, womit die Theologie ſeit Jahrhunderten den Namen Chriſti verhüllt hat, zur Seite liegen, und trat mit faſt ſchwärmeriſcher Zuverſicht der unmittelbaren Erſcheinung des Erlöſers immer näher, bis er (und ſo ging ſeine Hingebung in ein dogmatiſches Bedürfniß über) in des Gottmenſchen Leibhaftigkeit, Perſönlichkeit, in der ganzen Wirklichkeit, wie ihn Thomas nach der Auferſtehung ſah, ſchwelgen konnte.

Schleiermacher ſtand auf dem Punkte, Alles aufzugeben, wenn er nur Chriſtus rettete.

Ich kann hier nicht unterlaſſen, noch einen beſondern, tiefen, zerſtörenden Eindruck zu erwähnen, den auf **Schleiermacher** eine traurige Erfahrung der Tagsgeſchichte machte. Wie er ſich überredete, daß die Welt nun bald nur noch von materiellen Intereſſen werde bewegt werden, ſo ſchien ihm die Cholera gerade eine ekelhafte Konſequenz dieſer Richtung, ein Einbruch telluriſcher Kräfte, eine dämoniſche Plage, welche im unmittelbaren Gefolge der ſiegenden unmoraliſchen Tendenzen gehe. Man kann wohl ſagen, daß Wenige das gränzenloſe Unglück der Cholera ſo tief empfunden haben, als **Schleiermacher**, den ſeine Stellung als chriſtlicher Lehrer zwang, auf den blaſſen, ermattenden Gedanken der Seuche öfters abhandelnd einzugehen. Sein Idealismus konnte Alles ertragen, Krieg, Noth, andere

Uebel, gegen welche ſich die Menſchheit wohl zu wappnen verſteht, aber die Cholera, dieſer ſchmutzige, ekle Tod, die Hilfloſigkeit, mit der man ſie erwartete, der peſtartige Anhauch, der auf alles uns Umgebende und Belebende von ihr überging, dies dünkte ihm eine faſt höhniſche Reaktion der Materie gegen die Idee, eine Konſequenz des Zeitgeiſtes und ſeiner leichtſinnigen Orgien. Von dieſer ſchmerzhaften Ueberzeugung waren ſeine öffentlichen Vorträge wehmüthig durchdrungen. Er vermochte dem mächtigen Unbehagen, das auf ſeine ſaubere, reinliche Seele eindrang, nicht mehr Widerſtand zu leiſten, und fand nur Troſt in jenem lezten Grunde, deſſen wir ſchon Erwähnung thaten. Es war dann zuweilen eine lächelnde, ſeinen Thränen ſich entringende Hoffnung, wie vielleicht die Summe des hereinbrechenden Materialismus, die Seuche, die Menſchen wieder zu Liebe und Eintracht zurückführen könnte, daß ſie ſich unter

einander Beistand leisteten, und Einer dem Andern wieder Opfer der Liebe brächte. Dies ist ein Beispiel seiner lezten Dialektik. Männer dagegen, welche noch den Muth besaßen, jeder Erscheinung des Lebens in's Auge zu sehen, welche in der einbrechenden Aufregung ein Gesetz der Nothwendigkeit fanden, und in allen Ausschweifungen der Leidenschaft nur die Zufälligkeit der Gährung — die Lebenslust, das freudige Vertrauen, der Siegesjubel der Jugend hielt sich seitdem von **Schleiermacher**, dem zerstoßenen Rohre, entfernt. Seine Hilflosigkeit hörte auf zu rühren, da er ihr sein Leben und sein thätiges Christenthum opferte. Kaum vernarbte Wunden brachen in seiner Nähe wieder auf. So wirkte er, der Starke, zulezt ermattend, erschlaffend. —

Zum Schluß erklären wir, wohl den Widerspruch zu kennen, der gegen diese Darstellung **Schleiermacher's**

von ſeinen Schülern, ſeinen Umgebungen, ſeinen Gemeindegliedern erhoben werden könnte und erhoben iſt. Allein es war uns nicht darum zu thun, die unvergeßlichen hohen Tugenden und Vorzüge des Trefflichen, eine allgemeine, unangefochtene Anerkennung, die dem Gelehrten, dem Lehrer, dem Redner gebührte, hier wiederzugeben, ſondern ihn als ein Glied der ſich immer mehr löſenden Kette unſerer großen Männer zu betrachten, als einen öffentlichen Charakter, der zu wenig Stubenmenſch war, um ſich in ſeine wiſſenſchaftlichen Gebäude zurückzuziehen, ſondern der mit der Zeit fortlebte, ja ſelbſt auf ſie eingewirkt hatte. Wenn ſpätere Zeiten ſich auf **Schleiermacher** berufen, ſo iſt es wichtig, die verſchiedenen Geſichtspunkte zu kennen, unter welchen derſelbe ſcheint aufgefaßt werden zu müſſen.

VIII.

Jahn.

Die neuerlich erſchienenen Denkniſſe eines Deutſchen könnten auch Memoiren eines Ungeleckten heißen, oder eines Bären, oder Memoiren eines Vierſchröters. Kurz es ſind Anekdoten oder Läuſchchen aus dem Leben des alten Gymnaſten und ewigen Gymnaſiaſten **Jahn**. Er kann nicht Ruhe halten, der Alte. Er will noch immer mitmachen. Verdient er es? Nein, er iſt ſich ſelbſt untreu geworden und ſeinen Grundſätzen inconſequent. Denn hör' es, Deutſchland, **Jahn**, der Mann der Natur, des Urwalds, der Eichelkoſt, **Jahn**, der Teutone, **Jahn**, der Longobarde — ſchnupft, ſchnupft Tabak; recht was man Tabakſchnupfen nennt! **Jahn** ſelbſt fühlt, wie gewiſſenlos dies gehandelt iſt, und ſein erſtes Wort an die jungen

Halliſchen Studenten, welche ihn beſuchen, pflegt zu ſein: „Stoße dich, Jüngling, nicht an meiner verfluchten Naſe! Die iſt das einzige Glied meines Körpers, das ſich dem Dienſte des Vaterlandes entzogen hat. Dieſe Naſe iſt für die deutſche Freiheit verloren; denn höre, du Wackerer, ich ſchnupfe. Warum? Warum? O, ich Jämmerlicher; aber vergib mir, ſonſt bin ich immer noch der Alte.“

Jahn iſt ein Mann, der keinen Troſt darin findet, ſich mit ſich ſelbſt zu beſchäftigen. Er muß immer Menſchen um ſich haben, die ihm beipflichten, die über ihn lachen und ſeine Muskeln bewundern. So hat er denn auch in ſeinem Aſyl am Harz eine kleine Gemeinde um ſich, die den Alten gern ſchwadroniren hört bei einem Glaſe Merſeburger Biers, des ächten ſchwarzen Meths der Urzeit; und bei dieſer Gelegenheit, an der Wirthstafel, umdampft von den Tabakswolken der Philiſter, war es denn auch, wo er

ſich das meindeutſche, fremdländiſche Schnupfen, die einzige Inconſequenz ſeines charakteriſtiſchen Lebens angewöhnte. Endlich entſtanden bei dieſer Gelegenheit auch die Geſchichten, welche im vorliegenden Buche mitgetheilt ſind. Denn er iſt voll von Mährchen und Geſchwätz aus Schill's und Dörnberg's Zeit, der alte Ulyſſes, und ſpricht davon, daß den Phäaken um ihn her die Pfeifen ausgehen.

Die drei Fahrten des Buches ſind nun an ſich ohne alles Intereſſe. Niemand anders dürfte ſie nacherzählen; denn ſie kommen auf gar nichts heraus, als daß ſich Jahn im bloßen Halſe, mit dem ſchwarzen Rock der wilden Jagd und ſeinem unvergeßlichen viereckten Geſicht (das man leicht nachahmen kann, wenn man ſich an den Spiegel ſtellt und die beiden Backen mit der Hand herzhaft herunterzieht) hier oder dort ſehen ließ: was da gewiſpert wurde und geſtichelt, und wie er dann grob geweſen, den Leuten auf den

Fuß getreten hätte, ohne um Entſchuldigung zu bitten wie er in Harniſch gekommen wäre, wenn Einer, um ſich mit einer Spanierin zu verſtändigen, franzöſiſch geſprochen hätte, und dergleichen eitles Zeug mehr. Und doch lieſt man dieſe Sachen leicht, ihrer Lebhaftigkeit wegen, ihres Ausdrucks und der ganzen barocken Perſönlichkeit, die ſich darin proſtituirt. Merkwürdig iſt die Wichtigkeit, die er auf ſeine Perſon legt: er behauptet, daß es Napoleon ganz beſonders auf ihn abgeſehen gehabt hätte. Er ſchildert eine Reiſe, die er von Perleberg in's Hannöverſche mit einem Engländer im Jahr 1809 gemacht hat, wobei er ſich das Anſehen gibt, als wäre dies eine Reiſe mitten durch das feindliche Lager, eine Reiſe, die ihm und dem Engländer das Leben hätte koſten können. Dies iſt eine Wichtigthuerei, die im Leben unausſtehlich ſein müßte, hier aber in der Erzählung nur lächerlich iſt. Alle Augenblicke ſteigt

er aus dem Wagen heraus, horcht und lauſcht, legt ſich auf die Erde, lenkt in Seitenwege ein, ſtreut tauſend Lügen auf den Stationen aus, mitten in der Nacht ſpringt er aus dem Fenſter des Gaſthauſes, und läuft drei Meilen weit, um einen Paß zu holen, der gar nicht nöthig war, und kommt ſchweißtriefend zurück, ſchläft nicht, kurz dieſe unſinnigen Faxen machen das gefahrloſe Abenteuer ſpaßhaft. Kein Menſch iſt da, und **Jahn** ſummt immer das **Körner**ſche Lied: „Feinde ringsum!“

Wer **Jahn** gekannt hat, muß geſtehen, daß er in den kleinen Details der Exiſtenz ungemein bewandert war. Er war voller Liſten und Schliche, um Aepfel aus einem Garten zu ſtehlen, über verbotene Zäune zu ſpringen und Reißaus zu nehmen, wenn ſich der Gärtner zeigte. **Jahn** kannte das Einzelweſen der Wirthſchaft. Er hatte die Hunde belauſcht, wie ſie es machen, wenn ſie Knochen benagen,

oder in Butterſchnitte einbeißen. Er wußte wie Kanarienvögel aufgezogen werden, wie man ſie behandelt, wenn ſie die Darre haben, und wie Hecken einzurichten ſind zwiſchen Hänflingen und Grasmücken. Er kannte alle die techniſchen Ausdrücke von Küche, Keller, Handwerken, und war ein Meiſter in der Nachahmung und im Probiren. Es liegt etwas vom Mutterſöhnchen und, wie man bei mir ſagt, vom Topfkicker in all dem Vandalismus, mit welchem ſich Jahn brüſtete. So war er in den ideellſten Sphären ordinär, kleinmeiſterlich, ſchülerhaft und eigenſinnig. Er zog Alles in's Handwerk herunter. Er wollte bei großen Dingen entſprechen, und legte Werth auf Kleinigkeiten, auf einen Ausdruck, der ihm dabei nicht der rechte ſchien; auf die Stellung der Hand, des Fußes, des Kopfes, die der Andre hatte; auf Miene und Grimaſſen. Da verfehlte man es bald, wie man ſich auszog, bald wie man ſich anzog,

wie man ſtand, wie man ging, es war eine ewige Mäkelei und ein ſchulmeiſterlicher Pedantismus mit ſeinem Formweſen, daß es immer Zank und biſſige Redensarten gab. Für einen genialen und feſten Charakter war auch gar kein Auskommen mit ihm. Dies ewige Halloh! und Beſſerwiſſenwollen, dieſer abſcheuliche formelle Dünkel, dies Lauern, ob man ſich nicht auf einer Sünde gegen die Affektion der Turnſchule ertappen ließ, und dieſer Spektakel, wenn man originell und ſelbſtſtändig ſein wollte, konnten Jeden aus der Haut bringen. Und ich frage alle Die, welche mit **Jahn** zu thun hatten, und eigenen, feſten Willens waren, ob ſie nicht oft mit ihm Scenen erlebt haben, wo ſie im Begriff waren, dem alten Markomannen etwas Handgreifliches anzubieten. Dies war wenigſtens die Art, wie man ihn behandeln mußte. Dann ſchwieg er ſtill, ſah Einen groß an, reichte die Hand und rief aus: „Du biſt

doch ein ganzer Kerl!“ Und doch muß man ſagen — vergeben konnte er Nichts. Er hatte ein arges Herz.

IX.

Charlotte Stieglitz.

Seit dem Tode des jungen Jeruſalem und dem Morde Sand's iſt in Deutſchland nichts Ergreifenderes geſchehen, als der eigenhändige Tod der Gattin des Dichters **Heinrich Stieglitz.** Wer das Genie **Göthe's** beſäße und es ſchon aushalten könnte, daß man von Nachahmung ſprechen würde, könnte hier ein unſterbliches Seitenſtück zum **Werther** geben. Denn es ſind ganz moderne Culturzuſtände, welche ſich hier durchkreuzen, und doch iſt der Grabeshügel, der aus ihnen hervorragt, wieder ſo ſehr Original, daß die Phantaſie des Dichters nicht lebendiger befruchtet werden kann.

Ein Geiſtlicher hat an dem winterlichen Grabe dieſes Weibes über ihr Beginnen den Fluch ausgeſprochen. Es war ſeines Amtes. Aber wir ſind nicht alle ordinirt und auf das Symbol geſchworen, und doch hörte man rings von ungeheurer Verirrung ſummen, von Nervenſchwäche, von falſcher Lektüre, und Alles ſchlägt ſich ſtolz an ſeine Bruſt, die Etwas aushalten kann, und kehrt pfiffig die Eingeweide ſeines Verſtandes heraus, um zu zeigen, wie geſund, ohne Verknotung, ohne allen Mangel ſie ſind; und ſie zeigen lachend die Matrikel ihres Lebens, das ſie in Gotha beim Geheimerath Arnoldi verſichert haben, und furchtſame, aber kühne Philoſophen behaupten den alten Satz, daß Selbſtmord die unzulänglichſte Feigheit verrathe. Wenige nur ahnen es, daß hier eine ungeheure Culturtragödie aufgeführt iſt, und die Heldin des Stücks bis auf den lezten Moment für zurechnungsfähig erklärt

werden muß vor dem Tribunal einer Meinung, die die Wehen unſerer Zeit verſteht. Es gilt überhaupt nicht das Urtheil, ſondern die Erklärung.

Das erſte Motiv des tragiſchen Aktes iſt auch hier die Liebe, denn es war ein Opfer, das das hehre Weib ihrem Manne brachte. Aber dieſe Liebe war eine volle, geſättigte; eine Liebe, die ſich an großen Thatſachen erwärmt, und welche allein im Stande iſt, Männer zu beglücken. Es war nicht eine allgemeine, durch das Band der Gewohnhnheit zuſammengehaltene Neigung, die bei den meiſten Frauen ſich zulezt auf die Thatſache der Kinder wirft, und von dieſen aus den Mann mit einem matten, aber treuen Feuer umfängt. Es war noch weniger jene egoiſtiſche Liebe der Schönheit, die nur um ihrer ſelbſt willen ſich hingibt, wo ſie Anbetung findet. Sondern das höchſte Ideal der Liebe lag hier vor; eine objektive, fundirte, angelegte Liebe; eine

Liebe, die ſich auf Thatſachen ſtüzt, welche für beide Theile des Bandes gemeinſchaftlich waren, auf eine Weltanſicht, auf wechſelſeitige Zulänglichkeit und auf das Lebensprinzip des Wachsthums und des Erkenntniſſes. Dieſe Liebe war erfüllt, ſie hatte Staffage. Beide Theile ſtanden ſich gleich, und Eins durfte für das Andere nicht verantwortlich ſein. Ideen vermittelten hier Kuß und Umarmung. Sinnlicher Platonismus waltete hier; und ich glaube, die jungen Männer des Jahrhunderts werden nicht eher glücklich ſein, bis die Liebe überall wieder dieſen idealen Charakter angenommen hat, den ſie ſogar vor vierzig Jahren ſchon hatte.

Charlotte hatte vor dem Todesſtoße in Rahels Briefen geleſen. Rahel würde ihren Gemal niemals haben ſo unglücklich machen können, denn ſie wollte keine Reſultate, wie Charlotte; ſie ergab ſich nur dialektiſchen

Umtrieben, dem Genuß, die Dinge von einem ihr nicht angebornen Standpunkt anzusehen: Rahel zog, wie Leſſing, das Suchen der Wahrheit der Wahrheit ſelbſt vor. Charlotte kannte dieſe Reſignation des Gedankens nicht; ſie war kein Zögling der Frivolität, wie Rahel, zu deren Füßen einſt die Mirabeau's und Catilina's des preußiſchen Staats und der Periode 1806 geſeſſen hatten. Rahel war Negation, Brillantfeuer, Scepticismus und innerer Geiſt. Sie nahm keinen Gedanken auf, wie er ihr gegeben wurde; ſondern wühlte ſich in ihn hinein, und zerbröckelte ihn in eine Menge von Gedankenſpänen, welche immer die Form des Geiſtreichen und ein Drittel von der Phyſiognomie der Wahrheit hatten. Rahel unterhandelte mit dem Gedanken: ſie war kein Weib der That: wie kann ſie Selbſtmord lehren! Charlotte war Poſition, dichteriſch, gläubig, und immer Seele. Sie beugte ſich vor den Rieſen-

gedanken der Zeit und der Thatsache, und ihr Geist fing erst da sich zu entfalten an, wo es galt, sie zu ordnen. Charlotte war System: und weil sie nicht Alles combiniren konnte, was die Zeit brachte (können wir's?), so blieb ihr Nichts übrig, als ihr großer, starker, göttlicher Wille. Charlotte konnte sterben auch ohne die Rahel.

Wie aber und wodurch Alles auf diese Höhe kam, wird nur durch **Heinrich Stieglitz** einzusehen sein; denn wir sagten schon, daß hier Nichts ohne die Liebe war.

Heinrich Stieglitz, wie man ihn sieht im braunen Rock und Quäkerhut, luftdurchschneidend, in stolzer und berechneter Haltung, ging aus den Bildungselementen hervor, welche vorzugsweise die Berliner seit zehn Jahren charakterisirt haben. Er liebte **Hegel, Göthe**, die Griechen, die Philologie, die preußische Geschichte und die deutsche Freiheit, russisches Naturleben, polnische Begeisterung,

Alles in einander. Nebenbei mußte er auf der königlichen Bibliothek in Berlin mit Bedienten und Dienſtmädchen verkehren, welche für ihre Herrſchaft die entlehnten Bücher holten, über welche er das Regiſter führte. Himmel, Erde und Hölle lagen hier ziemlich nahe. Wo Einheit? Wo Ziel und Ende?

Stieglitz dichtete; man wollte nicht zugeben, daß er originell war. Es iſt Alles ſo öd und triſt in Deutſchland, die Dinge ſind alle Geſchmackſache geworden, und da, wo in der Reſtauration Geiſt, Leben, oder meinetwegen auch nur das Aufſehen war und die Tonangabe, fand **Stieglitz** ſchneidenden Widerſpruch. So gerieth er, der mit Hafizen ſchwelgte, und auf den aſiatiſchen Gebirgsrücken geſattelt ſaß, in Gefechte mit **Saphir!** Seine Ideale wurden profanirt. **Menzel** wies ihn kalt zurück, weil er keine Einſeitigkeit antraf. Die Julirevolution brach an, und ergriff

auch ſeine Muſe, wie ſeine Meinung. Da erſchienen die Lieder eines Deutſchen, vom Tiersparti vergöttert, und doch vom Repräſentanten des Tiersparti, von **Menzel**, aus Inkonſequenz, wiederum nicht anerkannt. Wo ein Ausweg? **Stieglitz** liebte die **Göthe**'ſche Poeſie und die Freiheit, und konnte keine Brücke finden. Er fühlte ſich unheimlich in den Syſtemen, die ihn zunächſt umgaben; denn die Fragen der Welt fanden Eingang in ſein empfängliches Herz. Aber auch hier wieder ſoll Alles Meinung, Wahrheit und die Proſa der Partei ſein. Iſt die Freiheit ohne Schönheit? Kann man nicht mehr Dichter für ſich ſein und zugleich Stolz der Nation, wie es früher war, wo der alte Grenadier ſang?

Der unglückliche Dichter ging noch weiter in ſeiner Verzweiflung. Er ſaß im Schimmer der nächtlichen Lampe, Ruhe auf der Straße, das weiße Papier, das Leichenhemd

der Unſterblichkeit, durſtig nach Worten der Unſterblichkeit, vor ihm. Im Nebenzimmer ſchlug Charlotte zuweilen auf das Klavier an. Der Dichter weinte. Denn war ihm eine andere Leiter zum Himmel im Augenblicke ſichtbar, als die, welche ſich aus einem ſolchen zitternden Tone aufbaute? Wo Wahrheit? Wo Licht, Leben, Freiheit? Wo Alles, was man haben muß, um ein großer Dichter zu ſein? Wo der Haß eines **Dante**, rechter, tiefer Ghibelliniſcher Haß? Wo die Blindheit eines **Milton**? Wo der Bettelſtab **Homer's**? Wo die Situation eines **Byron**, geſchaffen aus eignem Frevel und der rikochetirenden Rache des Himmels? Wo Wahrheit und ein großes, ſtachelndes, unglückliches Leben? Ach, nichts als Lüge, als heitrer Sonnenſchein, reichliches Auskommen und der Bekanntſchaft läſtiger Beſuch. Der arme Heinrich liegt krank an der Miſelſucht, wo iſt des Meyers Tochter, die ſich für ihn opfre?

Ich meine es treu mit dieſen Worten, und fühle, welche tragiſche Wahrheit in ihnen liegt. Sie drücken den Schmerz unſrer poetiſchen Jugend aus, von der die altkluge öffentliche Meinung verlangt, daß ſie ſich zuſammenſchaaren ſolle und ſich an einander reihe, um das zu beſingen, was die Weltgeſchichte dichtet. So fühl' ich es wenigſtens: vielleicht dachte **Stieglitz** anders. Vielleicht dachte er an ſeine Verſe und abſtrahirte vom Momente; vielleicht dachte er an die Stellung in der Literaturgeſchichte, und an die Sonderbarkeit, daß gerade **Homer, Virgil, Arioſt, Petrarca** zu ihrer Zeit ſo viel gemacht haben; vielleicht dachte er nur an die Perſönlichkeit, wie ſie zu allen Zeiten unabhängig von den Zeiten, dichteriſch ſich ausgeſprochen hat: er fand, daß man eine großartige Staffage ſeines Schickſals haben müſſe, um originell zu ſein in der Lyrik, erhaben im Drama, intereſſant im Infanteriſten-Ausdruck, in der oratio

pedestris; und lechzte nach einem Ereigniß, das sein Inneres revolutioniren sollte.

Thöricht, wenn man **Stieglitz** den Vorwurf macht, daß er seine Gattin in diesen Strudel hineinriß. Sie mußte wissen, was seine Stirn in Runzeln zog, und mußte theilen, was an seinem Wesen nagte. Sie stand auf der Höhe, sein Unglück zu begreifen. Sie fühlte wohl, daß dem Manne eine Staffage seiner Begeisterung fehlte. Das gewöhnliche Geschwätz der Tanten, welche ein Interdikt legen auf Annäherungen zwischen ihren Nichten und sogenannten Schöngeistern, Kraftgenies und Demagogen, die Philisterei großer und patriotischer Städte, welche ihren Töchtern nur angestellte und offizielle Jünglinge zu lieben erlaubt, und jedem Manne, der Bücher macht, den Rath gibt, unbeweibt zu bleiben, der lieben Kinder, des Brodes und auch der Poesie selbst wegen, welche ja besser gedeihe ohne bürgerliche

Rückſichten und Wittwenkaſſen; dieſe ganze Miſere kam nicht in Charlottens Seele. Es iſt ganz falſch, ihr lieben geſchwätzigen Robberſpielerinnen und Ehefrauen aus der gemäßigten Zone, wenn ihr glaubt, die närriſche Doktorin **Stieglitz**, das beklagenswerthe Weſen, habe ſich deshalb beendigt, um ihrem Manne Ruhe zu ſchaffen, aus dem Bereich der vierwöchentlichen Wäſche zu bringen und ihm die Sorgen zu erſparen: was werden wir eſſen? was werden wir trinken? Daran dachte ſie nicht, die ſtolze Seele. Nicht Ruhe, ſondern Verzweiflung gönnte ſie ihrem Manne. Sie gab ſich als Opfer hin, nicht um ihn zu heilen, ſondern um ihn in recht tiefe Krankheit zu werfen. Sie wollte ſeiner Melancholie einen grellen, blutrothen, und ach! nur zu gewiſſen Grund geben. Sie wollte ihn von der Lüge befreien, und gab ſich hin dem Tode, jung, liebreizend, mitten im Winter gleichgültig gegen die Hoffnung des

Frühlings, reſignirt auf den gewiß noch langen Faden der Parze, bereit, das fürchterliche Geheimniß des Todes zu erproben, lange, lange vor dem Müſſen, reſignirt auf jede Freude und Anmuth, welche in der Zukunft noch für ſie liegen konnte.

Die That iſt geſchehen. Das Grab iſt ſtill. Schnee bedeckt den Hügel. Die Neugier iſt befriedigt. Was ſoll man ſchließen? Ihr Nichts: wir Alle Nichts. Was ſoll **Heinrich Stieglitz**? Armer Ueberlebender! Du biſt ein unglücklicher Reſt. Aber dein Unglück, das nun da iſt, iſt ohne Energie. Dein Unglück überragt dich! Du biſt ihm nicht gewachſen. Was wirſt du thun? Die ungeheure That beſingen? Gewiß, ein Todtenopfer ſteht dir an. **Dante** hätte dieſer Anregung nicht bedurft; **Göthe** gar nicht. Willſt du die Thatſache überwinden, ſie aufnehmen in dein Blut und unterbringen in den Zuſammenhang

deiner Gedanken, ſo mußt du ſo groß ſein, wie dennoch **Dante** und **Göthe**. Wirſt du öffentlich von dem Opfer zehren, das im Geheimen dir die Liebe gebracht hat? Ich beſchwöre dich, bring' an das Riſiko deiner Verſe nicht den gewaltigen Schmerz heran, den du empfindeſt! In dem Ganzen liegt zu viel Demüthigung, daß nicht das Ende eine Komödie ſein könnte. Wahrlich, Poeſie iſt hier Nichts mehr; das Motiv und die Staffage iſt größer, als Das, was ſich darauf bauen läßt. Es iſt nicht mehr die Welt, in der hier etwas Seltnes vorgegangen iſt, ſondern ein enger Raum von vier Wänden, eine Bühne von drei Wänden; denn es iſt eine Tragödie. Aber noch iſt die Trägödie nicht vollſtändig. Wie willſt du ſie runden?

Charlotte Stieglitz iſt an zwei Irrthümern geſtorben, die beide denſelben Gegenſtand betrafen und von denen

einer den andern ablöſ'te. Zu Anfang glaubte ſie an die Poeſie ihres Mannes, ſie wühlte in ſeinem langen Haare, ſie erſchrack vor dem Trotz ſeines Auges, ſie dachte ſich in **Heinrich Stieglitz** einen Adler, der auf dem höchſten Gipfel des Parnaſſes horſtete. Alles, was das liebende Mädchen Großes und Stolzes von Männern ahnte, was ſie Erhabenes in der handelnden Hälfte des vierfüßigen Begriffes: Menſch vorausſezte, glaubte ſie in ihrem Verlobten zu treffen. Da war kein kühnes Bild, kein prometheiſches Gleichniß, was ſie auf ihn nicht angewandt hätte. Das war ihr erſter Irrthum, ſie glaubte ſich mit einem Titanen zu vermählen.

Als ſie von dem erſten zurückkam, verfiel ſie in den zweiten. Als ſie eine ſchlaffe, ermüdete, ſelbſtquäleriſche Natur antraf, als ſie einen Dichter mit verbrauchten Bildern, einen Gelehrten mit klaffenden Wiſſenslücken in ihren

Armen hatte, als die Vergangenheit ſtatt der Gegenwart, der Orient ſtatt des Vaterlandes, die Göthe'ſche Reminiscenz ſtatt des Genies aus ſeinem Munde ſprach, da gab ſie ihn verloren, wie er war, und irrte fort, da ſie glaubte, daß er anders werden könne. Seine Zukunft wollte ſie retten, ſein Fundament, ſeine Mitgift der Natur, Alles, wozu er werden konnte unter andern Vorausſetzungen, in Griechenland als ein Verbannter, in der Wüſte Sahara als ein Pilger, in ſeiner Einbildungskraft und Hypochondrie als ein Thor. Sie wollte ihn retten. Sie wollte ihm die Lüge aus ſeinen ermatteten Augen wiſchen, ſie wollte das Einerlei einer ewigen Selbſttäuſchung von den vier Wänden nehmen, die ihn umgaben, ſie wollte ihm die klaſſiſche Wahrheit ſtatt der romantiſchen Hypotheſe geben.

Beide Irrthümer würden niemals mit dem Tode der Frau geendet haben, hätten ſie in einer und derſelben

Betrachtung nicht ihr gemeinschaftliches Band gefunden. Diese Betrachtung war religiös-christlicher Art. Sie war so viel als Resignation und Opfertod und drückte sich in der männlichen, energischen Frau durchaus nicht phantastisch, sondern ganz bürgerlich und wirthschaftlich aus. Ihr erster Schmerz bei ihrem ersten Irrthum war die Nothwendigkeit einer gewissen Existenz gewesen, in welche sie den Geliebten durch ihre Liebe versezt hatte. Sie ertrug es schwer, daß ein Titan an der Kette gehen, daß ein Bote des Olymps ein Unterkommen bei der königlichen Bibliothek suchen mußte. Schmerzhaft! Mir kleinen, überflüssigen Frau zu Gefallen, um meine Küsse und Umarmungen zu haben, um mir des Jahres zwei neue Kleider auf den Leib zu schaffen, steigt ein umgekehrter Ganymed vom Himmel und notirt Bücher, die man von einer öffentlichen Anstalt entleiht! Damals schon war sie dem Tode näher als dem Leben.

Der Gedanke der Aufopferung wurzelte feſt in dieſem kleinen holdſeligen Haupte, das ſo viel Ernſt und Muth umſchloß. Aufopferung war die Brücke, die von dem erſten zum zweiten Irrthume führte. Sie war ſo fromm und gläubig, daß ſie es ſich nicht möglich dachte, ein Mißgriff könne den andern ablöſen. Im zweiten müßte ſie das Rechte finden, ſann ſie: der Faden, der ſie durch das Labyrinth führte, wäre die Liebe. Wann ich ſtürbe, würd' ich ſeine Zukunft erlöſen und in ſein Dichten und Trachten die Erinnerung eines gräßlichen Momentes flechten, wie einen rothen Faden im Schiffstaue. Der Schlüſſel ſeiner Zukunft würde wie in dem Mährchen in Blut gefallen ſein, und kein Verſuch ihm gelingen, von dem Metall die Spur ſeiner die Götter verſuchenden Trägheit abzuwiſchen. Tummle dich, Heinrich, noch lange in den Wirren der Welt! Verſcheuche durch ſtolze und erhabene Leiſtungen die

üble Nachrede, welche mein Tod über deinen Namen bringt; zeige dich gefaßt, nicht aus Kälte oder Schwäche (denn die Schwächlinge ſind bald beruhigt), ſondern aus einem Entſchluß, der nachhaltig, der ſo rieſengroß iſt, daß er über dein ganzes künftiges Leben einen Verſöhnungsſchatten wirft! So dachte ſie und gab ſich in einer Dezembernacht ſelbſt den Tod, um eine Zeit der Zukunft, wo Freude auf jedem Antlitz ſtrahlt, und der Kranke des Frühlings harrt.

Ich habe in einem Momente, wo mich die That noch in ihrer ganzen Friſche ergriff, dem traurigen Abſude einer tragiſchen Gährung, dem Hinterbliebenen, einen Rath angedeutet, der hart aber männlich war. Er befolgte ihn nicht und wir rechneten Alle, daß er ein Leben beginnen werde, was ungefähr auf den Einſatz deſſelben herauskäme. Da war Spanien, da iſt Südamerika: da ſind überall Gräber offen. Er ſuchte ſie nicht. Er blieb zurück. O! es gibt

vielleicht einen andern Weg, ſich und ihm zu helfen. Bleib' im Lande, nähre dich redlich, thue deine Pflicht und gib die Leier hin auf ewig! berühre ſie nie wieder! Verzichte auf Kränze, die dir niemals gewunden werden: ſei Nichts — als verwittweter Ehemann! Nenne Charlotte nicht mehr deine Liebe oder deine Muſe — ſondern deine Frau und ſage dreiſt, daß du ſie nach deinem Gefallen behandeln konnteſt. War ſie deinen Tugenden angetraut, ſo war ſie's auch deinen Fehlern. Sie mußte leiden wie ich: und wenn ſie ſtarb, ſo war es ihre Pflicht! Das wäre nicht groß, aber ſtolz: Niemand dürfte einreden.

Die in dem Denkmal Charlottens erſchienenen Briefe, Bemerkungen und Tagebuch-Auszüge beurkunden keine Denkerin wie **Rahel**, keine Dichterin wie **Bettina**, aber einen ſtarken Willen, eine ungewöhnliche Kraft im Dulden, Bildungsfähigkeit, ein edles Weib. Manches, was

aus ihrem Munde kommt, iſt artig geſagt: Styl und Urtheil ſind ſcharf ausgeprägt. Man ſieht hier eines jener ſchönen weiblichen Weſen, die uns zum Glück noch oft begegnen: nicht originell, nicht begünſtigt von der Natur, etwas ernſt, ſchwer und nachdenkend im Begreifen: nicht einmal beſonders arrondirt in den weiten Gebieten des Wiſſenswerthen; aber glau und munter ſich dafür intereſſirend, zuweilen geſpornt vom edelſten Ehrgeiz, ſinnig zuhörend bei ernſtem Geſpräch, und aus tiefſter Naivität zuweilen dialectiſche Momente ſpendend, die der Debatte eine neue Wendung geben. Charlotten die Produktion anzurathen, war jedenfalls ein Mißgriff, der ſich aus der Freude entſchuldigen läßt, wenn man ſo viel Liebe, Zartheit und Unſchuld für die Literatur hätte erobern können.

Der Biograph (Theodor Mundt) ordnete den reichlich vorliegenden Stoff mit umſichtigem Blicke, und hielt

ſich in ſeinem eigenen Urtheile der Gerechtigkeit ſo nahe, als es perſönliche Rückſichten geſtatteten. Es muß noch eine Reviſion der Akten dieſes Prozeſſes geben, die außerhalb des Buches von **Mundt** liegt. Wir freuen uns nur, daß der Biograph dieſe weitere Appellation anzuerkennen ſcheint, und Nichts vorwegnimmt, was ſonſt noch dem Einen oder Andern in dieſer Sache moraliſch imputirt werden kann. Beſonders anziehend iſt der ſentimale Schmelz in **Mundt's** Darſtellung, eine elegiſche Geſtrecktheit und poetiſche Blumenfülle des Styls, die wir überall unnatürlich fänden, die aber hier ſo an ihrer Stelle iſt, daß wir ſie ungern vermiſſen würden. Auch des Darſtellers Schwelgerei in Schilderung poetiſcher Beziehungen, in Ausſchmückung des Gedankens, die Frau eines Dichters zu ſein, iſt Etwas, das hier dem kalten, ſtoiſchen und pietiſtiſchen Urtheile der Menge gegenüber eine hinreißende Wirkung hat. Denn es

gehört Muth dazu, dieſen altklugen Menſchen, die ſich auf ihre Zufriedenheit und auf ſich ſelbſt ſo viel einbilden, und kein einziges Martyrium kennen, als das des Optimismus, zu trotzen mit Roſen und zarten Gefühls-Ergüſſen, ja ſelbſt mit dem immer preisgegebenen, bemitleideten und bürgerlich mißgeachteten Namen eines Dichters. Oft glaubt man den Biographen für ſich ſelbſt ſtreiten zu hören, wo er doch nur von ſich die Farben lieh, um Das auszumalen, was Charlotte in der Dichtkunſt Glorienhaftes zu ſehen glaubte.

Geſchichte.

Heute ſagt man nicht mehr, die Geſchichte iſt die Zuſammenſtellung von Begebenheiten, ſondern ſie iſt das Spiegelbild des Lebens. Das Leben chemiſch zu zergliedern, iſt ſchwer; aber es ſondert ſich in verſchiedenartig colorirte Momente, welche von der Exiſtenz und Materie ſich ſtufenweiſ' erheben bis zum Geiſte und ſeinen höchſten und freiſten Thätigkeiten. Leben iſt der Complex vom Leiden und Thun des Alls, Leben iſt der Athem der Menſchheit, das

Wort ſelbſt, es iſt Alles, was man nur denken, empfinden, glauben, Alles, was man ſelbſt nur ſein kann. Und ſo gehört Alles, was nur Leben athmet, zur Geſchichte: die Emanzipationsfrage der Humanität, die Religion, die Cultur, die erleichterte oder erſchwerte Exiſtenz, Alles wird zur politiſchen Debatte erhoben. Wer würde jezt noch zu behaupten wagen, daß die Genealogie der Fürſten, die römiſchen Zahlen, welche an ihren Namen hängen, für den Hiſtoriker mehr ſeien, als bloße Erleichterungen der Ueberſicht? Wollte man blos Regierungsgeſchichte ſchreiben, ſo würde man jezt nicht nur in die Kategorie des Chroniſten fallen, ſondern auch unvollſtändig ſein; denn was läuft nicht Alles neben den politiſchen Ereigniſſen her, das mit zum Leben gehört! Wie hängen die politiſchen Ereigniſſe ſelbſt zuſammen mit Erſcheinungen, die nicht zu verſchweigen ſind! Daraus ſieht man, wie hoch ſich jezt des

Geſchichtſchreibers Aufgabe ſtellt. Es war Zeit, daß die Blüte der rhetoriſchen Darſtellung wieder zu Ehren kommt: denn man hatte es ſich gar zu leicht gemacht: und am leichteſten oft die, welche die Stolzeſten ſind, nämlich die ſogenannten Quellenforſcher. —

Das Gerüſt zu einer neuen Geſchichtſchreibung liefern **Vehſe's Tafeln der Geſchichte**, die Frucht des gründlichſten Fleißes. Der Verfaſſer belauſcht das ganze Treiben der Völker, nicht blos ihre bürgerlichen Umwälzungen, ſondern das ganze Athmen des Lebens, wie es ſich ahnen läßt aus allen Denkmälern, welche die Sprache und die Kunſt der Nachwelt hinterlaſſen haben. Zwei und zwanzig verſchiedene Lebenseinrichtungen laufen tabellariſch neben den politiſchen Ereigniſſen her, und fordern durch Farbe und Druck die Vergleichung der gleichzeitigen Momente heraus. Nun erſt wird manche dunkle Thatſache von einem

Lichte erhellt, welches Grund und Urſache in ganz fremden Lebensgebieten zeigt. Die Geſchichte hat keine Poſtulate, keine Randverweiſungen mehr; ſondern Eins iſt neben dem Andern unerläßlich, und das Ganze baut ſich wunderbar architektoniſch zu einem gefugten und vollkommenen Syſteme zuſammen. Kein chineſiſcher Bau iſt es, der ſich monoton aus Zahlen und Daten in's Unendliche fortſezt, ſondern jedes Stockwerk hat ſeinen eigenen Charakter und Styl, welcher immer eine beſondere politiſche oder Culturtendenz iſt. In dieſem Herausſtellen des Ueberwiegenden, der Tendenzſtrömungen, der hiſtoriſchen Penchants ſind dieſe Tafeln beſonders glücklich.

von Raumer und Don Carlos.

Herr **von Raumer** gehört zu den wenigen deutſchen Gelehrten, die den Werth ihrer Studien nicht nur in der Gründlichkeit, ſondern auch im Geſchmacke ſuchen; doch läßt er ſich oft durch illuſoriſche Vorurtheile und dilettantiſche Liebhabereien zu Geſchichtsanſichten hinreißen, welche weder den Thatſachen, noch der Pſychologie entſprechen. So will Herr **von Raumer** nachweiſen, daß Don Carlos von **Schiller** durchaus unhiſtoriſch aufgefaßt ſei, und faßt in ſeiner zweiten Sammlung Pariſer Briefe mit Folgendem das Reſultat ſeiner Unterſuchungen zuſammen: 1) Carlos hatte von Anfang an eine körperlich ſchwache und geiſtig bösartige Natur. Das lezte Uebel ſteigerte ſich durch Leidenſchaftlichkeit bis zum Wahnſinn, obgleich lichte und reuige Augenblicke eintraten. 2) In ſolchen Zeiten höchſter

Leidenſchaft kann der Haß, welchen er unläugbar gegen ſeinen Vater hegte, Gedanken und Aeußerungen hervorgetrieben haben, welche auf deſſen Tod hindeuteten. Kaum aber weiß man zu ſagen, wie weit hier eigentlicher Vorſatz, Beſinnung und Zurechnungsfähigkeit ſtattfand. 3) Jedenfalls war Carlos unfähig zum Regieren und Grund zu einer ſtrengern Aufſicht vorhanden. 4) Er und die Königin ſind natürlichen Todes geſtorben, und niemals hat auch nur das geringſte Liebesverhältniß zwiſchen ihnen ſtatt gefunden.

Wie unbezweifelt vielleicht auch dieſe drei lezten Punkte ſein mögen, ſo dürfte doch die erſte Behauptung anders geſtellt werden, weil ihre Entſcheidung zulezt nur allein dem pſychologiſchen Urtheil anheim fällt. Daß Don Carlos kein ganz empfehlungswerthes Muſter eines Kronprinzen abgegeben hat, daß ſelbſt ſein näherer perſönlicher Umgang wenig Angenehmes darbot, mag richtig ſein; ob aber

von dieſer dahingeſtellten Thatſache ſogleich auf eine von Anfang an geiſtig bösartige Natur zu ſchließen ſei, das ſcheint mir mindeſtens eine zu übereilte Folgerung. Des Prinzen ungebührliche Handlungen darf man kaum ſeiner Bosheit, vielmehr ſeiner Gedankenloſigkeit zuſchreiben, und muß ſie, ſtatt Verbrechen, lieber dumme Streiche nennen. Es gibt eine gewiſſe Geiſtesabweſenheit, die ihren Grund weder in einer auffallenden Schwäche des Verſtandes, noch einem boshaften Herzen hat, ſondern lediglich in dem Mangel an Beſchäftigung. Hätte Philipp ſeinen Sohn gegen die Türken geſchickt, Don Carlos würde ein heldenmüthiger Krieger geworden und mit den vielleicht uncivilen aber doch ehrenwerthen Tugenden eines Soldaten zurückgekehrt ſein. In der That ſpricht der Prinz von ſeinem unfreiwilligen Müßiggange in mehreren von **Raumer** ſelbſt mitgetheilten Briefen ſehr räſonnabel. Wir würden zwar

bald geneigt ſein, ihm die beſten Vorſchläge zu machen, um ſeine Zeit auszufüllen, aber die Beſchäftigung eines Prinzen des ſechzehnten Jahrhunderts war unſtreitig zu herkömmlich, als daß Don Carlos etwas Anderes hätte wünſchen können, als die Stärke ſeines Arms zu verſuchen. Man frage jeden Erzieher, der eine Ueberſicht über einige Dutzend Buben hat, ob ihm nicht mehrere unter ihnen begegnet ſind, die bei dem ehrlichſten Sinne und beſten Willen Nichts thun, als alberne Streiche, und dies meiſt immer unbewußt, ſo daß man ſie für eine Thorheit züchtigen kann, die ſie vor fünf Minuten begingen und längſt vergeſſen haben! Solch ein unnützer', im Grunde durchaus nicht böſer Müßiggänger von Kronprinz ſcheint mir Don Carlos geweſen zu ſein.

Die Vendee-Kriege.

Den Darſtellungen der Vendeekriege hat die Parteilichkeit der Republikaner und Royaliſten weniger geſchadet, als die abenteuerliche, romantiſche Art, mit der die Leztern faſt immer von ihnen geſprochen haben. Die Veranlaſſung des Kampfes, die Art der Kriegführung mag die Phantaſie immerhin in ein poetiſches, wunderbares Dunkel hüllen, man gönnt ihr in dieſen proſaiſchen, das Tageslicht ſuchenden Zeiten recht gern eine ſolche Veranlaſſung; nur hat der Hiſtoriker, noch mehr der Taktiker ſich vor ſolchen Träumereien zu hüten. Die ehrlichen Landleute, die ihren Hof und Pflug verließen, um dem Gutsherrn einen Dienſt zu leiſten, von dem ſie glaubten, daß er ihn verlangen könne, haben davon Nichts gewußt, daß eine nervenſchwache emigrirte Dame, ein in Prätendentenhiſtorien

ergrauter Walter Scott, und die Deutſchen, die außer Thron und Altar, auch die Nachahmung lieben, ſie zu Staffagen der ſchönen Künſte brauchen würden; im Gegentheil charakteriſirt den Verlauf ihres tragiſchen Kampfes gerade das Beſtreben, ſich aus der natürlichen Poeſie ihrer Schluchten und Kampfarten zu emanzipiren und der militäriſchen Organiſation der Republikanerheere gleichzukommen. Was iſt nicht über die Angriffe der Vendeer, über ihre heldenmüthige Kunſt, Batterien zu nehmen, gefabelt worden.

Man ſieht, wie weit der politiſche Fanatismus führt. Wo das Papiergeld recht gut ausreicht, um den Widerſtand der Vendeer gegen die Behörde, die deſſen Annahme bei Todesſtrafe verlangten, zu erklären, da mußten ſpäter bei den Hiſtorikern die Antipathien des Volkes gegen die neuere Philoſophie eintreten. Wo das ſchwere Konſcriptionsgeſetz

die nächste Urſache zum Ergreifen der Waffen gab, da haben wiederum die Hiſtoriker ihre Helden gleichſam auf die Höhe der Zeit gefeſſelt und ſie zu Repräſentanten des antirevolutionären Prinzips und Gott weiß, welcher Intereſſen gemacht.

Selbſt ein ſo vorſichtiger, beſonnener Mann, wie der Verfaſſer einer Geſchichte der Vendeekriege, war im Stande, dem unnützen Räubervolke, das vor einigen Jahren ſich noch ſo breit machte, daß man an jedem Baume der Vendee einen gehängten Chouan wünſchte, dennoch zuzurufen, es möge ſeinen Kampf für Thron und Altar, wenn auch ohne Hoffnungen, muthig fortſetzen! Wahrlich! das heißt doch dem Vergnügen an ſogenannten erhabenen Handlungen die Vernunft zum Opfer bringen! Wenn ein Kampf keine Erfolge hat, warum dies eingeſtehen und ihn dennoch wünſchen!

Man muß dem Verfaſſer dieſer Schrift die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß er bei aller Parteilichkeit wenigſtens der Taktik die Ehre gegeben hat. Seine Ueberſichten ſind lichtvoll, die Schwierigkeit in der Darſtellung der Poſten, die die Vendeer bald hier, bald da beſezten, iſt meiſt immer überwunden, und wo die feſten Punkte ſchwinden, theilen wohl nur die mangelhaften Nachrichten und die Karten, die, wenn ſie ihm nicht beſſer zu Gebote ſtanden, als die ſeinem Buche beigefügten, ziemlich ſchlecht ſind, die Schuld. Selbſt die Vorwürfe, die der Verfaſſer von einem parteiiſchen Standpunkte den Republikanern macht, ſind zuweilen nicht ohne Grund. Allerdings waren es die ſchlechteſten Truppen, die gegen den erſt für ſo unbedeutend gehaltenen Aufſtand geſchickt wurden. Die Krämer und Handwerker, die in den Nationalgarden der zunächſt gelegenen Städte ſtanden, konnten ihnen oft als glänzende

Beiſpiele dienen, und es hat lange gedauert, ehe die Linientruppen die Aufopferung und den Heldenmuth dieſes halben Militärs erreichten. Auch iſt es bekannt genug, daß der unnütze Ballaſt aller republikaniſchen Heere, die Deputirten des Konvents, die Unternehmungen der gegen die Vendee kommandirenden Generale auf das Beſchwerlichſte hinderten. Wem darf man aber hier den Vorwurf machen? Dem Prinzipe der Revolution? Trägt dies die Schuld, wenn die Republikaner früher den alten Offizieren die Stiefel puzten, oder Köche in Marſeille waren, oder in Lyon fallirt hatten?

Der Verfaſſer iſt nicht nur kurzſichtig, ſondern auch ungerecht. Er ſieht in den Vendeern immer nur Royaliſten, die Nichts ſind und ſein wollen, als Vertheidiger des Königthums, des alten Glaubens, der alten Sitte: warum ſieht er in ihren Gegnern nie die Republikaner, ſondern

immer nur die nackten Menſchen, von denen er verlangt, daß ſie Humanität im Herzen tragen ſollen? Beſtanden die Kolonnen nicht gerade aus Leuten, die weder Franzoſen, noch Menſchen, ſondern Bürger ſein wollten? Der Verfaſſer wird antworten: Daran ſieht man die Früchte der Revolution! Das läugnet Niemand, und es wäre billig geweſen, die Geſchichte der Vendeekriege nicht mit den emigrirten Podagriſten, die an das Kabinet von St. James zu klopfen nicht müde wurden, nicht mit den Feigen, die mit ihren Sünden die Atmoſphäre des Rheins verpeſtet haben, ja nicht einmal mit einer Geſchichte und Beſchreibung des Bokage anzufangen, ſondern vor allen Dingen mit der Revolution und den ſtrengen Geſetzen der Republik. Dann hätten wir den Vendeern, dieſen lilientragenden Engeln der Unſchuld gegenüber nicht mehr eine Armee von 30,000 Ungeheuern, die die Guillotine mit ſich

ſchleppten, blos um ihren Blutdurſt zu ſtillen, ſondern von 30,000 Bürgern, die ſich zum Schutz ihres Ideals die heillooſeſten Geſetze, aber auch die Hand darauf gegeben hatten, ſie zu befolgen. Wozu nur dieſe Gräuel, die als geſchehen in der Vendee unläugbar ſind, immer ſo darſtellen, als hätte ſich jeder Soldat nicht ruhig an ſeinen Kochkeſſel ſetzen können, wenn er am Tage nicht wenigſtens einen Vendeer zerfleiſcht hätte? Warum den Zufall, daß dieſer oder jener Konventsdeputirte früher Schlächter in Paris geweſen war, ſo benutzen, als wollte die Regierung nur immer Bluthunde, nicht aber gewiſſenhafte Vollſtrecker blutiger Geſetze in die Lager geſchickt haben?

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß die lezte Anklage allerdings jenen Irrthum trifft, der mit ſo grauſamer Dialektik zwiſchen Menſch und Bürger den Unterſchied aufhob und die Pflichten gegen den Einen unverbindlich gegen den

Andern machte, aber ist es denn ein so verwerfliches Geschäft, die Handlungen unserer Eltern mit ihren Irrthümern zu entschuldigen? die Reinheit ihres Willens zu retten, wenn sie im Auftrage eines grausamen Gesetzes, und noch öfter in der Nothwendigkeit gebietender Umstände handelten? Es ist unbegreiflich, wie lange es noch währen wird, daß die Historiker ohne Leidenschaft schreiben.

Die historische Literatur ist dasjenige Feld, auf welchem die Deutschen in neuerer Zeit die besten Früchte gezeitigt haben; doch war es mehr die Gründlichkeit, als das Genie dieser Nation, welches sich mit der Abfassung allgemeiner und Spezialgeschichten beschäftigte. Was pragmatische Gedankenverbindung betrifft, so werden wir immer von den Engländern, und was den Styl, von den Franzosen übertroffen werden. Die am besten bei uns schreiben,

ſind leider nicht die Gründlichſten, und Diejenigen, welche im Beſitze aller Quellen ſind, ſchreiben einen Styl, ſo grob wie Packleinen.

Die weſentlichen Beiträge, welche die Deutſchen zur Auffindung der hiſtoriſchen Wahrheit geben konnten, wurden dadurch in ihrer Wirkſamkeit verkürzt, daß ſie niemals in unvermiſchter Reinheit ihrer Elemente auftraten. Denn die Geſchichtſchreibung konnte ſich bei uns am wenigſten den mannichfachen Tendenzen entziehen, welche ſeit fünfzig Jahren die Köpfe der Deutſchen durchkreuzen. Hat doch jedes philoſophiſche Syſtem ſeinen eigenen hiſtoriſchen Anwalt; haben doch ſogar die theologiſchen Parteien ihre verſchiedenartigen Auffaſſungen der Geſchichte, abgeſehen von mancherlei originellen Individualitäten, welche ſich die Geſchichte nach ihrem eigenen Maße zuſchnitten.

Unſere hiſtoriſche Literatur würde beſſer in die Augen

fallen, wenn ſie ein centrales Intereſſe hätte, oder auch nur von einer durchgreifenden, allen gemeinſamen, ungefähren Anſicht über die Menſchen und Dinge beſeelt wäre. **Schlözer und Spittler** ſtanden dem Ideale vollkommener Geſchichtſchreibung weit näher, als viele Neueren, die ſie in kritiſcher Hinſicht überflügeln. Sie hatten eine beſtimmte Idee vom Hiſtoriker, die weder von der Kirche, noch vom Staate, noch der Poeſie, oder irgend einer andern Illuſion geborgt war, ſondern die man auch eben ſo gut das Gefühl einer offiziellen Verpflichtung hätte nennen können. Noch **Johannes Müller und Woltmann** ſtrebten wenigſtens nach dem Schein der hiſtoriſchen Wahrheit, und dachten ſich dabei gleichfalls ihr Geſchäft als eine offizielle Miſſion, für welche es Rechenſchaft und Verantwortlichkeit geben müßte. Die neueren, im übrigen höchſt achtungsvollen Beſtrebungen ſcheinen dagegen keinen andern Vorzug

anſprechen zu wollen, als den philologiſchen. Ihre Darſtellungen laufen parallel mit jener rationellen Empirie, welche gleichfalls in allen übrigen Fächern der Literatur die frühere phantaſtiſche Speculation abgelöſt hat.

Ein Fortſchritt würde ſogleich ſichtbar ſein, wenn man ſich darüber vereinigen könnte, daß die Aufgabe des Hiſtorikers nicht ſowohl die Auffindung der Geſchichte iſt, als die Erhaltung derſelben. Es handelt ſich nicht ſo ſehr darum, daß eine neue Wahrheit entdeckt wird, als darum, daß die alte nicht abhanden kommt. Die Geſchichtſchreibung iſt die heilige Beauftragung, allen Drohungen gegenüber Recht und Gerechtigkeit in Völkerſchickſalen und Charakterentwicklungen zu üben. In ihren Archiven ſollen nicht nur die Sammlung beſtäubter Manuſcripte aufbewahrt, ſondern auch die goldne Bulle der hiſtoriſchen Wahrheit vor jedem Nachſchlüſſel verfälſchender Leidenſchaft, welche

das Siegel löſen will, geſchüzt werden. So wäre denn unſern Geſchichtſchreibern eine höhere Reife des Urtheils zu wünſchen; eine politiſche Durchbildung, uneigennüzige Gediegenheit, und zulezt Verhältniſſe, unter welchen die Tugenden und Erforderniſſe ſicher gedeihen könnten. Da es aber hieran noch aller Orten mangelt, ſo werden wir noch viel Geſchichtswerke bekommen, welche ſich zwar angenehm und nüzlich leſen laſſen, aber in ihrem Tone, in ihrer Haltung und ganzen Phyſiognomie Nichts tragen, was die Nachkommen veranlaſſen könnte, ſich bei ihnen zu beruhigen und das Alte nicht immer wieder von Neuem zu beginnen.

Geſchichte der Literatur und Kunſt.

Ueber die Kunſt ſind ſo viel hiſtoriſche und philoſophiſche Unterſuchungen angeſtellt worden, daß man ſich wundern muß, wie ſie ſelbſt dabei immer zu kurz gekommen iſt. Es iſt ein ſonderbares Schickſal, das die Kunſt getroffen hat. Man gibt vor, von den alten Dichtungen zu ſprechen, und man ſpricht von den religiöſen Ahnungen der Völker auf den aſiatiſchen Hochebenen, man will die alten Bauwerke

erklären, und verliert ſich in die urweltliche Naturgeſchichte, man hat es mit den Pyramiden und Obelisken zu thun, und grübelt über die ägyptiſche Seelenwanderung. Das iſt zur Sitte geworden.

Man verlangt nach einigen Regeln über die gothiſche Baukunſt, und erhält die Antwort, daß der wahre Kalk und Mörtel der Vorfahren ihre Innigkeit, die katholiſche Andacht, die Ahnung, ich weiß nicht welcher typiſchen Beziehungen geweſen ſei; man erwartet die Erläuterung eines altdeutſchen Gedichts, und hört Nichts, als vom germaniſchen Volkscharakter, von den geiſtigen Elementen des Ritterthums, von den alten Domen und den architektoniſchen Ahnungen.

Nun iſt es allerdings zu glauben, daß in der Kunſt nicht nur ihr Inhalt die Form bedingte, ſondern auch ihre verſchiedenen Zweige ineinander gingen und ſich wechſelſeitig

aushalfen. In einer gewiſſen Beziehung läßt es ſich hören, daß man, wenn man von der Kunſt reden ſoll, von der Religion ſpricht, und wenn man die Religion erklären ſoll, über die Natur weitläufig wird. Aber es muß doch endlich einmal einen Punkt geben, wo die Kunſt aufhört, Religion zu ſein, man muß es nachweiſen, warum ein Andächtiger nicht zu einem Gebetbuche oder zu einer Selbſtpeinigungsgeißel, ſondern zum Meißel oder zur Mauerkelle greift, um ſeiner Ueberſchwenglichkeit Luft zu machen. Ein Tempel von Ellora, oder auch nur ein einfaches Götzenbild, macht ſich doch durch meine Andacht, durch ein paar gefaltete Hände nicht von ſelbſt, es muß der künſtleriſchen Schöpfung eine Ahnung dieſes Schöpfungsvermögens, der Begriff eines techniſchen Handgriffes, die Bekanntſchaft mit den bildſamen Stoffen der Natur vorausgegangen ſein; oder ſollen alle dieſe Dinge ſchon durch die Religion, durch das ſogenannte

Drängen der Subjektivität, ſich nach Außen hin zu vergegenſtändlichen, erklärt ſein? Welche übereilte Schlußfolgen!

Man betrachte einmal auf der Kunſtkammer in Berlin die ſcheußlichſten Götzen, die in der That und Wahrheit Kunſtprodukte der Wilden ſind. Es ſind ungeheure Köpfe, aus einem taffartigen Stoffe zuſammengeſezt, mehr viereckig als rund, mit den ſchreiendſten Lackfarben überzogen, die Augen zwei große ſchwarze und weiße Räder, die jeden ſchüchternen Anblick zermalmen. Man wird ſagen: Hier iſt der Zuſammenhang mit der Religion, hier die erſte Stufe der Kunſt! Ich gebe das Erſte zu, ohne aber dabei auf das Leztere zu ſchließen. Dieſe kalibaniſchen Köpfe ſind unſtreitig für den otaheitiſchen Kultus beſtimmt: man ahnt den Eindruck, den ſie in der Gemeinde machen müſſen: dieſe glotzenden Augen ſind unverſöhnlich, dieſer mit ſpitzen

Zähnen beſezte Rachen lechzt nach Blut, man kann ſich eine Menge heulend und ſchreiend vor dieſem Götzen im Staube liegen denken.

Jezt iſt nur dies die Frage: Hatten die Otaheiten ihren Glauben an eine blutdürſtige, zähnefletſchende Gottheit früher oder ſpäter, als dieſe Bilder derſelben? Iſt ihre Religion Schuld an dieſen plaſtiſchen Drachen, hätten ſie ihren Götzen edler machen können, oder fehlte ihnen eine edlere Idee von demſelben?

Unſere ſublimen Aeſthetiker würden ſich darüber ſo ausdrücken: Die Religion iſt früher als die Kunſt. Wo ſich das Göttliche dem Menſchen nur furchtbar offenbart, da werden auch die Darſtellungen der religiöſen Idee dieſen furchtbaren Charakter tragen. Die Religion des Wilden erhält auch ſeine Kunſt nur immer auf der niedern Stufe, wo jene ſteht. Gebt dem Otaheiten das Chriſtenthum, er

wird aus seinem Heiligen einen bessern Götzen machen, oder umgekehrt, macht ihn mit edleren Gestalten der Kunst vertraut, und er wird bessere Begriffe über die Gottheit bekommen!

Doch in diesen Behauptungen liegen eben die falschen Maßstäbe und die falschen Folgerungen. Ein einzelnes Götzenbild soll auf die ganze künstlerische Thätigkeit schließen lassen! Die Fortschritte der Kunst sind unabhängig von der Verknöcherung einer religiösen Idee. Das Grausenhafte dieser Bilder ist zu absichtlich, man sieht zu deutlich das Gemachte an dem Schrecken, daß man nicht annehmen müßte, der Verfertiger derselben sei in gewisser Hinsicht Meister seines Gegenstandes gewesen, d. h. die Kunst sei älter, als die Absicht, eine religiöse Idee durch sie zur Anschauung zu bringen. In aller Welt, wo ist der Uebergang von einer andächtigen Empfindung zu einem artistischen

Werke? Mußte die Technik nicht älter ſein, als dieſer Uebergang? Iſt alſo die Kunſt, man mag ſie nun Inſtinkt oder Ueberlegung nennen, ihrem Weſen nach nicht völlig unabhängig von Offenbarung, Mythus, Symbol und all den Begriffen, die man aus der Religionsgeſchichte entnimmt, um ſie an die Spitze der Kunſtgeſchichte zu ſtellen? So kommen wir immer wieder auf den einfachen Satz des Ariſtoteles zurück, demzufolge der Urſprung der Kunſt entweder eine Nachahmung oder eine Ergänzung der Natur iſt. In dem lezten Ausdrucke liegt nichts Sublimes, Nichts von einer ewigen Schöpfung, Nichts von einer Verklärung der Materie zum Geiſte, wie unſere Kunſtkenner wollen, ſondern die ſimple Bemerkung, daß ſich der Menſch, was ihm die Natur nicht giebt, z. B. Wagenräder, Waffen und dergleichen mit einer gewiſſen Fertigkeit ſelbſt verſchaffen lernt.

Dieſe Bemerkungen ſind auch gegen die Hauptperioden der ſchönen Kunſt von **Amadeus Wendt** gerichtet. **Wendt** hütet ſich zwar in ſeinen Deduktionen, ſich dem Vorwurfe auszuſetzen, als wolle er die Geſchichte konſtruiren, doch iſt er auch darauf bedacht, den Ideologen nicht fremd zu erſcheinen.

Es iſt ein ungeheurer Stoff, den der Verfaſſer in dieſem Buche zuſammengedrängt und unter einige Geſichtspunkte gebracht hat. Es wird ſchwer ſein, nachzuweiſen, wo dabei zu viel und zu wenig gegeben iſt. Im Allgemeinen hat wohl die Literatur zu Gunſten der bildenden Kunſt zu ſehr eingebüßt. Der Verfaſſer ſcheint z. B. gar nicht beachtet zu haben, daß man mit vielem Grunde auch von einer philoſophiſchen, hiſtoriſchen Kunſt ſprechen kann. Doch hielt es ſchwer, auf einen ſo kleinen Raum Alles zu vereinigen. Es genügt, die Haupterſcheinungen nach einem

hiſtoriſchen Prinzipe geordnet zu ſehen. **Wendt** iſt mit ſeinem Gegenſtande wohl vertraut, und es iſt längſt bekannt, daß man namentlich in der muſikaliſchen Literatur in ihm auf einen ſehr gründlichen Kenner ſtößt.

Am Schluſſe ſeiner Darſtellung ſpricht der Verfaſſer von den Ausſichten, die ſich für die Kunſt in der Zukunft öffnen. Er beſizt die Aufrichtigkeit, einzugeſtehen, daß dieſe ſchlecht ſind. Die deßhalb von ihm angeführten Gründe ſind zum großen Theile richtig. Es iſt die Mißachtung der Kunſtformen, die Anarchie der Kritik, der einreißende Dilettantismus und die Virtuoſität, es ſind die Capricen, Sympathien und Antipathien eines der Kunſt immer mehr abgewandten Publikums, die mit einem ſichern und aufgemunterten Kunſtſtreben ſich nicht vertragen wollen.

Es iſt noch mehr! Faſt alle Zweige der Kunſt ſind an ſich ſelbſt irre geworden. Die Zeitgenoſſen ſind ſo

unbillig, immer nur tonangebende, bahnbrechende Genien zu verlangen, ſie wollen nur Originalien ſehen, und drücken mit der Bemerkung, dies Bild ſei im Style Titians, jene Arie ſei Roſſiniſch u. ſ. f. immer zugleich einen Tadel aus. Daher das Mißtrauen der Künſtler in ihren eigenen Gegenſtand, daher die Neuerungsſucht. Man hebt die alten Unterſcheidungen der Kunſtformen auf, um ſie zu verbinden. Man ſucht die Gränzen zwiſchen der Muſik und dem Worte niederzureißen, und hat aus dem Melodrama und der Oper ſchon die wunderbarſten Dinge machen wollen. Dieſelben Kombinationen ſind in anderen Gebieten verſucht worden, und ſcheiterten.

Es handelt ſich gegenwärtig um zwei Begriffe, um die Nation und um die Literatur. Wo die Nation ſteht, wiſſen wir; wo die Literatur, das iſt zweifelhaft. Die Literatur ſoll der Spiegel des Nationallebens ſein. Das iſt entſchieden;

aber soll sie nicht mehr sein? Ja, sie soll mehr sein. Die Literatur schöpft niemals aus der Durchschnitts-Intelligenz. Diejenigen Geister, welche mit der Masse gehen, werden die Masse niemals erheben können. Unsere Sitten und Gebräuche, unsere Geschichte, unsere Hoffnungen spiegeln sich in der Literatur: aber das wäre eine jämmerliche Literatur, die das Journal zu ihrem Culminationspunkt nimmt. Diejenige Literatur, die nur das Nationnalleben spiegelt, und nur ein Echo unserer Misere oder unseres Glücks ist, was bietet sie dir? Neue Ideen, Zukunft, Anblicke heroischer Subjektivitäten, welche die Literaturgeschichte so interessant machen, Kometengeister, die die Planeten und Fixsterne durchkreuzen? Es ist vorüber mit dieser Literatur des reflektirten Nationallebens. Sie konnte keinen größern Dichter in Deutschland hervorbringen, als **Uhland**, einen Mann, den ich hochschätze, und keinen

größeren Kritiker, als **Menzel**, einen Mann, den ich verachte.

Man warnt vor einer ariſtokratiſchen Literatur. Ich meine, man ſollte vor einer Literatur warnen, die den Maſſen ſchmeichelt. Wir würden weit kommen, wenn die Literatur nur dazu diente, einem Handſchuhmacher ſein Conto zu entwerfen, das er lithographiren läßt, oder die Aufforderungen zu ſtyliſiren, welche an die Bürger ergehen, um einen Gemeinderath zu erwählen. Ich ſage hier das Aeußerſte; aber eine Literatur, welche die Maſſe porträtirt, wie ſie iſt, eine Literatur, welche in Verſen oder Proſa Niemand anders iſt, als du ſelbſt, führt ſoweit. Es iſt unmöglich; man kann die Muſen nicht bei den Bürgern verdingen und den Pegaſus zur Vermittelung unſeres täglichen Brods in den Pflug des Bauers ſpannen.

Es gibt nur zwei Endziele, für welche ſich das Genie

begeiſtert: die That und die Kunſt. Unſere Zeit iſt politiſch die der Maſſe und des Geſetzes. Kommen wir zu einem Endpunkte, ſo geſchieht es jezt weniger durch Handeln als durch Dulden. Jene Rennbahn, die das geſchichtlich Außerordentliche produzirt, iſt verſchloſſen. Muth, Jugend, das Leben — mit den erhabenſten Opfern iſt es Nichts. Die Opfer werden immer allein ſtehen und keine Nachahmung finden.

Was bleibt zurück? Die Idee. Wer für den Tag nicht wirken kann, ſucht für das Jahrhundert zu wirken. Wo ſtehen wir? Wir gehören der Welt und der Nation an. Wir müſſen Etwas thun, was Erſatz iſt für Das, was wir thun könnten. Es muß wenigſtens eben ſo groß ſein, wie unſere Vorſtellung. Wir ergreifen die Feder.

Da ſind die Götter der Literatur! Da iſt **Göthe, Schiller**, da iſt **Klopſtock, Herder, Wieland.** Da

ſind die Heroen, die ſchon an die Unterhaltung dachten: **Jean Paul, Hoffmann.** Wir werden viel aufbieten müſſen, um der deutſchen Sprache Ehre zu machen. Wir werden uns aber die Aufgabe erleichtern, indem wir den Kreis, der um uns ſteht, verengern. Wir werden, indem wir das Wort Literatur im Munde führen, nicht jedem Nachbar die Hand drücken und die Häuſer Reih herum beſuchen und nach dem Befinden der geſegneten Frau Gemahlin fragen. Wir werden uns nur ungefähr ſo viel Zuhörer denken, als Unterrichtete, Gebildete und Geſchmackvolle im Lande ſind.

Es iſt ein entſetzliches Unglück, daß ſich in den lezten zwanzig Jahren gerade diejenigen produktiv mit der Literatur beſchäftigt haben, welche keinen Beruf dazu hatten. **Die ſchöne Literatur wurde in dieſer Art Etwas, was den gebildeten Mann anekelte. Man wußte im Voraus, daß**

Dasjenige, was sich auf die Literatur warf, immer das Unsauberste, Genieloseste und Gemeinste war, was in Deutschland gerade aufgetrieben werden konnte. Nur der Kampf gegen diese Trivialitäten interessirte den Gebildeten; späterhin einige Persönlichkeiten, die sich witzig und schwärmerisch aus sich selbst entwickelten, und durch die Naivetät ihrer Produktionen anzogen. Es schien, daß diese subjektive Periode unserer Literatur, die Niemand poetischer repräsentirt, als **Heine**, keine eigentliche Absicht hatte, ausgenommen die, einen Beweis für ihre Fähigkeit zu liefern. In der That, dahin mußte es kommen, daß die aufstrebenden Köpfe protestirten gegen eine Verwechslung mit den Männern, welche fünfzehn Jahre hindurch die deutsche Literatur gemacht haben. Ich glaube, daß nur diejenige Literatur von Werth ist, welche der Masse imponirt. Subjektive Beweise mußten geführt werden, daß die Nation von

der neuen Poeſie Etwas zu erwarten hat, was gegen die Reſtaurations-Periode den Vorſprung der Genialität voraus hat.

Was iſt Poeſie? **Homer** wußte es: aber die Homeriden waren ſchon im Zweifel. **Aeſchylus** wußte es: **Euripides** taſtete. **Dante** und **Boccaccio** wußten es: **Sacchetti** fand ſich nicht zurecht. **Shakeſpeare** wußte es: **Ben Johnſon** glaubte es beſſer zu wiſſen. Die Perſonen waren nicht immer Schuld an der Unklarheit über Das, was Poeſie iſt, oft die Zeiten, immer aber der große Name der Vorgänger. Ein Ruhm, der Alles zu erfüllen ſchien, was in geiſtiger Hinſicht einer Nation gegenüber geleiſtet werden kann, war **Göthe.** Nach ſolchen in ſich vollendeten Offenbarungen kann eine Zeit lang der Begriff der Poeſie abhanden kommen. Ihn wieder aufzufinden, wird darauf eine Aufgabe, die ſich ohne Mißgriffe, ohne vergebliche

Verſuche, ohne Annäherungen, die nur ungefähr bleiben, bis man das Rechte trifft, nicht löſen läßt. Hätte **Schiller** ſein Ideal in der Weiſe der Räuber gefunden, er würde wahrlich im Wallenſtein kein anderes geſucht haben. Wäre **Göthe** durch ſeinen Berlichingen befriedigt geweſen, ſo hätte er Anderes anders verſucht. Aber für Beide darf man annehmen, daß ſie erſt dichteten, um ihr Genie, dann, um ihr Ideal zu offenbaren.

Eine Anwendung dieſer Thatſache auf das Neueſte iſt leicht gemacht. Die großartige Revolution, welche unſere Meinungen ergriffen hat, bemächtigt ſich auch unſerer Schöpfungen. Die Poeſie iſt da. Dunſtkreiſe umhüllen ihren Sonnenglanz, der golden durch die Nebel ſcheint. Die Hülle wird immer durchſichtiger werden und der Geſchmack eine immer beſſere Läuterung bekommen. Um Etwas zu erwähnen, was Jeder kennt; wie konnte ſich aus der

Abgeſchmacktheit der Peau de chagrin die Unübertrefflichkeit eines Père Goriot entwickeln? Wie anders, als durch Balzac's Genie, das ſich früher ſo wenig, wie jezt außer Zweifel ſetzen ließ! Lelia's hinreißende Poeſie war nicht ohne kalte Berechnung. Lelia war eine Allegorie, was der Roman nicht ſein ſoll. André iſt ein größeres und beruhigenderes Kunſtwerk als Lelia, wenn auch dieſe glühender ſpricht.

Aber blicken wir aus dieſen Betrachtungen der Gegenwart, welche nur mit mißvergnügten Reſultaten enden können, auf das Alterthum.

Die klaſſiſche Literaturgeſchichte hat ſich, als ein Zweig der Philologie, nach denſelben Einflüſſen entwickelt, wie die Philologie ſelbſt. Während jene Zeit, die man die Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften zu nennen pflegt, damit

beſchäftigt war, die Materialien zu einer vollſtändigeren Anſicht der alten Literatur zu ſammeln, und für ihr Verſtändniß meiſt noch die erſten Elemente zu verbreiten, konnten ſpätere Geiſter ſchon ein weiteres Gebiet überſehen, Zerſtreutes nach einem beſtimmten Geſichtspunkte vereinigen, Einzelnes in ſeinem Zuſammenhange richtiger erfaſſen. Aber die Zahl ſolcher kritiſchen Köpfe war nur gering, und ihre Unterſuchungen erſtreckten ſich ſelten auf ein allgemeines Fach der Literatur, meiſt immer auf einen einzelnen Schriftſteller, deſſen Aechtheit ſie angriffen oder vertheidigten. Das Ganze der Literaturgeſchichte wurde oft zuſammengeſtellt, aber es fehlte an Zuſammenhang, an Principien, und was noch mehr ſagen will, an Ordnung und Klarheit. Welch' ungeſchlachte Maſſe bilden die Kollektaneen eines **Fabricius** und ſeines ſpäteren Erweiterers **Harleß**! Freilich kann man jene alten Notizenjäger nur in ſofern

anſchuldigen, als dieſer Tadel Neuere, die Luſt haben, in ihre Fußſtapfen zu treten, abſchrecken ſoll. Sie verbanden mit der Literatur eines Volkes nicht jene Begriffe, die wir jezt feſthalten können, ſie wußten keinen Unterſchied anzugeben zwiſchen Biographie, Bibliographie und Literaturgeſchichte. Jezt ſind dieſe Fächer mit dem hellſten Lichte beleuchtet worden.

Betrachten wir den Stand unſerer gegenwärtigen wiſſenſchaftlichen Bildung, ſo ſind nur zwei Handlungsarten der Literaturgeſchichte möglich. Die Eine wollen wir die philoſophiſche, die Andere die kritiſche nennen.

Für die Charakteriſtik beider ſollte der Begriff der Literatur entſcheidend ſein, aber in der Geſchichte der griechiſchen Literatur von **M. S. F. Schöll**, ſehen wir uns vergebens nach einer ſtrickten Definition dieſes Begriffes um, leſen wohl hier und da Einiges über das Verhältniß

der Literatur zu den Antiquitäten, daß ſie ein Theil derſelben ſei, hören von der griechiſchen Originalität, von claſſiſcher Schönheit, und erſtaunen endlich über die Bemerkung, daß die griechiſche Literatur ſiebenundzwanzig Jahrhunderte umfaſſe! Alſo rechnet der Verfaſſer Alles, was nur mit griechiſchen Charakteren geſchrieben iſt, zur Literatur dieſes Volkes, ſelbſt die ſiebzig Dolmetſcher, Jeſus Sirach und Aehnliches.

Die Philoſophen ſagen ſo: Keine Literatur ohne Volk, kein Volk ohne Geſchichte, keine Geſchichte ohne Philoſophie. Die Philoſophie begreift den Geiſt der Zeiten, die Zeit bedingt die Bildung des Volks, die verſchiedenen Stufen der Kultur ſind die erklärenden Momente der Literatur.

Die Kritiker ſagen: Wir kommen aus der Grammatik zu den Schriftwerken von der einen Seite, von der andern begegnen uns unſere Studien aus den Ruinen und

Antiquitäten, wir reichen uns Beide die Hand, und nennen Literaturgeſchichte die Darſtellung ſolcher Denkmäler, in der ſich Sprachform und Sachinhalt gegenſeitig bedingen. Auf der einen Seite verfolgen wir die wechſelnden Formen der griechiſchen Sprache, ihre Dialekte, auf der andern die Erſcheinungen des griechiſchen geſellſchaftlichen, religiöſen und politiſchen Lebens, und wenn wir Beides verbinden, ſo ſprühen die elektriſchen Funken der ewig denkwürdigen Urkunden des helleniſchen Geiſtes.

Wäre doch **Schöll** immer dieſen beiden Anſichten gefolgt! Wir verlangen nicht einmal, daß er dabei die Einſeitigkeit vermieden, daß er durch Verbindung beider Methoden das Rechte getroffen hätte. So würden wir geſehen haben, daß ſein Buch dem neunzehnten Jahrhundert angehört.

Die Geſchichte von **Schöll** bedient ſich gewiſſer Kate-

gorien, die längſt aufgehoben ſind. Alles wird hier noch erfunden. Wie Huskiſſon die Eiſenbahnen erfindet, ſo erfindet Herodot die Proſa. Wie Columbus Amerika entdeckt, ſo entdeckt Thales das bisher unbekannte Reich der Philoſophie. Homer macht ſich den Hexameter, die Tänze werden willkürlich wie Zwiſchenballete in die Tragödie eingeführt ꝛc. Auch Perioden ſtatuirt der Verfaſſer. Die erſte iſt mythiſch und ohne Literatur, und doch gibt es darin Dichter, und Dichter, die in einem unfruchtbaren Notizenmeere ſchwimmen! Welche Anſichten eine neuere ſcharfſinnige Kritik über Muſäus, Linus, Orpheus aufgeſtellt hat, davon wird entweder gar nicht, oder wie von dunkeln Myſterien geſprochen. Muſik, Rhythmus, Tanz ſcheint der Verfaſſer nur als Begleitung der Poeſie zu kennen, da ſie doch die Urſprünge der Dichtung, ſelbſt der einzelnen Dichtungsarten ſind. Die zweite Periode, die bis

auf Jahr und Tag ſtreng markirt iſt, klammert die Anfänge der Literatur ein, die dritte die Blüte, und endlich mit einer ſechſten Periode oder mit dem Jahre 1453 endet die griechiſche Literatur. Vieh- und Menſchenärzte, Architekten und Mathematiker, Alles tanzt hier den Reigen der Literatur mit, und Jeder trägt ein langes Schleppkleid von Editionen und Ueberſetzungen.

Schöll war ein Deutſcher, aber ſeinen Aufenthalt hatte er meiſt in Paris, er ſprach deutſch und dachte franzöſiſch. Er beſizt alſo auch jenen anmuthigen, leichten Styl, den **Börne** ſilbern nennt, im Gegenſatz zum deutſchen kupfernen oder goldnen. Man erwartet demnach oft feine, witzige Bemerkungen, geiſtvolle Charakteriſtiken und ähnlichen Erſatz für die Gründlichkeit. Sie fehlen; oder ſoll man jene hohle Deklamation, jenen Styl der Akademie des Inscriptions, jene alltäglichen Chrien über die Originalität

des griechiſchen Geiſtes, über ihre Würde und Schönheit für ſolche nehmen? Das Tiefſte wird verkannt. Medeens Liebe, wie ſie die Dichter ſchildern, wird als eine Leidenſchaft getadelt, die weder Schamgefühl, noch kindliche Liebe kennt. Haben ſie die franzöſiſchen Tragiker ſo gefaßt?

Jaſon und Medea iſt im Gegentheil eine der anziehendſten und ſinnvollſten Mythen des Alterthums. Nicht nur die wundervolle Reliquie, das goldene Vließ, und die Heerfahrt der tapferſten Griechen, um es zu erobern, gibt uns ein Bild eines antiken Kreuzzuges, ſondern auch die Liebe Medeens, die ſich dem Fremdlinge, dem feindlichen, zuwendet, erinnert an die dunkellockigen Zuleimen und Fatmen, die den fremden Kriegern ihr liebebegehrendes Herz ſchenkten.

Medea iſt ein weiblicher Fauſt, nur daß ſie, wie dieſer nicht, erſt am Rande des Freudenbechers gekoſtet hat, ſie läßt ſich nicht verjüngen, ſondern iſt ſelbſt noch jung. Aber gemeinſam iſt beiden die dämoniſche Natur und dennoch das Bedürfniß des Menſchlichen. Medea iſt in allen Zauberkünſten erfahren, ſie überwindet ſelbſt die geheimſten Kräfte der Natur, und Hekate, die furchtbare Nachtunholdin, ſteht mit ihr in dem vertrauteſten Verhältniſſe, dennoch muß ſie das tiefe Weh der Liebe empfinden; ſie, die Schreckliche, wird zum willenloſen Werkzeuge der fremden Krieger, nachdem ſie Jaſons göttergleiche Geſtalt geſehen. Sie flieht mit dem Geliebten die Heimat und die Eltern, ja ſie ermordet ihren Bruder, um nur im Lande Jaſons in die erſehnte bräutliche Kammer treten zu können. Auf dem Meere tritt immer mehr ihre alte Zaubernatur hervor, das Pathos der Liebe ſteigt immer mehr herab, im

väterlichen Hauſe verläßt ſie Jaſon. So nahm Theſeus die Ariadne von Kreta mit ſich heim in's Vaterland, aber auf Naxos ließ er ſie zurück. Denn Theſeus und Jaſon waren Helden, deren größtes Werk, bei jenem die Erlegung des Minotaurus, bei dieſem die Erbeutung des goldnen Vließes und die Beſiegung der es bewachenden Graunwunder, nicht ihr Werk war, ſondern Derer, die ihnen ihre Liebe ſchenkten. So löſ't ſich das treue freundſchaftliche Verhältniß Gunther's und Sigvrit's, weil Jenen der geheime Gedanke wurmt, nicht durch ſich ſelbſt, ſondern durch Sigvrit's Tapferkeit und Gewandheit ſein Weib erworben zu haben, und gern willigt er in des Läſtigen Tod. Solcher Parallelen erlauben die Mythen der alten Völker mancherlei.

Cornelius Tacitus.

Die kleinen Geiſter, die die Größe eines **Tacitus** in Worte kleiden wollten, ſind noch nicht übereingekommen, wie ſich die Eigenthümlichkeiten dieſes Mannes claſſificiren laſſen. Der Eine hat ihn zum Philoſophen gemacht, und zum **Seneca** in die Schule geſchickt. Andere machten aus ſeiner Liebe für die alten treuen Sitten eine pedantiſch antiquariſche Leidenſchaft, die den Mann verzehrt habe. Die neueſten Gelehrten endlich ſetzen die Kunſt der Form über die Redlichkeit des Inhaltes, ſehen im Agricola nur ein Meiſterſtück der biographiſchen Kunſt, in den Annalen und Hiſtorien eine ziemlich gelungene Probe, ob ſich in die Geſchichtsdarſtellung nicht dramatiſche Elemente aufnehmen ließen. Man ſpricht auch wohl von Weltanſchauung, Pragmatismus und Seelenmalerei, aber in einem Worte liegt

der Zauber des Tacitus'ſchen Griffels: Er liebt die Freiheit wie Keiner!

Man ſagt, Tacitus ſtellte die Tugend über Alles. Ich entgegne: Man kann ein ehrlicher Mann ſein, und wird darum noch nicht die Freiheit lieben; aber die uneigennützige Liebe der Freiheit iſt auch immer die Liebe der Tugend. Der Despotismus gewährt nur den Laſtern Schutz, weil er weiß, daß große Seelen ihre Sehnſucht nach der Freiheit in der Uebung der Tugend zu offenbaren pflegen. Tacitus verachtete ſeine Zeit, weil in ihr die Tugend nur mit Erlaubniß des Kaiſers triumphiren durfte. Tacitus dachte nicht, daß die Laſter der Römer ſie unfähig zur Freiheit machten, ſondern daß die Sklaverei ſie verhinderte, ferner noch tugendhaft zu ſein. Es gab der ausgezeichneten Männer noch viele, aber ſie mußten entweder den Schauplatz ſelbſt verlaſſen, oder den Schein der Mittelmäßigkeit

um ſich verbreiten, wollten ſie länger geduldet werden. Nicht ſo ſehr eine ſchlechte, als eine unglückliche Zeit! Weil man nicht wußte, wie man große Thaten begehen ſollte, ſo tödtete man ſich, um durch den Muth eines freiwilligen Todes zu zeigen, was man hätte thun können. Noch vergoß man Thränen um einen geliebten Vater oder Gatten, den der Tyrann hatte tödten laſſen, aber dieſe Empfindungen waren bald ein Verbrechen, die die Anklage auf Mitſchuld und dieſelbe Strafe nach ſich zogen. Verrath und Hinterliſt umſpann die unſchuldigſten Aeußerungen und Bewegungen; alle Wände lauſchten, von ſeinen Feinden wurde man verdächtig gemacht, und wer keinen Feind hatte, den verrieth ſein Freund. Daran erkennt man die ſchlechten Menſchen, aber die noch ſchlechteren Umſtände, unter denen ſie handeln mußten.

Man ſagt, die Freiheitsliebe des **Tacitus** war nur

ſeinem Römerſinne untergeordnet, er war Römer in ſeinen Tugenden und in ſeinen Vorurtheilen. Warum? Weil Tacitus die Siege eines Agricola preiſ't? Weil er an den Fortſchritten, die die Waffen des Germanikus machen, ſo freudigen Antheil nimmt? Weil er, wenn er von den Thaten des Corbulo ſpricht, ſich des Ausdrucks bedient: unſer Ruhm, unſre Siege? Ach, es iſt wahr, wie ſehr wir die Tyrannen haſſen und unſern Mitbürgern fluchen, wenn ſie ſich einem unerträglichen Joche bereitwillig beugen, ſo erwacht doch wieder die alte Liebe, wenn ſie mit unſern Brüdern in's Feld ziehen, wir vergeben ihnen und folgen theilnehmend ihren Kriegen, machen ihre Sache zu der unſern, und ſprechen dann von unſerm Ruhm, unſern Waffen, unſern Siegen! Darin beſteht die Größe der wahren Freiheitsliebe, daß ſie ſich niemals grauſamen Empfindungen, ſelbſt gegen ihre Feinde nicht, überlaſſen wird.

Tacitus war nur Römer, so lange er die Freiheit über Alles setzen durfte. Er sehnte sich nach den alten Zeiten, weil sie auf dem Forum ein freies Volk versammelt gesehen hatten, er liebte die alten Sitten, weil sie Männer schmückten, die nur gerechten und freien Gesetzen unterthan waren.

Es ist ein alter Vorwurf, der die Volksfreunde schon oft getroffen hat, daß sie im Glauben an die Götter indifferent wären. Man erstaunt, auch bei Tacitus so viel Gleichgültigkeit gegen die Religion zu finden und hat sich daher beeilt, ihn zum Philosophen zu machen. Dieser Umstand erklärt sich aber anders. Die Freiheit führt schon seit dem Anfange alles Irdischen mit dem Himmel eine Art von Prozeß. Wir müssen die Schläge des Despotismus ertragen und dabei so oft hören, daß sich unsere Peiniger auf dieselbe Autorität berufen, die uns als lezter Trost noch übrig blieb. Noch nie ist das Schicksal der Freiheit

günſtig geweſen, während die Despotie ſich am lieblichſten Sonnenſcheine wärmen durfte. Daher dieſer ſonderbare Groll gegen einen Thron, der uns von Kindesbeinen an immer ſo monarchiſch, ſo wenig konſtitutionell geſchildert worden iſt. **Tacitus** würde am Tage der Freiheit ſo gut den Olymp geſäubert haben, wie es ſpäter die Ueberſchwänglichen mit dem nüchternen, von den Bourbonen ſo oft citirten blauen Himmel der Chriſten thaten. Allerdings hätt' er darauf einen 20. Prairial gefeiert, denn er läugnete die Götter nicht, ſondern haßte ſie nur: er würde die beſſern unter ihnen wieder zu Herren der Altäre und Tempel gemacht haben. Aber **Tacitus** wußte, daß die Götter in Rom nur durch Dekrete des freien Volks zur Verehrung zugelaſſen waren, es ſchien ihm daher undankbar, daß ſie dies Volk im Unglück verließen und die Tyrannei in ihren Schutz nahmen. In einer ſo ſchlechten Zeit, wo die höchſte

und ſchwierigſte Kunſt die Schmeichelei war, mußt' er glauben, daß ſelbſt die Götter ſchmeicheln gelernt hätten.

Warum man nur den **Tacitus** auf unſern Schulen lieſt? Für die Schönheiten ſeines Styls ſind die Schüler noch nicht empfänglich, und ſeine Gedanken werden ihnen niemals einleuchten, weil ſie die Lehrer ſelbſt ſo ſelten verſtehen. Nur in einem ſpätern Alter, wo die Vergleichungen mit unſerer Zeit, in der ſich nur das Alte wiederholt, dem Erfahrnen ſchon vertrauter ſind, ſollte man ſich mit dieſem unſterblichen Schriftſteller bekannt machen. Freilich iſt es nicht Troſt und Erquickung, was er uns geben kann, aber mit großartigen Empfindungen wird er unſer Herz erfüllen, er wird uns mit Muth und Ausdauer für die Kämpfe der Gegenwart ſtählen, wir werden Vieles bei ihm lernen, was uns an unſern Zeitgenoſſen immer dunkel geſchienen iſt. In dieſer Hinſicht iſt **Tacitus** noch wenig benuzt worden.

Will man dafür ein Muſter haben, ſo leſe man die unübertreffliche Skizze, die Camille Desmoulins in ſeinem alten Franziskaner von den Zeiten des Tacitus, als Spiegel für ſeine eigene entworfen hat. Man findet ſie bei Mignet im achten Kapitel ſeiner Revolutionsgeſchichte.

Man pflegt die Zeit des 15. und 16. Jahrhunderts die Zeit der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften zu nennen; doch gingen ihnen ſchon mancherlei Beſtrebungen voran, wodurch jene Regeneration den Charakter eines Wunders verliert. Ich glaube, daß ſogar die berüchtigte Scholaſtik den menſchlichen Geiſt in ſeinen Fortſchritten gefördert hat.

Bekanntlich trennten ſich die Scholaſtiker in Realiſten und Nominaliſten. Die Realiſten ſprachen den ſinnlichen, unſerer Anſchauung zunächſt gelegenen Dingen das wahre

Sein ab, und ſchrieben es nur den allgemeinen Begriffen, den Univerſalien zu. Die Nominaliſten ſtanden dem Ariſtoteles näher, weil ſie der Erfahrung ein größeres Recht einräumten. Die Realiſten würden wir heute Idealiſten nennen, weil ſie in platoniſchen Anſichten wurzelten. Ihren Gegnern ſind die individuellen Einzelnheiten wahr und wirklich, die ſogenannten Univerſalien aber nur leere Abſtraktionen, die allein eine Beziehung auf die Thätigkeit des Verſtandes, keine auf die wirkliche Realität haben.

Der Myſticismus äußerte ſich in früheren Zeiten mehr mit ſeiner ſpekulativen Ausbildung, in ſpäteren mit praktiſcher. Namentlich ſtanden in Deutſchland und Holland Männer auf, die jene mit ſo vieler Erbitterung behandelten ſcholaſtiſchen Streitfragen verwarfen, und auf ein lebendigeres, das innere und äußere Leben erfaſſendes Chriſtenthum drangen. In den Niederlanden zeichnete ſich in dieſer

Hinsicht **Gerhard de Groote** aus, der Gründer einer besondern Brüderschaft, die sich dem Unterrichte der Jugend weihte. **Thomas a Kempis** schrieb ein geschmackvolles, den Geist des reinsten Christenthums athmendes ascetisches Buch, und bildete so geschickt einige fähigere Köpfe, daß diese späterhin viel zur Belebung des wissenschaftlichen Geistes in Deutschland beitragen konnten.

Die neue wissenschaftliche Richtung nahm in Italien ihren Anfang. Die Namen eines **Petrarca** und **Boccaccio** glänzen in diesem Zusammenhange eben so sehr als unter den Dichtern in italienischer Zunge. Fürsten und Staatsmänner hielten es für die schönste Zierde ihrer Wirksamkeit, das wieder erweckte Studium der klassischen Literatur zu befördern. Gelehrte oft sehr angesehene Griechen brachten nach der Einnahme Konstantinopels nicht nur eine große Anzahl bisher vermißter oder nur in wenigen Exemplaren

vorhandener griechiſcher Schriftſteller mit, ſondern auch die ſchon ganz untergegangene Kenntniß der griechiſchen Sprache ſelbſt. Auch Deutſchland koſtete die Früchte dieſes neuen regſamen Eifers. Man war gewohnt, ſeine Studien auf italieniſchen Univerſitäten zu vollenden, und italieniſche Lehrer kamen ſelbſt auf deutſche Univerſitäten, wo ſie als Docenten der Poeſie und Beredtſamkeit die humaniſtiſchen Studien beförderten.

Hiedurch geſchah es, daß die Philoſophie nicht mehr ein Streit war zwiſchen **Plato** und **Ariſtoteles**; ſondern **Plato** kämpfte gegen **Plato**, **Ariſtoteles** gegen **Ariſtoteles**; nämlich der wahre gegen den falſchen. Nur aus ſehr trügeriſchen Quellen hatte das Mittelalter die Schriften dieſer Weiſen gekannt. In der griechiſchen Urſprache wurden ſie nicht geleſen, und die lateiniſchen Ueberſetzungen kamen nicht einmal unmittelbar aus dem Griechiſchen

ſondern aus dem Arabiſchen; ja Vieles hielt man für Platoniſch und Ariſtoteliſch, was offenbar Machwerk einer ſpätern Zeit war. Selbſt der Gegenſatz **Plato's** und des **Ariſtoteles** war nicht vollkommen erkannt worden; man war allgemein überzeugt, daß die ſpätern Neuplatoniker nicht nur die ächten Schüler des Meiſters, ſondern auch die wahren Verſöhner jener beiden Philoſophen wären. Allein jezt lernte man den Grundtext nach eigener Anſicht kennen, und Nichts kann verſchiedener ſein, als die Platoniſche Philoſophie der frühern Zeit, und wie ſie nun bei **Petrarka, Ficinus** und dem Grafen **Pico von Mirandola** erſchien. Auf dieſem Wege kam auch in Deutſchlend **Nikolaus von Cuſa** zu einem Syſtem, das an Originalität alles Frühere übertrifft, und vorzüglich merkwürdig iſt durch die Annäherung an neuere und neueſte Philoſopheme unſerer Zeit.

Zulezt entſchied die Erfindung der Buchdruckerkunſt, durch die nicht nur in den Verkehr der Gelehrten die größte Lebhaftigkeit kam, ſondern auch die ſchnelle Verbreitung der damals ſo kühn auftauchenden Anſichten allein möglich wurde.

Für Deutſchland iſt der gekrönte Dichter **Conrad Celtes** der vorzüglichſte Repräſentant jener erſten begeiſterten Periode, als die durſtenden Seelen aus den Brüſten des Alterthums ihre klaſſiſche Milch und Nahrung ſogen. **Celtes** übertrug ſeine neue Bildung noch nicht, wie **Reuchlin, Erasmus** und Andere, auf die Behandlung beſtimmter Disciplinen; ſondern das Alterthum iſt bei ihm Selbſtzweck, und er ſelbſt ein unmittelbarer Nachfolger des **Alcäus und Horaz.** Wenigſtens gab er ſich dafür aus.

Reuchlin brach für jene Studien eine freie Bahn, welche ſpäterhin die Reformatoren zur Begründung ihrer

Lehrmeinungen beſtändig rege erhalten mußten. Er war der Lafayette der Reformation. Sein Name wirkte wie Zauberſchlag auf ſeine Zeitgenoſſen, und die Sache des Lichts und der Wahrheit war auch immer die ſeinige. Für ihn kämpfend, kämpften ſeine Anhänger gegen die Anmaßung der Orden, gegen die Verketzerungen gallichter Theologen. Durch **Reuchlin** wird hauptſächlich Das repräſentirt, was in der Theologie die Freiheit der Wiſſenſchaft iſt.

Erasmus aber gehörte zu jenen Beklagenswerthen, die in der Abſicht, ſelbſt zu täuſchen, immer betrogen werden. Weil er Jedermanns Freund ſein wollte, traute ihm Niemand; ja weil er in der Verſtellung nur lebte, konnte er nicht einmal gegen ſich ſelbſt aufrichtig ſein. Man hat ſich gewohnt, ſich ihn immer ſchlau lächelnd zu denken; man hat das **Erasmus**'ſche Lächeln zum Sprichwort gemacht. Aber **Erasmus** lächelte den Männern von Witten-

berg nicht zu, sondern er erschrack vor ihnen. Er erschrack, daß man sich entschloß, an eine Sache nicht mehr zu glauben, wo er schon längst es für anstößig gehalten hätte, daß man daran glaubte. Er begriff nicht, wie man von der Opposition gegen den Pabst und die Hierarchie solchen Aufhebens machen konnte. Er erschrack um so mehr, weil er sah, daß **Luther** eine Gränze hatte, und daß er doch noch an einige Dinge glaubte, welche **Erasmus** mit dem Papste und der Hierarchie in eine Kategorie stellte. Aehnliche Erscheinungen erleben wir noch immer. Wenn man die Wahrheit nicht im ganzen Umfange besitzen kann, so zieht man es vor, einstweilen lieber bei der Lüge zu bleiben.

Die Darstellung der deutschen Poesie des Mittelalters war bisher nur ein rohes Aggregat einzelner Notizen. Das Höchste, was die altdeutsche Philologie erreichte, und was

ſie als eine Schematiſirung ihrer Stoffe benuzte, war eine Analogie der griechiſchen Literaturgeſchichte. Wie nämlich die Griechen an die Verſchiedenheit ihrer Völkerſtämme auch die Entwickelung der verſchiedenen Dichtungsarten, an die Jonier das Epos, an die Aeoler und Dorer die Lyra anſchloſſen, ſo wollte man auch an die deutſchen Dialekte die beſondere Ausbildung einzelner poetiſcher Gattungen anknüpfen und daraus ein durchgreifendes Theilungsprinzip entwickeln. Allein wenn auch die Sprache als Organ der Darſtellung für die Eigenthümlichkeit der Poeſie immer ſehr entſcheidend geweſen iſt, ſo hat doch die deutſche mittelalterliche Dichtkunſt kein rechtes ſubjectives Intereſſe. Ihre Geſchichte kann weniger von vortrefflichen Dichtern erzählen als von vortrefflichen Stoffen. Die Zeit dichtete gleichſam den Dichtern vor; aus ihrer Rieſenharfe fingen ſie für ihre, aufrichtig geſagt, ſehr ſchwachen Leiern den klingenden Ton

auf. Die Sprache iſt alſo für die deutſche Literatur-Entwicklung ſo unweſentlich, daß man nicht nur den dunkelſten, verworrenſten Dichter, **Wolfram von Eſchenbach**, wenn nämlich der Titurel von ihm herrührt, dennoch den Repräſentanten der deutſchen Dichtkunſt im Mittelalter nennen darf, ſondern auch manches lateiniſche Sprachdenkmal zur Erklärung jener Poeſie benutzen muß.

Ueber dieſe Anſicht, welche zum großen Theil auch die **Lachmann's** iſt, gingen in der neueren Zeit **Roſenkranz** und **Gervinus** hinaus, der Lezte unabhängiger als der Erſte. **Roſenkrauz** verarbeitete jene Geſchichtsanſicht, welche in jeder Lage einen eigenthümlichen und nothwendigen Culturzuſtand ſieht, und die Würde des Geſchlechts nicht allein auf den Gipfeln der Bildung, ſondern auch in den Anfängen, und in jeder Stufe findet, die zum Höhepunkt führt. Man kann mit vieler Achtung von dieſen

Prinzipien ſprechen, ohne darum ihre Conſequenzen zu billigen. Das ängſtliche Beſtreben **Roſenkranz's** um philoſophiſche Begründung führt den talentvollen Mann auf zwei ſehr ungünſtige Ausgänge. Theils hat ſich bei ihm der Scharfſinn mit der Wahrheit nicht ganz vermählt, theils übertreibt der Verfaſſer den Werth ſeines Gegenſtandes, und ſezt ihn dadurch unwillkürlich herab. Wenn er an die Unſchuld der einfachſten Dinge mit ſeiner philoſophiſchen Manier in Prozeſſion heranwallfahrtet, ſo ironiſirt er nur ſeinen Gegenſtand, den man unwillkürlich belachen muß. Er führt ſeine Leſer mit einem grotesken Pathos an Oerter, wo er Schätze zu heben verſpricht, und wo ſich nur der flachſte Sand findet. Die Poeſie des deutſchen Mittelalters iſt von Hauſe aus des großen Aufhebens nicht werth, und ſinkt, auf eine ſo preziöſe Art behandelt, vollends im Werthe.

In der Einleitung ſeiner Geſchichte der deutſchen Poeſie im Mittelalter unterſcheidet **Roſenkranz** drei Kunſtformen: Symbolik, Plaſtik, Romantik. Die leztre kommt dem Mittelalter zu. In dieſer ganzen Entwicklung herrſcht durchweg eine Verwirrung Deſſen, was in der Mythe, und Deſſen, was in der Kunſt höher ſteht. Der Verfaſſer ſezt die Plaſtik höher als die Symbolik, und mit Recht, wenn es der Kunſt gilt; aber er ſtellt auch den religiöſen Inhalt höher, und daran hat er Unrecht. Der indiſche Mythus mit ſeinen tollen Extravaganzen ſteht dem urſprünglichen Gottesbewußtſein näher, als der griechiſche, wo die Idee der Gottheit ſchon bis zum Menſchen verſunken war, und im todten Marmorblock erſtarb. Sind überhaupt Symbolik und Plaſtik coordinirte Begriffe? Bezeichnen ſie mehr als einen graduellen Unterſchied? —

Bei **Roſenkranz** iſt das Mittelalter epiſch, und doch

nennt er den Streit der Kirche und des Reiches lyriſch. Dieſer Streit iſt ihm gerade das Mittelalter. Wie löſ't er dieſen Widerſpruch? Genug, er bleibt bei dem Satze, jene Aera ſei ein Epos geweſen und ihre Poeſie gleichfalls; Epos, Lyrik und Didaktik müſſen ſich aber nun ausſcheiden laſſen, wenn auch nur als Momente jenes epiſchen Charakters, der dem Ganzen eigen bleiben mag. Seine Anſicht iſt dieſe: Zwar hat im Mittelalter auch die Lyrik ihre Blüten getrieben, aber nur ſolche, die aus dem Boden jener Zeit ſprießen und in ihrer Sonne gedeihen konnten.

Aber wie? Wenn man unſre Zeit die dramatiſche nennt, finden ſich in ihr nicht auch Elemente, die unſer Drama bedingen? Iſt unſer Leben nicht an Geſetze gebunden, die auch für unſre Kunſt verbindlich ſind? Sind wir alſo dramatiſch nur in ſo fern, als wir zugleich epiſch

ſind? **Roſenkranz** ſchildert die epiſche Literatur auf eine vortreffliche Weiſe, aber ihm zu Folge gibt es nun keine ſchwäbiſchen Dichter mehr, es gibt keinen **Walther von der Vogelweide** mehr, keinen **Gottfried von Niſen**, keinen **von Singenberg, von Lichtenſtein, von der Warte, von der Aue** mehr, keinen **Veldecken**, keinen **Nithardt.** Dafür nur Sänger der Geſchlechtsliebe, des Frühlings, des Tanzes, der himmliſchen Liebe, Sänger als „Kritiker des beſtehenden Lebens," des weltlichen und geiſtlichen Zeitgeiſtes. **Roſenkranz** zerſtört die Individualität der lyriſchen Dichter, zieht aus jedem ihrer Geſänge das Thema aus, bringt die Reſultate unter Rubriken, und das Wichtigere ſind nun jene Abſtraktionen, irdiſche, himmliſche Liebe, Luſt des Maien, der Tanz u. ſ. w. nicht mehr die Sänger, die dieſe beſungen haben. Seine Behauptung, daß die Macht der Perſönlichkeit bei dieſen Dichtern nicht

mehr ſo hervorgebrochen iſt, wie bei den heutigen, iſt nur zum Theil wahr; denn **Walther, Ulrich von Lichtenſtein**, fürſtliche Sänger, die Sänger auf der Wartburg haben zwar in verwandten Tönen gedichtet, aber jeder nach ſeiner eignen perſönlichen Empfindung und nicht ohne Rückſicht auf die Schickſale und Bedürfniſſe ihres Lebens. Sie alle haben erſt gelebt und dann geſungen. Und es wäre eine mörderiſche Anſicht des Mittelalters, wenn man ſeine Objectivität ſo weit ausdehnen wollte, daß die in ihm lebenden Perſonen nur Das gethan und gelebt hätten, was an jedem Stein, an jeder Pflanze ein eingeſchriebenes Geſetz ihnen befohlen hätte.

In einer ſpeziellen Schrift behandelte **Roſenkranz** früher ſchon das Heldenbuch und die Niebelungen.

Er entwickelte darin die Sage aus dem Volksgeiſte und zeigte, wie dieſen die beſondere Geſchichte des Volkes

modifizire, und der Volksgeist wieder die Sage; darnach ordnete er die Gedichte des Heldenbuches.

Die Völkerwanderung, das Drängen der Völker um den Rhein, Attila, der aufgeschlossene Orient sind für die besondere Gestaltung der deutschen Sage entscheidende Momente. Sigfrit ist auch Sigenot, Dietrich ist auch Hug- und Wolfdietrich, nur durch andere Einflüsse anders bestimmt.

Zulezt geht die volksmäßige Sage, je mehr sie der kirchlichen sich nähert, in eine andere Form, die romantische über.

Die Niebelungen bezeichnen die Verbindungen des Sigfrit'schen und Dietrich'schen Sagenkreises. Wer ist der Verfasser der Niebelungen? **Lachmann** wurde der **F. A. Wolf** dieser Frage. Er lenkte sie von dem Verfasser der Niebelungen auf die Entstehung der Form ab.

ſpricht von zerſtreuten Rhapſodien, deren Vereinigung das Werk eines ſpäteren Diaskeuaſten geweſen wäre. Den mythiſchen Inhalt des Gedichtes betreffend, ſo gibt es zwei Anſichten, nach welchen entweder das Gedicht hiſtoriſch verſtanden, und die Burgundiſche Geſchichte zur Erklärung herbeigezogen wird, oder theologiſch und typiſch, wornach Sigfrit gleich Baldur, Dietrich gleich Thor u. ſ. w. wären. **Lachmann** ſchlägt einen Mittelweg zwiſchen Beiden ein. Sigfrit iſt ein Heros, die Niebelungen ſind Dämonen, desgleichen Hagen und Günther, Brunhild aber eine Valküre.

Durch dieſe Hypotheſe wird freilich manche dunkle Stelle der Niebelungennoth erklärt, aber wie kann man zwiſchen Sage und Mythe einen ſo genauen Unterſchied feſtſtellen! Die Götter als ci-devant lebende Menſchen zu faſſen, mag die unzuläſſige Annahme des Euhemerismus

ſein, aber daß die Heroen urſprünglich von der Erde zum Himmel geſtiegen ſind, wird ſchon dadurch bewieſen, daß ſie von dort nicht wieder herabkommen.

Ein zweites Hauptwerk des Mittelalters iſt der Titurel, ein Gedicht, über welches die verſchiedenartigſten Urtheile ausgeſprochen worden. **Lachmann** nennt es albern, **Gervinus** horribel, nur **Roſenkranz** hält dafür, daß der jetzige Titurel ein unweſentlich verändertes Produkt **Wolfram's von Eſchenbach** wäre, das Produkt eines Dichters, der gleich **Dante** einen Dom des Mittelalters aufgebaut hätte. In dieſem Titurel findet **Roſenkranz** die Anſicht jener Zeit vollſtändig ausgeſprochen, den tiefgefühlteſten und ohne Verſöhnung gelaſſenen Gegenſatz von Kirche und Staat.

So viel ſteht feſt, daß der kurſirende Titurel eines Dichters, wie **Eſchenbach** gänzlich unwürdig iſt; Wenige

ſind in dem Fall, daß ſie ihn geleſen haben. In den fleiſſigen frommen Tagen der Reſtauration habe ich ſogar die Heidelberger Handſchrift abgeſchrieben, und mich ſelbſt von der Nüchternheit und unausſtehlichen Breite dieſes Titurel überzeugt.

Was ſoll man aber ſagen; es exiſtiren ungefähr hundert und ſiebzig Strophen eines Titurel, die ſo ſchön ſind, daß ſie in der That von **Wolfram von Eſchenbach** herrühren könnten. Der Verfaſſer des ſchlechten Titurel gibt ſich für **Eſchenbach** aus, daraus ſchloß man, daß **Eſchenbach** wirklich einen Titurel, aber einen unendlich ausgezeichneteren gedichtet habe. War dieſer Schluß nicht vielleicht übereilt? Die Frage iſt noch immer nicht entſchieden worden.

Philoſophie.

Auf dieſem Felde hat die Heftigkeit der wiſſenſchaftlichen Polemik nachgelaſſen, doch arrondirten ſich die verſchiedenen Syſteme in mancherlei poſitive Zuſtände, welche in den Bereich des Staates und der Kirche gehörten. Unfähig, den ebenbürtigen wiſſenſchaftlichen Kampf auszuhalten, kämpften manche dieſer Doktrinen plötzlich mit jenen unerreichbaren Waffen, welche ſie einer bedeutenden Stellung im Staate

und ſonſtigen Bevorzugungen verdanken. Was früher nur im Gebiete der Wiſſenſchaft als entgegengeſeztes Prinzip galt, das charakteriſiren dieſe Herren jezt als falſche Lehren. Kann es einen böswilligeren Ausdruck geben? Als falſche Lehre iſt jede freie Aeußerung gleich verdächtigt und in die Kategorie jener Irrthümer geſtellt, welche zu bekämpfen ſich alle Staaten das Wort gegeben haben.

Wo die Prinzipien ausgingen, und nichts mehr zurückblieb als Hochmuth, Intoleranz, Haß und Gewiſſenloſigkeit, da konnte man bald darauf kommen, ſolche Mittel zu ergreifen. Alles, was gegen **Schelling** ſpricht, wird von ihm als ein Werk des Satans bezeichnet, und Wer ſich erlaubt, an der Folgerichtigkeit der **Steffens**'ſchen Deduktionen zu zweifeln, wird ohne Weiteres in das revolutionäre Getriebe unſerer Zeit hineinconſtruirt. Falſche Meinung!

Als wenn ſich nicht Jeder glücklich ſchätzen würde, die wahre zu haben!

Am edelſten entwickelte ſich noch die **Hegel**'ſche Philoſophie, die, um ſich nach dem Tode ihres Meiſters halten zu können, auf wirkliches Talent angewieſen war. Sie iſt am ſprechendſten im wiſſenſchaftlichen Verkehre verblieben, und hat ſich mit rühriger Theilnahme nach mancherlei Seiten hingewandt, wo ſie entweder Andere, oder auch nur ſich ſelbſt bereichern konnte.

Zwiſchen **Schelling** und **Hegel** ſchürt ſich die polemiſche Debatte immer glühender an. Die **Hegel**'ſchen ſind zaghaft, die **Schelling**'ſchen vornehm. Profeſſor **Hinrichs** hat in den Berliner Jahrbüchern eine ſentimentale Klage erhoben, daß der Freund vor'm Freunde, der Bruder vor'm Bruder nicht mehr ſicher ſei, und vergaß dabei im Schmerze die neueſten Behauptungen **Schellings** zu widerlegen. Wäre

das Leztere denn so unmöglich gewesen? **Schelling** übersah, daß **Hegel's** Philosophie kein System, sondern ein Akt ist, daß man ihre einzelnen Fundamentalsätze für Stationen auf dem Wege eines logisch-subjektiven Prozesses halten muß. Wenn **Schelling** das **Hegel**'sche Vor- und Rückschlagen der Ideen nicht begreifen kann, so findet ja **Hegel** in seiner Negation nur eine Elastizität, die gar nicht in den Dingen, sondern in der größern oder geringern, in der unendlichen Energie des beliebigen Denksubjektes liegt. Man nenne diese ewige Persönlichkeit des real-idealistischen Prozesses Abstraktion, oder Absorption, oder Annihilirung, oder Reduktion des unbestimmten, prädikatlosen, wie die Alten sagten, Seienden, oder, wie **Hegel** sagte, reinen Seins, so ist die Formel, daß alles Sein gleich Nichts sei, entweder eine große Thorheit, oder nichts als der belauschte Zustand des Denkenden, die einfache Beschreibung einer

reflektirenden Thätigkeit im Menschen, die psychologische Erklärung einer nur historischen Thatsache. Allein das Unglück der jungen **Hegel**'schen Schüler ist, daß sie nicht gewohnt sind, selbst zu denken. Von der Phrase über die Objektivität des Gedankens verführt, nehmen sie die Gedanken gleichsam als Etwas, das am Wege fix und fertig liegt, und vergessen es, die Wahrheit, wie ihr Meister es that, aus sich herauszuspinnen, und an ihre innere Befähigung zur Gedankenentwicklung zu appelliren.

Professor **Krug** glaubte ein Recht zu haben, sich in diesen Streit zu mischen. Einem schadenfrohen Kinde gleich, das Rübchen schabt, wenn seinem Gegner ein Unglück passirt, stellte er sich hin und pfiff und hezte, gleich als bissen sich zwei Hunde. **Krug** ist ein Mann von köstlicher Unabhängigkeitslust. Warum mußte aber diese unermüdliche Regsamkeit und protestantische Unverbesserlichkeit an einen

gar so trivialen und oberflächlichen Denker verschwendet sein. —

Ernster war der Kampf zwischen **Bachmann** und **Rosenkranz.** Hier fielen so harte Ausdrücke, daß man wünschen mußte, ihr Echo wäre durch bessere Resultate des Kampfes gemildert worden; aber woher sollen diese kommen, wenn der Hochmuth den Einen sagen läßt, er halte seinen Gegner für einen Schüler, und den Andern, er halte seinen Gegner für einen Mann, von dem er Nichts lernen könne? **Bachmann** zeigt, daß es ihm Ernst um die Sache ist; doch wenn er wirklich seinen Gegner für so unbedeutend hielte, so würde er kein Buch gegen ihn geschrieben haben. **Rosenkranz** dagegen versieht es darin, daß er sich in Allgemeinheiten zurückzieht, und durch den recht dringenden Wahrheitseifer seines Gegners sich nicht veranlaßt fühlt, an seinem Erkenntnißbaume ein wenig stärker zu rütteln.

damit man auch etwas von reifen Früchten herabfallen ſieht. Es iſt durchaus für die **Hegel**'ſche Philoſophie ein immer lebhafter werdendes Bedürfniß, daß ſich ihre Anhänger von dem Univerſalismus des Syſtems und ſeinen ſonſtigen Anwendungen zurückziehen, und die Wahrheit ihres Meiſters mit dialektiſcher Originalität aus ſich ſelbſt herausconſtruiren. **Roſenkranz** iſt ein an Reſultaten ungemein reicher Kopf, aber die wenigſten davon hat er ſelbſt gefunden. **Bachmann** weiß nicht ſo viel, ſeine Gedanken haben keinen idealiſchen Nimbus, aber der Schweiß ſteht ihm auf der Stirn, es iſt ihm heilig um die Sache zu thun.

Herbart hat durch ſeine Verſetzung nach Göttingen ein günſtigeres Terrain gewonnen; er gab vor Kurzem einen Umriß pädagogiſcher Vorleſungen heraus, die Folgendes aufregen: Das Erziehungsprinzip der Alten war formell, das unſere iſt reell. Jene bezweckten die Kunſt des Lebens,

wir bezwecken nur Thatſachen. Bei den Alten fing die Erziehung mit dem Staate an, und hörte mit den häuslichen Tugenden auf; wir erziehen aus dem Hauſe in den Staat hinaus. Sonſt lag in den Sitten die Erziehung; jezt hängt das Sittliche ganz von der Erziehung ab, ja ſogar das Moraliſchſittliche; denn ich glaube, wenn man einmal auf den Grund des menſchlichen Gemüthes ſteigt (und das thut alle heutige Pädagogik), ſo rüttelt man immer die ſchlummernde Erbſünde auf, die ſich bei den Alten in großen Beſchäftigungen und Entſchlüſſen von ſelbſt verflüchtigen machte. Seit die geniale Erziehung der Alten verſchwunden iſt, kann man auch erſt recht fühlen, daß der Menſch, dies reine, von Natur und Sitte losgeriſſene Abſtraktum, von Natur ſchlecht iſt. Ohne Prügel, ohne die Combination (ich ſage nicht den Inſtinkt!) der Ehre, ohne ein ferneres eigennütziges Calkül wären aus der Mehrzahl unter uns

nur Diebe geworden. Iſt dies nicht wahr, ſo muß man es wenigſtens fürchten. Die Alten fürchteten, daß ihren Kindern das Gemeine könnte angeboren ſein. Wir haben alle Urſache, daſſelbe von den Verbrechen auch bei den unſern zu glauben.

Herbart mißbilligt vielleicht dieſe Parallele und die Hypotheſe von des Menſchen urſprünglicher Erbärmlichkeit; doch kommt ſein pſychologiſcher, gewiß richtiger Grundſatz ganz darauf hinaus. Es iſt erfreulich, in dieſem zwar rhapſodiſchen, aber an Erfahrung nicht armen Büchlein das Prinzip der Strenge vorwalten zu ſehen. Auch ſind die Vorſchriften **Herbart's** alle praktiſch, und halten ſich fern von jener illuſoriſchen Schwärmerei, die nirgends mehr verderben kann, als in der Erziehung. Das, was ſich im Kinde am frühſten entwickelt, iſt der Widerſtand, dies herrliche Unterpfand, daß der Knabe einmal künftig die Selbſt-

ſtändigkeit ſeines Willens, oder das Mädchen die Selbſtſtändigkeit ihrer Unſchuld bewahren kann. Aber niemals wird zu befehlen verſtehen, wer nicht gehorchen lernte. So glaub' ich, daß die Erziehung überaus reſtriktiv ſein muß, und das ganz nach jener bibliſchen Maxime: Züchtige, was du lieb haſt, da es noch jung iſt!

Wie das Vielregieren, taugt auch das Vielerziehen nicht. Dem Zöglinge Alles zurecht machen, ihm jedes Hinderniß aus dem Wege räumen, immer nachdenken, was die beſte Methode iſt; das iſt das beſte Mittel, untergeordnete und verzärtelte Charaktere zu ſchaffen. Man ſollte die Eigenſchaft als Erzieher niemals trennen von Dem, was man ſonſt im Leben vorſtellt, nie den Ton höher oder tiefer ſchrauben, wenn man zu dem Kinde redet. Das Saatkorn des Talents und des Charakters liegen in der jungen Seele vergraben, und beide ſchießen von ſelbſt auf, wenn nur

eins dem Kinde gelaſſen wird, Raum, ſich ſelbſt zu bewegen. Laß deinen Zögling ſich akklimatiſiren an deine Natur mit allen ihren unverdeckten Eigenheiten! Das beſte Erziehungsmittel iſt nicht der pädagogiſche Grundſatz, ſondern der Beſitz der pädagogiſchen Natur. Die rauhe und ſpröde Natur iſt hier oft die beſte, wenigſtens iſt die die ſchlechteſte, die Jedem vorſchweben wird, wenn er an gewiſſe glattgeſcheitelte Lehrer denkt, namentlich der weiblichen Jugend, die immer naiv, immer kindlich, immer im Sinne der Oſtereier ſprechen, und nur damit enden, daß ſich ihre Zöglinge früh über ſie luſtig machen. Um eine pädagogiſche Ausdünſtung, möcht' ich faſt ſagen, eine pädagogiſche Phosphorescenz zu haben, ſind gerade oft die ſchroffſten Manieren, und iſt beſonders das Eine nöthig, daß man in ſeiner erwachſenen Sphäre bleibt, und es dem Kinde überläßt, an uns hinaufzuklettern. Wenigſtens werden auf dieſem Wege

geiſtreiche und charakterfeſte Kinder erzogen. Kinder ſollten in einer Familie gar nicht beachtet, ſondern immer als ein etwas läſtiges Möbel hier- und dahin gedrängt werden; man ſoll ſie nach dem ungerechten Maßſtabe, den man an Erwachſene legt, beurtheilen, kurz ſo verfahren, wie ungebildete und arme Leute von ſelbſt thun; dann kann man gewiß ſein, daß man an Buben und Mädchen Freude erlebt; denn ſie werden genial ſein, wie es bei den Armen immer der Fall iſt, wenn man deren Kinder nur in einer gewiſſen Periode abfinge und einer weiteren Ausbildung anheim gäbe.

Meine rigoriſtiſche Theorie führ' ich auch in der Schule durch. Das Geſchwätz von Veredlung der Sitten durch das klaſſiſche Alterthum! Die unnütze Polemik des Realismus gegen die humaniſtiſchen Studien! Ich denke mit **Leſſing**, daß alle Bildung der Jugend formell ſein ſoll.

Was dem Zögling eingeprägt wird, ist doch Etwas, was er später entweder von selbst verlernt oder verlernen muß, weil es falsch ist. Das aber, was bleibt, ist die gespannte Muskelkraft des Geistes, logisch-formelle Enterhaken, die Alles, was ihnen unterkömmt, scharf anpacken, Assiduität und Gedächtniß. Deßhalb scheint mir das kritisch-grammatisch-philologische Studium der Alten in der ganzen Pedanterei, welche die Jugend ja nicht merkt, besonders wichtig, weil es dem Geiste mehr nüzt, als der realistische Brei von Länder- und Völkerkunde, mehr als **Pestalozzische** Verstandesübungen, mehr als die Eleganz neuerer Schulmänner, die gern **A. W. v. Schlegel** und „die tiefe Bedeutung des Alterthums“ im Munde haben. An der knöchernen lateinischen Grammatik beißt man sich die ersten Zähne des scharfsinnigen Urtheils aus. Der Brei des Gehirns rinnt zu Gedankenflocken zusammen, die Philosophie

baut sich schon einige unsichtbare Stufen, das kann selbst die Mathematik so nicht erreichen, wie das Traktiren der alten Autoren. Die Mathematik ist leerer Formalismus, es ist das Uebereinanderklappen dummer Telegraphenlettern. Mathematik hat nichts, als die Form selbst zu ihrem Inhalt, es ist ein künstliches Gebäude, das für sich besteht, und gar keine freie Anwendung leidet. Findet man nicht immer, daß die scharfsinnigen Mathematiker im Leben vor lauter Zerstreuung und unlogischen Combinationen sich lächerlich machen? Mathematiker, die in einem Conzert die Musik überhören, während sie oben an der Decke des Saales die Kreise des Simses ausmessen? Den wahrhaft energischen Formalismus, das Bett künftiger Gedanken, verdankt die Jugend den Alten und unsern alten Orbilen, die uns einst so vielen Kummer und Spaß verursacht haben. In diesem Sinne hatte **Heinrich Laube** Recht,

wenn er irgendwo von mir drucken ließ, daß ich für die griechiſchen Partikeln ſchwärme.

Aber wenn man von Erziehung ſpricht, kann man das Aufhören nicht finden!

Theologie.

Fünfzehn Jahre hindurch ſtritt man über das Verhältniß der Vernunft zur Offenbarung, des Rationalismus und Supernaturalismus. Die Zeit von 1813 an war ernſt; man ſuchte in religiöſer Geſinnung Troſt und Erhebung, und wer nicht an der Praxis des politiſchen Lebens zum Kämpfer wurde, ward es durch den Streit der theologiſchen Theorien.

Die Sache ſelbſt war nicht neu; man mußte auf den

alten Streit des aufgeklärten Deismus mit der Orthodoxie zurückkommen, und man kann wohl ſagen, daß damals die Wahrheit beſſer entſchieden war, als ſie es jezt wurde. Die Gegenſätze des Wiſſens und Glaubens ſchienen zu verſchwinden. Man war daran, nicht mehr die Conſequenzen der beiden Seiten für ſich zu ziehen, gegen einander zu halten, oder wie man wohl jezt will, ſie zu verſöhnen, ſondern einen erſten Grund für Beide aufzuweiſen, und ſie in ihren Urſprüngen auf die gleiche Quelle zurückzuführen. Dies war damals das Werk der Philoſophie.

Ich behaupte ſogar, daß die deiſtiſche Aufklärung einen ſehr großen Vorzug vor dem Rationalismus hatte. Denn jener war wenigſtens aufrichtig; frei und unabhängig hatte er ſeiner Beziehung zum Chriſtenthume längſt entſagt, und bei der Annahme gewiſſer moraliſchen Lehren allein das praktiſche Bedürfniß zur Norm genommen. Der Rationalismus

dagegen kommt nie zu einem Reſultate, er bleibt immer in der Mitte mit einem Obgleich — Sodoch ſtehen, und iſt kaum etwas Anderes, als eine kritiſche Funktion, welche die Anſichten des Deismus bibliſch und ſymboliſch ausdrücken will. Die Deiſten hatten keinen Cultus, die Rationaliſten ſind Prieſter.

Die Rationaliſten ſagen, daß ſie von **Kant** herſtammen. Das iſt unrichtig. **Kant** durfte auch zur Grundlage des Supernaturalismus gemacht werden. **Steudlin** z. B. iſt Kantiſch-ſupernatural. Als dieſe Stütze wankte, lehnte ſich der Rationalismus an **Luther** an, aber auch dieſen nahmen die Supernaturaliſten in Anſpruch. Endlich wandte man ſich an die Bibel, allein die Andern folgten immer nach. Man kann aus der Bibel die Vernunft und den Glauben, das göttliche Recht und die Republik zu gleicher Zeit nachweiſen.

Seitdem hört man nur von einem bibliſchen Rationalismus, von einer hiſtoriſchen, kritiſchen, notiologiſchen, wie **Paulus** halb lateiniſch, halb griechiſch ſich ausdrückt, Interpretation der Bibel nach den Grundſätzen der Vernunft, des Lexikons und der Grammatik; von einem bibliſchen Supernaturalismus, der die Bibel für eingegeben hält, entweder mittelbar oder unmittelbar, je nachdem Einer mehr oder weniger glauben zu können ſich zutraut. Jedermann wollte nur Das annehmen, was in der Bibel ſtand, und Jedermann fand, was er finden wollte.

Die Rationaliſten trugen einen entſetzlichen Erklärungsapparat zuſammen. Auf der einen Seite **Erneſti**, und die Verdienſte der Philologen um die klaſſiſche profane Literatur; auf der andern die Orientaliſten, der morgenländiſche Sprachgebrauch, die Allegorie, der Talmud, und die Weisheit von Alexandria. Man wies nach, welche einfache

Anschauung die Juden unter einem Sohne Gottes hatten, wie in der Bibel nichts von Gott als Sohn stünde, wie die Kirchenlehrer so geneigt wären, die heidnischen Begriffe von körperlichen Erscheinungen Gottes, von einem durch seinen Opfertod zum Gott werdenden, und doch durch seine Geburt schon Gott seienden Herkules auf **Christus** zu übertragen. Die Kenntniß der indischen Mythe öffnete neue Quellen zur Widerlegung des Dogma's, als eines unbiblischen und unchristlichen. Es sei nur die Gewöhnung einer spätern Zeit, den Opfertod **Christi** als Versöhnung, als Sühne fremder Schuld zu nehmen; wenn **Christus** ein Versöhnungslamm genannt werde, so müsse die Kenntniß der jüdischen Archäologie lehren, daß hier nicht von einem Opfer zur Tilgung aller Schuld, sondern von einem Erinnerungsmahle an die ägyptische Sklaverei die Rede sei.

Jede entdeckte Blöße ist hier aber mehr, als ein kritisches

Verſehen, ein philologiſcher Fehler; ſie iſt zugleich eine Erſchütterung des dogmatiſchen Syſtems der Gegenpartei. Je öfter ſie wiederkehrt, deſto mehr nimmt die Verlegenheit, ſich ausſöhnen zu können, zu. Die Supernaturaliſten hätten nun zwei Wege, ſich ihrer ungelegenen kritiſchen Gegner zu entledigen, gehabt, aber Eitelkeit und Beſorgniß verhindert ſie, ſie zu betreten. Sie wollen nicht ununterrichteter ſcheinen, als die Andern, und manches aufgefundene Verſehen derſelben ſpiegelt ihnen die Wahrſcheinlichkeit eines Syſtems vor, das auf dieſelben hiſtoriſchen Grundlagen angelegt auch ihr dogmatiſches Gewiſſen befriedigen könnte; ſtatt daß ſie beſſer thäten, ihre Bibelverehrung, das kritiſche Geſetz von der Analogie des Glaubens, die ſymboliſchen Bücher in unvermiſchter Reinheit zu erhalten. Denn, was freilich höher und der Wahrheit näher ſtünde, wagen ſie niemals, jene kritiſchen aus den Religionsbegriffen, die den

Anfängen des Chriſtenthums gleichzeitig gelten, hergeleiteten Einwürfe der Verklärung der chriſtlichen Lehre dienſtbar zu machen. Man hat ſich gewöhnt, eine ſolche Verbindung chriſtlicher und orientaliſcher Anſichten bald myſtiſch zu nennen, bald päpſtelnd. Die Folge dieſes geringen Muthes iſt Stillſtand und Rückfall in die alte Verſchiedenheit der Prinzipien.

Ein zweiter aus innerem Bedürfniß hervorgegangener Verſuch, einen Annäherungspunkt zu finden, lag im Gefühl des chriſtlichen Lebens, im praktiſchen Intereſſe der Seelſorge. Die Rationaliſten traten auf der Kanzel, die Supernaturaliſten auf dem Lehrſtuhl ihren Gegnern näher. Jenen konnte die immer wiederkehrende Erzeugung des Chriſtenthums in jedem einzelnen Gemüthe nicht ohne eine Art unmittelbarer Offenbarung möglich werden; dieſe durften einer ſolchen Erſcheinung ihre Anerkennung nicht verſagen, und

sie thaten es um so bereitwilliger, je mehr sie sich gewöhnt haben, das Christliche unter jeder Gestalt zu verehren, und die frommen Zustände als Ersatz der Lehreinheit zu nehmen. Jener supernaturale Rationalismus hält die vernunftgemäße historische Forschung für die Konturzeichnung der christlichen Idee, den Glauben an die Gemüthsoffenbarung für ihr Kolorit. Das Eine gebe dem Leben sein Licht, das Andre seine Wärme. Der rationale Supernaturalismus dagegen flieht gern aus der Gegenwart in die frühere Geschichte des christlichen Glaubens, läßt selbst dem spätesten Katholicismus die Früchte seines Glaubenseifers, seiner übertriebenen Andacht, und verhält sich gegen seine Zeitgenossen nachgiebig, duldsam. Ich möchte doch behaupten, daß die Neander'sche Schule zum rationalen Supernaturalismus gehört.

Der entschiedenste deutsche Rationalist ist Paulus in Heidelberg. Ausgestattet mit einer reichen Fülle orientalischer

Gelehrsamkeit, gründlicher Kenner des alten Testaments, glücklicher Forscher in den ersten historischen Entwickelungen der christlichen Kirche, hat er sein ganzes Leben dem richtigen Verstande der Bibel und dem Kampfe gegen die theologischen Illusionen gewidmet. Sein größeres Verdienst für die Theologie besteht darin, daß er von den Begriffen: Glauben, Gerechtigkeit, Gnade u. s. f. den traditionellen Glorienschein hinwegnahm. Diese stereotypischen Ausdrücke für christliche Wahrheiten waren zu Formeln geworden, mit denen in der Geschichte der christlichen Kirche die Phantasie ihr Spiel zu treiben pflegt. Die meisten mystischen und alle orthodoxen Systeme ruhen auf diesen Grundlagen, ohne daß sie die Bibel schon in jener Bedeutung nachweisen kann, die ihnen später verliehen wurde. Hier nun erfand **Paulus** jene Uebersetzungen, wo die Pistis Ueberzeugungstreue, die Gnosis Denkgläubigkeit, und die Gerechtigkeit

Geistesrechtschaffenheit wurde. Man kann sagen, daß hier das Tiefe ein wenig verallgemeinert ist; aber Paulus ist ein Mann, der die Lüge der Theologie haßt, und nichts desto weniger mit glühendem Eifer für die Religion seiner Ueberzeugung schwärmt. Es ist überhaupt eine der schönsten Seiten des Deismus, daß er sich in seine kahlen und inhaltlosen Begriffe mit heiliger Andacht versenkt, und durch strenge konsequente Tugendübung in der That noch immer die Orthodoxie übertroffen hat.

Wir müssen noch einmal auf Kant zurückkommen, den wir eben so sehr zum Prinzip des Rationalismus, wie Supernaturalismus erhoben sehen. Kant ist in der That der Vater der neuen Mystik. Dieser Satz scheint paradox und überrascht, aber er ist wahr. Kant's Untersuchungen endeten mit dem bekannten Ding an sich. Jakobi hat es

ſehr paſſend eine Penſionirung der Dinge in Gnaden, einen ehrenvollen Ruheſtand genannt, oder doch ſeinen eigentlichen Ausdruck, es wär' ein Otium cum dignitate ſo verſtanden. So wie überhaupt der Rationalismus und Supernaturalismus nur ein Streit über Ende und Anfang eines Cirkels iſt, da die Einen da anfangen, wo die Andern aufhören, und Jeder an den Anfangsort des Andern zurückkehrt, eben ſo hörte **Kant** mit dem geheimnißvollſten aller Weſen, dem Ding an ſich, dem Weſen ſelbſt auf, und öffnete ſo allen forſchenden und fühlenden Seelen eine Nacht, die ſie mit ihren dunkeln Eingebungen durchtappen mögen.

Fichte's Einwirkungen außerhalb der philoſophiſchen Schule ſind mehr mit dem öffentlichen politiſchen Leben der Deutſchen im Zuſammenhang, als mit dem religiöſen. Seine erſte Schrift, die Kritik aller Offenbarung, war ſo

ſehr im Geiſte **Kant's** geſchrieben, daß man dieſen ſelbſt für den anonymen Verfaſſer derſelben hielt. Seine ſpätere Wiſſenſchaftslehre fand ſchon als philoſophiſche Disciplin ſo viel Hinderniſſe ihres Verſtändniſſes, daß eine Anwendung derſelben auf andere poſitive Doktrinen mehr als gewöhnlich erſchwert wurde. Ja, die Intoleranz der churſächſiſchen Regierung, die vom Weimar'ſchen Hofe die Abſetzung des Jenaer Profeſſors als eines Atheiſten verlangte, machte die Beziehung der **Fichte**'ſchen Lehre auf die Theologie noch um ſo ſchwieriger, da Gefahr damit verbunden war.

Schleiermacher hat das große Verdienſt, in einer Zeit allgemeiner Lauheit und Gleichgültigkeit für religiöſe Empfindungen, zuerſt wieder das Geheimniß des Herzens gepredigt zu haben. Er drang auf jenen Muth, mitten in die Räume der bewegten Welt mit ſeiner Sehnſucht nach höherem Leben zu treten, die geheimſten Falten der Seele

zu öffnen und das Bedürfniß einer Gemeinde nicht zu verschweigen. Dieſe Anſichten bringen ihn in ein nahes Verhältniß zu **Jakobi.** Die Unmittelbarkeit der Erkenntniß, die ewige Offenbarung Gottes an das Gemüth ſind in den Lehren dieſer Männer Elemente, die mit Recht myſtiſch genannt würden, wenn ſie weniger auf eine Erklärung menſchlicher Zuſtände, als auf die Erkenntniß des Einwirkenden zielten. Myſtik iſt das Lauſchen auf den heimlichen Gott; die angedeutete Gefühlslehre das Lauſchen auf den heimlichen Menſchen, und ihr eigentlicher Nerv die Pſychologie. Das Chriſtenthum wurde hier eine Thatſache des Gemüths; was ſich in ihm nicht bewährte, fand keine Stelle in der Dogmatik.

Man ſieht den Unterſchied vom gewöhnlichen Rationalismus, der zwar auch nach dem bekannten Grundſatze: Der Menſch iſt das Maß aller Dinge, verfährt, das

Ethiſche aber nur als Sitte, Gewohnheit, Art und Weiſe, ſich in den Verhältniſſen des Lebens zu benehmen, gelten läßt. Ein Anderes iſt der Satz, daß die Lehren des Glaubens ſich als Momente des Lebens und nur in ſo fern als wahrhaftig erweiſen müſſen, ein Anderes, daß von dieſen Lehren Nichts gültig, wenn nicht ein moraliſcher Zweck ihre nächſte Beſtimmung ſei. Man ſieht leicht ein, daß die Ausgleichung der Anſicht vom Chriſtenthum, als einer Thatſache des Bewußtſeins mit gewiſſen poſitiven Kirchenlehren eine ſchwierige Aufgabe iſt, daß die Kritik hier die entſchiedenſte Stimme haben muß, und ſo iſt aus **Schleiermacher's** eigenthümlicher Glaubens-Anſicht die hiſtoriſche Kritik des neuen Teſtaments hervorgegangen, in welchem Fache deutſcher Scharfſinn Erſtaunenswerthes geleiſtet hat.

Die Reſultate der **Kant**'ſchen Philoſophie gingen darauf hinaus, die lezten Gränzen der philoſophirenden Vernunft

zu bestimmen. Seine Anhänger begnügten sich mit der von ihm vorgezeichneten Demarkationslinie des Denkens, und verfolgten die praktische Richtung, auf der sie postulirend ihr spekulatives Bedürfniß befriedigen mochten. **Fichte's** Idealismus steigerte diese Richtung wieder zur höhern, metaphysischen Spekulation, indem er den gesuchten Gott in das absolute Ich, dem das individuelle Ich einverleibt sei, stellte. Die religiösen Grundsätze der **Schelling**'schen Philosophie konnten sich an diese ersten Prinzipien schon anknüpfen. In so fern nämlich Gott, als das absolute Ich, kein Andres außer sich, kein Nichtich, haben kann, als Kompler, um uns etwas pantheistisch auszudrücken, jener unendlichen Ichzahl der Individuen, aber freilich doch im Gegensatz gegen die für den Einzelnen unläugbare Nichtichwelt stehen muß; so ergibt sich daraus die Nothwendigkeit seiner persönlichen Offenbarung in Raum und Zeit. Die

Naturphiloſophie ſpricht dies Reſultat in ihrer Beziehung auf Religion als erſten Grundſatz an. Ihr Streit mit **Jakobi** hat ihr Verhältniß zum Chriſtenthum in ein helleres Licht geſtellt; ſie ſtand dieſem darum näher, weil ſie auf eine perſönliche Wirkſamkeit Gottes, auf eine hiſtoriſche Offenbarung drang, während **Jakobi** nur die weibliche Natur des Geiſtes, alſo das menſchliche Gemüth, empfangen und die unendlichen Gefühle als eben ſo unendliche unmittelbare Einwirkungen der Gottheit gelten ließ. Je mehr aber in der **Schelling**'ſchen Lehre die Verehrung des Hiſtoriſchen ſich entſchied, deſto mehr auch das gegebene Intereſſe der Gegenwart. Die Kirche trat an die Stelle der philoſophiſchen Schule, und jeder Schüler trug ſein Erlerntes in ſeine Heimat, von der er gekommen war, zurück. Die Einen vertrauten ſich wieder dem Schooße der katholiſchen Kirche, die Andern ſchwuren auf die ſymboliſchen

Bücher. Auf jener Seite ergriffen den katholischen bischöflichen Hirtenstab **Görres, Windischmann, Günther,** auf dieser protestirten **Daub, Marheinecke**; beide haben ihren spekulativen Papst und Beschützer, dort **Franz Baader**, hier **Hegel**; im Lichte der **Jakob Böhm**'schen Aurora finden sie sich als Glieder einer Kirche wieder.

Hegel hat sich vielfach und mit Entschiedenheit als einen Protestanten bezeichnet. Seine Schüler, die mit ihrer Konstruktionssucht überall zur Hand sind, rechnen selbst den Besitz eines norddeutschen Katheders hieher. Der dialektische Scharfsinn seiner Untersuchungen ist den positiven Satzungen der Kirche, den Lehren des **Athanasius** und **Augustinus** zu Gute gekommen. Was dem katholischen Lehrbegriff noch am nächsten steht, ist die bestimmte Ausbildung der Lehre vom heiligen Geist, der auch die spätern Christen in alle Wahrheit leiten würde, daher die Annäherung an die Lehre

von der Tradition. Der Sinn, den die Identitätslehre in die Dogmen von der Erbsünde, Dreieinigkeit, Gnadenwahl, Genugthuung legte, soll kein hineingetragener, kein Erklärungsversuch sein, sondern er beruht auf dem tiefsten logischen Gesetz und ist dies Gesetz selbst. Der Uebergang vom Nichts zu allem Sein, das ewige Moment der Negation, des Abfalls von Gott, das innere Erbeben der Kreatur, ihr ängstliches Sehnen und Harren, des göttlichen Seins wieder theilhaftig, aus dem unseligen Zustande des ewigen Werdens erlöst zu werden, die Ueberwindung des verneinenden Prinzips durch den werdenden Gott, der nicht nur ein einzelnes Moment der primitiven Gottesidee, sondern diese vollständig, in bestimmtester Konkretion selbst ist, das endliche Reich des Geistes, der mit sich selbst versöhnt und aus sich selbst wieder geboren ist; alle diese Begriffe sind die Grundlagen des **Hegel**'schen Systems, und ihre

Beziehung auf die chriſtlichen Dogmen kann nicht ſchwer fallen.

Dieſe theologiſche Conſequenz der **Hegel**'ſchen Logik iſt auf **Marheinecke**, einen ſcharfſinnigen Denker und gelehrten Kenner namentlich der Entwicklung des chriſtlichen Lehrbegriffs, übergegangen. Leider verſchmäht er mit **Hegel** ſo ſehr die Geſetze der äußern Darſtellung, daß ſeine Dogmatik einem in die Bedeutung der naturwiſſenſchaftlichen und **Hegel**'ſchen Schulſprache nicht Eingeweihten nüchtern und inhaltsleer erſcheinen muß. Mehr fühlt man ſich durch die Leiſtungen der von den ſtreitenden theologiſchen Parteien an dieſe neuere Lehre herangetretenen Anhänger befriedigt. Wir nennen von Seiten des Rationalismus die Schriften von **J. Ruſt**, von Seiten des Supernaturalismus von **Göſchel**.

Eine Zeitlang hielt man **B. H. Blaſche** für einen

theologiſchen Anhänger der Naturphiloſophie. Wer mit ihr bekannt iſt, wird die Verſchiedenheit ſeiner Lehren leicht entdecken, ſelbſt wenn **Blaſche** ſich dieſe Stellung nicht ausdrücklich verbäte. Allerdings ſind viele ſeiner Anſichten vorzüglich über die Harmonie des Weltganzen von den Reſultaten **Schelling**'ſcher Unterſuchungen nicht verſchieden, doch iſt nicht nur ſeine Beweisführung eine andere, ſondern auch der ganze Standpunkt der Philoſophie bei ihm anders geſtellt. Wem iſt nicht die Bedeutung der chriſtlichen Grundlehren innerhalb der Naturphiloſophie bekannt? **Blaſche** hält ſie nur für ein zufälliges Objekt, an das die Wiſſenſchaft erklärend, aufhellend, berichtigend herantrete. Er will jenen Begriff, den die Kirche für Offenbarung gibt, erſt philoſophiren, d. i. erſt die Allgemeinheit und Nothwendigkeit des gewöhnlichen, philoſophiſchen Begriffs der Offenbarung nachweiſen, und dieſen dann auf jenen kirch-

lichen Begriff als eine Erklärungs- und Urtheilsnorm anwenden. Der Weg, den **Blaſche** zu dieſem Behufe einſchlägt, iſt ein einfach logiſcher. Er ſucht an jedem Satze den Gegenſatz ſich klar zu machen, um durch richtige Unterſcheidung der Differenz die Wahrheit der unterſchiedenen Dinge ſelbſt zu erkennen. Das Gute iſt nur in ſo fern, als es ein Böſes gibt; kein Recht, wenn kein Unrecht; kein Licht, wenn keine Finſterniß, und umgekehrt. So bedürfe auch Gott des menſchlichen Geiſtes als Werkſtatt ſeiner Offenbarung, ja die erſte Anlage im Menſchen iſt ſchon der Keim des göttlichen Seins, ihre Ausbildung die erſt möglich, jezt wirklich gewordene Offenbarung. Dieſe Lehren ſind nicht neu. Sie ſind aber in neuerer Zeit weit tiefer entwickelt worden, haben auch zu befriedigenderen Reſultaten geführt, als der lezte Inhalt der **Blaſche**'ſchen Offenbarung iſt. Die Entwickelung dieſes Begriffes beginnt bei ihm mit

ſo vielen Verſprechungen und meiſtens treffenden Urtheilen über den Geiſt der alltäglichen Theologie, gibt aber zulezt keine andern Lehren, als die verworfenen, obſchon mit dem Scheine einer größern logiſchen Wahrheit.

Der Kampf der theologiſchen Parteien innerhalb des Proteſtantismus endigte mit einer Verlegenheit. Die Gemeinde verlangte Lehreinheit, ſie iſt aufgelöſ't, wenn die ſymboliſchen Grundlagen ihr Anſehen verlieren. Die Meinungsverſchiedenheit iſt vorhanden; wem gebührt das Recht zum Schlüſſel der Kirche? oder wird der Begriff der Kirche zerſtört werden? oder bleibt das Bedürfniß in der Gemeinde zu leben ewig, und wird nur die Form der Befriedigung eine andere? Hierüber ſchweben noch alle Antworten.

Die neuere politiſche Aufregung hat die Streitigkeiten der Theologie zurückgedrängt; die Theologie ihrerſeits

miſchte ſich zwar in ſie hinein, aber es iſt kein Verlaß auf ſie. Im erſten Akte ſchwören euch die Theologen Treue auf Leben und Tod, und im lezten ſind ſie es, die euch verrathen haben. Wer hat dem Volke mehr von Freiheit und Unabhängigkeit gepredigt, als ſeine Lehrer in der Schule und auf der Kanzel! Man braucht nur zehn Jahre ſich zurückzuwenden, ſo wird man dieſe Männer überall von verjährten Vorurtheilen reden hören, von ſklaviſchen Satzungen einer finſtern Zeit, von der Nothwendigkeit vollkommener Gewiſſensfreiheit. Als ſpäter die Maſſen aufſtanden, da hätten dieſe Lenker und Bildner verſöhnend, beruhigend, Frieden und Eintracht predigend, in ihre Mitte treten ſollen; hätten ihren Einfluß dazu anwenden können, dem zügelloſen Ausbruch der Leidenſchaften Einhalt zu thun, und die geäußerten Wünſche in den Weg der Geſetzmäßigkeit zurückzulenken, aber ſie flohen in die

Camarilla, und predigten gegen Das, was sie hatten beför-dern helfen. —

Thron und Altar.

Obgleich die Alten auf unerklärliche Weise an ihrer wunderlichen Fabellehre hingen, und die Verehrung der Götter von den Institutionen des Staates abhängig mach-ten, so war ihnen doch ein Territorialsystem im Sinne der Neueren unbekannt. Sie ließen wohl erst ein Dekret des Volkes vorangehen, um dem Cultus der phrygischen Lärm-göttin nebst einem großen Steine, der eine durch Rhea repräsentirte Kraft der Cybele ausdrücken sollte, in Rom einzuführen; doch gibt die Toleranz der Römer gegen alle fremde Culte hinreichend zu erkennen, wie geringfügig bei ihnen die Verbindung politischer und religiöser Ideen war.

Der Staat war ihnen etwas in ſich Abgeſchloſſenes, ein Ganzes, das keiner weitern Integration bedurfte. Ueberall, wohin die Waffen der römiſchen Republik ſiegreich vordrangen, blieben die heimiſchen Altäre in Ehren gehalten, ein Grundſatz, der durch eine Art von Superſtition ſogar einen heiligen Beiſchmack bekam. Die Alten fanden das Göttliche nicht im Gegenſtande ihrer Verehrung, ſondern in der Verehrung ſelbſt. Sie waren weit entfernt, fremden Göttern eine geringere Macht als den eignen zuzuſchreiben, und fürchteten wenigſtens negativ eine Reaktion der unterdrückten Gulte, die Rache der fremden Gottheiten. Bei dem gränzenloſen Univerſalismus, der beim Untergang der alten Welt die Religion ergriff, bei den zahlloſen Perſonificativen göttlicher Begriffe und den Hypoſtaſen myſtiſcher Ideen kann dieſe Toleranz weniger auffallend, oder doch für unſere Zeit weniger beweiſend erſcheinen, da es

der Vergleichung zum größten Theile an gleichen Merkmalen gebricht.

Erſt das Chriſtenthum ſchuf die ſchwankenden Wechſelſeitigkeiten von Kirche und Staat. Aus einer kleinen Krippe wandte ſich das Chriſtenthum an die Welt, von Perſonen an Völker; politiſche Inſtitutionen umging es ſorglich, umging es ſogar mit weltlicher Klugheit, jener chriſtlichen Schlangenklugheit, deren Gebote, namentlich in Betreff der Obrigkeit, man niemals ſo verbindlich hätte machen ſollen, als von theologiſchen Politikern und politiſchen Theologen geſchehen iſt. Mit Conſtantin wurde jene unglückſelige Idee von chriſtlichen Staaten geboren, das Territorialſyſtem mit ſeiner intoleranten Deviſe: cuius regio, ejus religio. Die Hierarchie und das weniger ſtaatliche als volkliche Element der mittelalterlichen Dynaſtieen milderte einen Grundſatz, der im Zeitalter Ludwigs XIV. der Bundesgenoſſe

des abſoluten Dogma's werden mußte, und in Dragonaden ſich kenntlich genug ausſprach. Der Papſt und der Kaiſer kannten ſchon längſt das Prinzip des modernen Syſtems; ſie ſtritten über das Recht der geiſtlichen Belehnung, über Abhängigkeit der Landeskirchen von einem unter ihnen; ſie debattirten die ganze neuere ſogenannte Episcopalfrage: ihre hiſtoriſche Stellung gab ihnen beiden nur zu viel Gleichgewicht der Macht, ſonſt hätten ſie ſchon einen Streit entſcheiden können, der unter andern Verhältniſſen ſpäter wieder aufgenommen und auf eine wunderliche Weiſe zu Gunſten beider Parteien entſchieden wurde.

Wer kann läugnen, daß ſich beide, die Kirche und der Staat, im Schutze des Territorialſyſtems vortrefflich befinden? Der Staat, welcher von der Kirche die Beweiſe für ſeine Exiſtenz, ſie mag auch noch ſo hiſtoriſch ungerecht ſein, leihen darf; die Kirche, welche ihre Dogmen mit den

Bajonetten der Gewalt vertheidigt? Das iſt es: Die Revolution oder, wie **Bretſchneider** in einer Schrift über dieſen Gegenſtand ſagt, „die Unruhigkeit der Völker“ hat eine bequeme Allianz, eine Allianz der Nothwehr zu Wege gebracht. Seitdem kann das Territorialſyſtem als von drei Parteien benuzt angeſehen werden, von der ideologiſchen, der ſervilen und zulezt ſogar von der revolutionären Partei.

Die ideologiſche Doktrin fängt bei den Ahnungen, welche ſich in der Edda ſchon vom Chriſtenthum finden, an und hört bei dem Widerſtande gegen die Juden-Emanzipation auf. Der Ideologie iſt das allgemein Menſchliche immer ſo viel, als das Germaniſche: ſie kennt den modernen Staat nur unter dem Prinzip des Chriſtenthums: abſolute oder conſtitutionelle Monarchie, gleichviel, beide ſind für ſie Nazareniſche Blüten. Dieſe Partei wird immer bereit ſein, jeden neuen Orden, den ihr Landesfürſt ſtiftet,

ſchon in der Bibel typiſch angedeutet zu finden. Gehört der Tiersparti zu ihr? Man ſollte es glauben, wenn man die Abgeordneten der Badiſchen Kammer über Judenthum ſprechen hört, wie **Rotteck** ſich vor einer Conſequenz ſeines eignen Vernunftrechts ſcheut, und ein Herr Herr, ein Prieſter, nicht umhin konnte, zu erklären, daß er lieber die Cholera, als die Juden-Emanzipation ſeinen Committenten nach Hauſe bringen wollte.

Das Territorialſyſtem im ſervilen Sinne iſt eine in's Weite getriebene Uebertragung der geiſtlichen Gewalt auf den Landesfürſten. Hier kann die politiſche Macht ſich jede Einmiſchung erlauben. Sie wird den Fürſten zum Hohenprieſter der Nation machen, und ihn mit einer geiſtlichen Bureaukratie umgeben, welche, wenn ſie über großes Vermögen geböte, viel Aehnlichkeit mit der Engliſchen Hochkirche hätte. Rationalismus und Supernaturalismus haben

gegen dies System protestirt. Dieser will die Kirche in kleine Gemeindeparzellen, in Conventikel auflösen, und eine Gesellschaftsverfassung der Kirche errichten, die selbst bis auf den Bruder- und Schwesterkuß der alten apostolischen Zeit nachgeahmt ist. Jener geht weiter als die apostolische Zeit. Die Presbyterien läßt er: er dringt aber auch auf Synodalverfassung, auf eigne Gesetzgebung, auf eine Autonomie der Kirche. Er will neue Concile, — ein böses Wort, das immer an Huß und Costnitz erinnert. So lange diese beiden Meinungen noch in unerträgliche Extreme ausarten können, mögen sich die Zeitgenossen bei dem monarchischen Territorialsysteme beruhigen, welches früher oder später das Schicksal der Bureaukratie theilen muß, nach deren Muster es militärisch zugeschnitten wurde. Ich meine, es wird dem Drange des Liberalismus weichen: es wird, indem es sich an die Civil-Gesetzgebung und politische

Verfassung anschließt, alle die Chancen miterleben, welche dieser selbst bevorstehen, mag es nun eine frühere oder spätere Verbesserung sein, eine Bewegung zu Fuß oder zu Pferde, wie Mirabeau sagte.

Zulezt ist es denkbar, daß selbst die Revolution von dem Territorialsysteme Gebrauch macht. Sie hat es schon gethan. Es liegt in der Natur der Revolution, auch in ihrer Art, in einen faktischen Despotismus auszuarten. Die Revolution sezt sich gern auf den leer geworden Thron und umgibt das Contra mit derselben Autorität, die das Pro kaum abgelegt hat.

Für das Christenthum ergibt sich hieraus, daß ihm kein System so nachtheilig ist, als die Territorialverfassung. Denn indem diese die Kirche an den Staat knüpft, kann sie mit ihm auch unwiderbringlich verloren gehen. Kuppelt nicht so Vieles zusammen, was das Alterthum trennte!

Die Verbindungsketten laſſen ſich im Augenblicke der Gefahr nicht ſo ſchnell löſen: das Eine reißt das Andre fort. Ihr ſagt: wir ſind ſicher vor der Zukunft! Ich glaub' es; aber die Sicherheit liegt darin, daß man gefaßt iſt für alle Fälle.

Bretſchneider beleuchtet in ſeiner Schrift: „die Theologie und die Revolution" die verſchiedenen Fragen, welche in das Verhältniß von Kirche und Staat einſchlagen, mit ſpecieller Rückſicht auf die ſchwebende Sachlage in Deutſchland. **Bretſchneider** iſt ein mäßig freiſinniger, hinreichend denkender Kopf, der die Geſchichte der Reformation aus den Quellen ſtudirt hat, und nur zuweilen an prieſterlichen Paralyſen leidet. **Bretſchneider** argumentirt zu viel ad hominem. Es kann nur ſpaßhafte Wirkungen hervorbringen, wenn er, um den Rationalismus gegen die Anſchuldigung, als ſei er revolutionär, zu vertheidigen,

fragt: haben die ſüdamerikaniſchen Staaten **Wegſcheider's** Dogmatik geleſen. Studirte Marat **Bahrdt** mit der eiſernen Stirn u. ſ. w.? Ueberhaupt iſt es gehäſſig, von irgend einer wiſſenſchaftlichen Parteimeinung zu behaupten, daß ſie vorzugsweiſe auf die Revolution hinarbeite: eben ſo wie keine Empfehlung des Rationalismus darin liegt, daß er für die Monarchie, die Republik oder überhaupt für irgend eine politiſche Confeſſion ſprechen ſollte. Denn ſei es nun, daß Rationalismus Unchriſtenthum oder Perfektibilität der Lehre **Jeſu** iſt: er ſoll den Kern der chriſtlichen Idee nicht in Auslegungen und Inſinuationen verhüllen. Er ſoll zugeſtehen, daß Chriſtenthum Weltreligion iſt, und ſich an jede politiſche Geſtaltung deßhalb accomodirt, weil es ohne alle Beziehung auf den Staat geſtiftet wurde. Das Chriſtenthum iſt entweder eine theokratiſch-apoſtoliſche Geſellſchafts-Verfaſſung, der Traum

des Pietismus, oder es macht jede Partei selig. Petrus hört an der Himmelspforte nur auf die, welche reines Herzens sind.

Die Parteien, die innerhalb der katholischen Kirche hervortreten, müssen sich schroffer gegenüberstehen, als in der protestantischen. Hier ist ein ewiges reformatorisches Element wesentlich, die Nüancen der verschiedenen Meinungen sind nicht so auffallend, weil ihre Mannichfaltigkeit schon für jedes Neue einen verwandten Anklang darbietet; im Katholizismus aber ist nur mit einem Scheine von Widerspruch schon das Princip gestört, die Vernunft des Einzelnen gilt nur in so fern, als sie die der Kirche ist. Im Katholizismus wird Alles kategorisch, dogmatisch ausgesprochen, die kirchliche Partei müßte aus ihrer Stellung heraustreten, wenn sie einen Fehdehandschuh aufnähme.

Es fehlt zwar nicht an mannichfachen Berührungen der Parteien, aber sie ist selten eine polemische, weit öfter noch gehässige Chikane. Vielleicht liegt der Grund dieser Thatsache in der Entstehungsart des Gegensatzes; er erzeugte sich nicht aus der Kirche selbst, sondern trat ihr von einem fremden Gebiet her gegenüber. Dieser fremdartige Ursprung der innern Parteiung ist so sehr erwiesen, daß selbst die Reaktion, die gegenwärtig dem revolutionären Prinzip das Widerspiel hält, nicht aus der Kirche hervorgegangen ist, wie sehr sie auch ihren Grundsätzen huldigen möge, sondern aus der Vermittlung der neuern Philosophie und poetischen Literatur der Deutschen. Alle modernen katholisirenden Richtungen von den Konvertiten ab bis selbst zur dogmatischen Schule **Baader's** und der Tübinger historischen Schule dilettiren eigentlich nur auf den Katholizismus, sie sind in ihn verliebt. Je älter die

Schöne ſein wird, deſto kälter werden aber die Herzen ſchlagen.

Wir unterſcheiden in der katholiſchen Kirche drei vereinzelte Erſcheinungen, das ſtabile Prinzip, das reformirende und die Reaktion. Alle drei ſtehen nur in ſo fern im Zuſammenhang, als ſie durch einander bedingt werden; das erſte und dritte ſind nicht daſſelbe, ſondern nur einſtweilen Bundesgenoſſen: ſo aber, daß, wenn es einmal einen Strauß auszufechten gibt, nur dieſes die Waffen ergreift; jenes dankt ihm kaum dafür. Die Stabilen haben überhaupt Nichts mit der Feder zu ſchaffen, ſie ſind Kirchenfürſten und laſſen Alles, was ihnen zu ſprechen beliebt, durch die Kanzlei gehen; was zuweilen öffentlich wird, ſind ihre Hirtenbriefe. Man findet dieſen alten Fels, auf den Petrus die Kirche gegründet hat, noch in den deutſchen Theilen der öſterreichiſchen Monarchie, in dem katholiſchen

Oſt-, Weſt- und Rheinpreußen, in Sachſen, Bayern, Heſſen und Würtemberg.

Das reformatoriſche Element wird vielfach modifizirt, je nachdem man mehr oder weniger aus den katholiſchen Satzungen ſelbſt die Mittel zur Oppoſition hernimmt. Die Zuläſſigkeit ihrer Neuerungen beweiſen die Gemäßigten durch die ſtrengſte Conſequenz des Episcopalſyſtems. Sie bemühen ſich eifrig, und meiſt mit wenigem Erfolge, in kanoniſchen Beſtimmungen Schranken der römiſchen Curialmacht aufzufinden, ſie ſprechen eine größere Machtvollkommenheit der Biſchöfe an, zunächſt um dadurch in den geiſtlichen Geſchäftsgang eine größere Einfachheit zu bringen. Die ſpäteren Eiferer trieben dieſe Unabhängigkeit vom apoſtoliſchen Stuhle bis zur gänzlichen Aufhebung deſſelben; der Papſt ſollte in den Stand des römiſchen Biſchofs zurücktreten. Hiezu kamen in neuerer Zeit die Fragen wegen des

Cölibats, wegen der Abſchließung neuer Konkordate, wegen Wiedereinführung des Jeſuitenordens. Man will einen Primas der deutſchen reformirten katholiſchen Kirche, und wenn ſelbſt nicht jenen, doch gewiß dieſe.

Die Reaktion im Katholizismus war die Folge von Bedürfniſſen, nicht von Intereſſen. Man wußte, daß es die Summe alles Lebens iſt, wenn man dort wieder ankömmt, von wo man ausgegangen iſt, in ſein Heimatland. Daher die Sehnſucht des Herzens, im Schooße der Mutter zu ruhen, daher in der Literatur der Deutſchen die Hingebung an den Geiſt der Vergangenheit, daher endlich die Entzückung, als man auf dem blumenreichen Pfade der Poeſie und ſelbſt auf den philoſophiſchen Kunſtſtraßen der Schule das Ferne ſich ſo nah erblickte.

Wie wenig auch von den neuern Anſichten **Schelling's** bekannt geworden iſt, ſo iſt doch ſo viel gewiß, daß er die

Geſchichte im Allgemeinen und als aus ihr entwickelt die poſitiven Grundlagen unſres gegenwärtigen Lebens philoſophirt hat. Auch an **Franz Baader** muß dieſe zweite Geburt unterſchieden werden. Er iſt in neuerer Zeit kirchlicher geworden und durch die Einflüſſe der franzöſiſchen Theologie durchaus katholiſch. Während ihm die Scholaſtik und die neuere Dialektik die Prinzipien ſeiner Spekulation darbot, ließ er ſich beſonders in der Lehre von der Schöpfung durch die Theologie **Jakob Böhme's** beſtimmen und betrachtete die Geſchichte und das Verhalten des Katholizismus in ihr nach den Lehren **St. Martins, Le Maiſtres, Bonalds.**

So iſt das bei Weitem intereſſanteſte Syſtem der neuern Philoſophie entſtanden, zerſtreut zwar und ohne Zuſammenhang hie und da vorgetragen, aber dem Kundigen leicht zuſammenſetzbar. Nicht der geringſte Vorzug dieſer neu-

katholiſchen Philoſophie iſt die originelle Art ihres Vortrags; die ſcholaſtiſchen, oft treffend bezeichnenden Formeln ſtehen hier neben der wunderlichen Terminologie **Jakob Böhme's** und den franzöſiſchen Ausdrücken **St. Martins.** Das nähere Verhältniß **Baader's** zur katholiſchen Lehre ſieht man aus der Bedeutung, die er in die Lehre von der Kirche, vom Opfer, von der Euchariſtie u. ſ. w. legt. Eine unſichtbare Kirche iſt ihm eben ſo ein Unding, wie ein unſichtbarer Staat: wie es hier ein Oberhaupt geben müſſe, ſo dort; der Beamtenwelt entſpricht in höherer, verklärterer Weiſe die Stufenfolge der Hierarchie. Die Lehre vom Opfer begründet er ſo: Wer Gott liebt, wird eigentlich von ihm geliebt, wer ihn haßt, im Grunde nur von ihm gehaßt, wie man einen Felſen von ſich ſtößt, und der Kahn doch nur von ihm abgeſtoßen wird, wie man ihn zu ſich heranziehen will, und doch ſelbſt nur angezogen wird. Umgekehrt

wenn Gott ſich in uns bewähren will, müſſen wir uns aufheben, und uns ihm reintegriren. Dies geſchähe durch das Opfer.

Sollte man glauben, daß dieſer moderne Katholizismus Verwandtſchaft mit **La Mennais** hätte, und daß er die Erſcheinung des Proteſtantismus für etwas Nothwendiges hält, was er als überwunden, und dadurch zur beruhigten Wahrheit kommend in ſich aufnimmt? **De la Mennais** wollte keine Könige von Gottes Gnaden, aber auch kein Volk von Gottes Gnaden, ſondern beide ſollten ſich ſo nennen. Es ſei ein Irrthum, wenn die Regierung ihre Stärke in der Schwäche des Volks, und das Volk ſeine Stärke in der Schwäche der Regierung ſuche. Er nannte einmal den Zuſtand Frankreichs einen politiſchen Pantheismus, er war ihm proteſtantiſch, d. h. das Göttliche ſei dem Menſchen untergeordnet. Darum erklärte er ſich auch für

die Bestimmung der neuen Charte, daß die Staatsreligion abgeschafft werde. Er unterschied drei Perioden, die hierarchische, wo der Staat in der Kirche, die protestantische, wo die Kirche im Staat beruhe; jezt sei das katholische Zeitalter angebrochen, wo die Kirche wahrhaft katholisch, allgemein universell, und unabhängig von menschlichen Institutionen sein müßte.

Zu denselben Grundsätzen bekennt sich **Baader**, und die von **Jakob Sengler** früher herausgegebene katholische Kirchenzeitung, die sich durch einen gehaltenen, der Heiligkeit der Gegenstände immer angemessenen Ton besonders auszeichnete. Sie bestritt den Rationalismus in Kirche und Staat, suchte den Ursprung des katholischen in dem protestantischen Rationalismus auf, und unterzog also auch literarische Erscheinungen des leztern ihrer Kritik. Eben so wies sie die Bequemlichkeit im Denken ab, den geistlosen

Supernaturalismus, der auf dem ſanften Ruhekiſſen ſeiner Gefühle ſchläft, und ſich meiſt ſo giftig benimmt, daß man ſeine Träume nicht für Wahrheit hält. Es konnte keinen ſchrofferen Gegenſatz geben, als dieſe katholiſche und die evangeliſche Kirchenzeitung, aber der Satz divide et libera iſt das Grundgeſetz aller hiſtoriſchen Entwickelung, und die große Verheißung des Chriſtenthums keine andere, als daß wir durch die Freiheit zur Wahrheit, weil durch dieſe zu jener kommen.

Jüdiſche Theologie.

Sahet ihr nie jene greiſen Männer, welche in die Häuſer der Juden ſchleichen, angethan mit weitem, aus einem Stück genähtem Mantel und den Fuß in ausgeſchnittene Pantoffeln geſteckt? Sie beſuchen die Wohnungen Israels als Geſandte der Synagoge, Prieſter der verlornen

Bundeslade, als Rabbinen, das heißt: als Meiſter der Lehre und des Geſetzes. Alle Winkel des Hauſes durchſpäht ihr lauernder Blick. Sie ſegnen, was ihnen der fromme Glaube entgegenträgt, Speiſe und Trank, Kinder, Kerzen und Hausgeräth. Ob auch Niemand am Sabbath Feuer mache? Sei es nun, daß der alte Dränger ein Korait iſt, und den Spruch der Bibel ſo erklärt, daß man allerdings am Freitag angezündetes Licht am Samſtage noch brauchen dürfe; oder ſei es, daß er, ſtrenger als Rabbanide, überhaupt am Feſte weder Feuer anzuzünden noch zu brauchen gebietet. Ob ſie auch im Uebrigen nach dem Willen Jehova's thäten, ſich keiner ſchartigen Meſſer bedienten, die Reſte der abgeſchnittenen Nägel hübſch zu einem Scheite Holz legten und es verbrennten, ob ſie überhaupt reines Körpers und reines Herzens wären? Und dabei quillt der Mund über von leiſem Murmeln, von David'ſchen Pſalmen

und Citaten des Talmud, jeder Schritt iſt mit einem Segen begleitet. Wahrlich, wenn man dieſe gebückte und doch Ehrfurcht gebietende Geſtalt ſieht, das unter ſchwarzen Wimpern verſteckte Auge, die Demuth in Worten und Handlungen, ſo hat man das ſchönſte Bild der Gottſeligkeit. Ein ächter Rabbiner aus der alten Schule der Ceremonie kennt in ſeiner chaotiſchen Weisheit Nichts von Grundlehren des Glaubens, in dem Gefühl ſeiner Geſetzesandacht Nichts von **Mendelſohn's** Jeruſalem, in der grollenden Erinnerung tauſendjähriger Leiden Nichts von Emanzipation, **Rieſſer** und **Oppenheimer's** kriegeriſchen Gemälden. Das iſt ihm Alles fremd. Er iſt fromm wie Enoch und murmelt ſeinen Talmud.

Das iſt die eigentliche jüdiſche Theologie. Ein kindliches Wiſſen um zahlloſe Satzungen, etwas dialektiſche Polemik gegen die verſchiedenen Sekten innerhalb des

Judenthums ſelbſt, ohne Invektiven gegen das Chriſtenthum (denn getilgt ſind alle die Stellen des Talmud, wo an Jeſus von Nazareth im wörtlichen Sinne die Engel des Himmels ihre Nothdurft verrichten); endlich eine erhabene Tugendhaftigkeit, — mehr bedarf es nicht, um ein würdiger Nachfolger der Söhne Aarons zu ſein. Wie hat ſich aber Alles verändert! Wie großartig ſind die Revolutionen, welche auch das Judenthum ergriffen haben!

Das Judenthum konnte bei der Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts eine große Rolle ſpielen, denn ſein Kern und ganzer Inhalt war Nichts mehr, als was der Deismus als eine neue Entdeckung anſprach. Das Judenthum hatte nie eine Dogmatik und wenn es eine hatte, ſo faßten die Begriffe von Gott, Tugend und Unſterblichkeit Alles zuſammen, was die lezten Gründe für zweifelhafte und nur mit Unwillen beobachtete Ceremonien angab. Mendelſohn

und **Salomon Maimon** konnten ſchneller zu **Kant's** Kritik der reinen Vernunft übergehen, als **Teller** und **Morus.** Sie hatten der Quantität nach vielleicht mehr abzuſchütteln, als das Chriſtenthum; aber ſie konnten es leichter thun; denn ſie waren frei von ſymboliſchen Büchern, frei von einer Lehre, welche die beſondre Miene beſondrer Offenbarung annimmt, frei ſelbſt von einer Reformation, die, ſo viel ſie Veraltetes abſchaffte, doch Dasjenige, was ſie ließ, nur um ſo verbindlicher machte. Mit **Mendelſohn** und **Maimon** beginnt der jüdiſche Deismus, die Aufklärung unter den Juden, eine Sinnesänderung ohne harte Gewiſſensbiſſe. Aber was geſchah, geſchah nur noch im Intereſſe der iſolirten philoſophiſchen Spekulation, im Intereſſe der Dachſtube eines Denkers. Es war nur noch Theorie. Der Pariſer Sanhedrin im Jahre 1807 kann als Schlußſtein dieſer Reviſion der jüdiſchen Offenbarung angeſehen werden.

Nun weiß ich nicht, was die spätern Zeiten anlangt, ob es aus innerer Verwandtschaft geschehen ist, oder nur eine zufällige äußerliche Erscheinung war, daß zwei charakteristische Richtungen des christlichen Rationalismus sich dem jüdischen in Deutschland mitgetheilt haben. Ich rede von einer schönen und einer mißfälligen Seite. Die schöne ist jener Enthusiasmus der Vernunftgläubigen, der ein poetisches Kolorit hat, die Freudigkeit an ihren Entdeckungen, und wirklich eine Schwärmerei, die sich in ihr verkürztes Christenthum ganz vergräbt. Wir wissen Alle, daß dieser edle christliche Rationalismus in Deutschland eine Erhebung des Gottesdienstes bewirkt hat, daß sich mit ihm der liturgische Schlendrian verlor, und auf Predigt, Gesang, gemüthliche Ceremonie viel Schmelz und Andacht verwandt wurde. Daher stammen auch bei den Juden diese rationalistischen Schwärmereien des Predigerthums, die Ausbildung

zum Lehramte, die Reform der Synagoge, der religiöse Unterricht der Jugend, der mit Confirmation, ja sogar mit Confirmation des weiblichen Geschlechtes endigte. Dieser Enthusiasmus ist das Positive in einem Systeme der Verneinung, ja man kann sagen, das wahrhaft Großartige und Schöpferische in der modernen Entwickelung des Judenthums.

Das Extrem liegt aber eben so nahe, die Unduldsamkeit. **Wegscheider's** Dogmatik ist so intolerant, wie die des Professors **Hahn.** Sie lieben ihre Entdeckungen so sehr, daß sie die Zeit nicht erwarten können, sie verbindlich zu machen. Was eilt ihr, jüdische Religionslehrer, eure kaum durch die Kritik gesichtete Lehre schon zur Dogmatik umzugestalten? Warum so schnell mit dem Systeme zur Hand bei einem noch ganz verworrenen Zustande der Dinge, wo hier ein fertiger Satz, dort aber einer in tausend Stücken

liegt? Schiebt euern Scharfsinn noch eine Weile auf, bis die Discussion über die fraglichen Gegenstände lebhafter wird, und man über Das, was sich glauben läßt, ein wenig mehr einverstanden ist! Es wäre zu beklagen, wenn die neue jüdische Theologie einen mehr dogmatischen, als historischen Charakter bekäme, oder sie gar ihre Absicht, Katheder für sich zu haben, durchsezte. Den Freigeist schauert es, wenn er von Kathedern hört.

Ein zu früher Schluß der Akten ist um so gefährlicher, da die neue jüdische Theologie selbst in der Gemeinde ihres Glaubens so vereinzelt steht, und abgesehen von dem Widerspruch der Orthodoxie, bei der es nur auf das Aussterben ankommt, nicht einmal von den Juden so eifrig unterstüzt wird. Nämlich die politischen Kämpfe des Judenthums müssen billigerweise das religiöse Interesse absorbiren; sie verlangen, daß man über den Jehovaglauben einen Schleier

werfe, damit keine Chriſtenſeele, wo ſie ihre Stimme über die Emanzipation abgeben ſoll, geſtört werde. Die jüdiſchen Emanzipationsringer verlangen, daß ſich der Judengott immerhin einmal vor dem Chriſtengotte verſtecken möge, ja ſogar ihm ſeine Aufwartung mache, und ſich nach ſeinem Befinden erkundige. Aber ein Aergerniß für die Theologie! Die Theologie verdammt eine vortreffliche Taktik, welche ſie Indifferentismus nennt, ſie verketzert ihre Maßregeln als Konzeſſionen an das Chriſtenthum und beruft ſich unvorſichtiger Weiſe auf die untern Volksklaſſen bei den Juden, die ſich eine Verbindung der Emanzipation mit Jehova gar nicht denken können. Wir hoffen, ihr jungen rationaliſtiſchen Schwärmer, ihr begeht keine Thorheiten und unterlaßt es, euch als eine Corporation zu konſtituiren! Die Klage, daß die Zeit nur einreißen wolle, klingt in einem revolutionären Munde ſonderbar. Eurer dogmatiſchen

Lehrbücher bedarf der Jude vorerſt nicht; zunächſt will er frei ſein. Unſer jetziges Zeitalter iſt ein politiſches, und wer weiß, ob ſich in Zukunft ſo ſchnell erobern läßt, was jezt verſäumt wird.

Ueberhaupt muß ich noch etwas hinzufügen, das man mir nicht als Chriſten, ſondern als Denker anrechnen mag! Im Judenthum liegen zwei Elemente, Offenbarung und Natur. Als Religion der Offenbarung iſt das Judenthum ein morſcher, zerfallener Reſt, die geſunkenſte und zeitwidrigſte aller Religionen. Das Judenthum war für ein Volk berechnet, das kein Volk mehr iſt. Es war für ein Land, für einen Erdtheil berechnet, aus dem ſeine Bekenner fortgeriſſen ſind. Das Judenthum hörte ſchon auf, als es keine Opfer mehr bringen durfte. Es iſt alter Wuſt. Das Judenthum iſt eine Polterkammer, die wie eine Religion ausſieht. Dagegen als Religion der Natur iſt das Judenthum

ein Glaube, der Verheißung hat. Der Meſſias aber, der im Judenthum als Naturreligion liegt, iſt noch nicht da; aber Der wird es ſein, der uns eine Dreieinigkeit predigt: Gott, Freiheit und Unſterblichkeit. Fixirt euer Judenthum nicht: laßt es krachen und brechen, laßt ihn auf dem Sinai euern Rachegott, dieſen anthropomorphiſtiſchen Jehova, deſſen Namen ihr nicht ausſprechen dürft, uud bereitet euch vor auf die große univerſelle Weltreligion, deren Taufe und Beſchneidung im ehrlichen Handſchlage liegen, deren Symbol alſo lauten wird: Thuet recht und ſcheuet Niemand!

Staatswiſſenſchaft.

Warum leben wir im Staate? **Rouſſeau** beginnt ſeinen unſterblichen Geſellſchaftsvertrag mit dem Satz: der Menſch iſt zur Freiheit geboren, und überall ſind' ich ihn in Feſſeln. Warum dieſer Widerſpruch, daß wir, um frei zu ſein, uns Geſetze vorſchreiben?

Zahlloſe Antworten ſind auf dieſe Frage gegeben worden. Man iſt auf die Anfänge der Geſchichte zurückgegangen, und hat, wo es an glaubwürdigen Nachrichten

fehlte, auf Kombinationen ſeine Hypotheſen geſtüzt. Der Scharfſinn hat hierin eben ſo viel geleiſtet, wie die Albernheit. Ein engliſcher Schriftſteller, der wie ſo Viele andre im Intereſſe der Stuart'ſchen Revolution ſchrieb, nimmt die Bildung einer ſouveränen Erbmonarchie als die erſte Abſicht an, die Gott mit unſern paradieſiſchen Ahnen gehabt habe. Adam erzeugte ſich nach ihm erſt ſeinen Kronprinzen und Nachfolger, dann die übrigen in der Civilliſte bedachten und apanagirten Prinzen und Prinzeſſinen, dieſe den Hofmarſchall, Erbkämmerer, Oberſtallmeiſter, dieſe wieder die ganze feudale Adelskette, bis man zulezt darüber übereinkommt, die nun noch Gebornen Volk, Canaille, bloß Steuerpflichtige zu nennen.

Etwas natürlicher, aber mit demſelben Reſultate, behaupten Andre, alle politiſchen Formen ſeien aus der Machtvollkommenheit hervorgegangen, Andre wieder, der Staat

habe ſich ſo aus der Natur organiſch gebildet, wie z. B. die Menſchenracen entſtanden ſind. Die Liebe zur Freiheit hat ſich bei dieſen Annahmen nicht beruhigen mögen; man wollte den Menſchen früher ſehen, als den Bürger und ihn in der Wiege der Geſchichte nicht gleich durch Vorurtheile und ſonderbare Einrichtungen beſtimmt wiſſen. Daher die Annahme eines Urvertrages, einer friedlichen Uebereinkunft, worin man das Verhältniß wechſelſeitiger Pflichten und Rechte feſtgeſtellt habe. Den Uebergang von jener ſupernaturalen zu dieſer rationalen Anſicht bildete endlich die Vermuthung, daß die Anfänge des Staats im Rechte des Stärkern gelegen hätten, daß der Zwang früher als das Geſetz geweſen wäre.

Alle dieſe Vorausſetzungen mußten berückſichtigt werden, wenn man den Zweck des Staates beſtimmen wollte. Es war einleuchtend, daß hier jede Abſtraktion der Vernunft

durch die Geſchichte zu rechtfertigen war. Welchen Plan man auch der politiſchen Geſellſchaftsverfaſſung unterlegen wollte, es konnte kein andrer ſein, als ein Bedürfniß, das die Menſchen empfanden, und dem ſie entweder durch eine urſprünglich gegebene Verfaſſung oder durch eine mehr oder minder gewaltſame Modifikation derſelben abzuhelfen geſucht hatten.

Daher kommt es, daß ſich in jeder Zweckbeſtimmung des Staates ein Element findet, das eine beſondere Beziehung auf die Gegenwart hat. Was **Plato, Ariſtoteles, Graswinkel, Rouſſeau, Schmalz** und **Krug** über den Staatszweck behauptet haben, hieß nicht immer Das, was man in der Wirklichkeit gefunden hatte, ſondern noch öfter, was man in ihr zu finden wünſchte. Man rief: gebt uns Sicherheit unſeres Beſitzthums! und verſtand darunter, daß nur dies der Zweck des Staates ſein ſollte, keineswegs der

rechtliche Beiſtand, den man mir nach dem geſchehenen Raube Seitens des Staates verſpreche. **Haller**, der Reſtaurateur der Staatswiſſenſchaften, wollte nirgends von einem Staate, ſondern nur von einem Aggregat rechtlicher Verhältniſſe hören, und handelte dabei im Intereſſe einiger Privilegirter, denen die Zwecke der modernen Staaten eine nachtheilige Richtung zu nehmen ſchienen.

So viel politiſche Parteien ſich befehden, ſo viel Zwecke des Staates wird es geben. Und weil wir tauſend politiſche Fragen haben, die noch verſchieden beantwortet werden, ſo legt man auch noch immer den Zweck des Staates in die widerſprechendſten Dinge.

Die erſte franzöſiſche Konſtitution ſtellte die öffentliche Wohlfahrt an ihre Spitze; das war für Deutſchland genug, dieſen einfachen Satz aus allen Kompendien des philoſophiſchen Staatsrechts zu vertreiben. Man war ſo treulos, das

Streben nach öffentlicher Wohlfahrt auf die Stufe des Eudämonismus zu ſtellen, klagte dies Prinzip des Egoismus, des Mangels an hochherziger Aufopferung an, und adoptirte ſeitdem die Sätze, die der fromme Königsberger Weiſe über die lezten Zwecke des Staates aufſtellte. Dieſe waren ſo beſchaffen, daß ſie den Juriſten ſchmeicheln mußten, und ſeitdem lehrt kein Rechtsgelehrter anders, als daß der Staat eine Anſtalt zur Sicherung eines vollkommenen Rechtszuſtandes ſei.

Mit **Fichte** kamen die Ideen in die Politik; man ſezte Alles in die Menſchenerziehung, in die Tugend und Sittlichkeit, zulezt in die Religion und das Chriſtenthum. **Schelling** machte die Politik zu einem Theile der Phyſiologie, und rechnete den Staat zum Organismus der Natur, **Hegel** endlich legte alles Göttliche und Menſchliche, was ſich nur zuſammenfaſſen ließ, in den Begriff des Staates

hinein und überlieferte der Regierung die Schlüssel des Himmels und der Erde. Man sieht, bei uns Deutschen haben sich zu den Politikern noch die Philosophen gesellt, d. h. die Verwirrung der Begriffe ist auf's Höchste gestiegen.

Wenn sich irgend ein System der Geschichte konsequent entwickelt hat, so ist es die Staatswissenschaft. Die Doktrin war hier der Hebel des Lebens, und das Leben meist immer der Maßstab der Doktrin. Die Staatskunst gab der Philosophie die Materialien, und die Philosophie zog aus ihnen Regeln, die in der Wirklichkeit mehr oder weniger beachtet wurden. Eine Geschichte der Staatswissenschaft kann so isolirt dastehen, wie der Traum in der Geschichte der Seele, aber um beide zu erklären, bedarf es des Menschen, seiner Begegnisse, seiner Bildungsstufe. Oder würde man an eine Wissenschaft gedacht haben, wenn die Praxis der Erfahrung alle Wünsche zufrieden stellte?

Weitzel in seiner Geschichte der Staatswissenschaft geht von **Solon** zu **Plato** über, als hätten die Alten den Unterschied zwischen dem Leben und der Schule nie gekannt, als hätten sie einen **Sokrates** nicht hingerichtet, weil er der Schule auf Kosten des Lebens Vorschub leistete. **Weitzel** spricht noch in einem Augenblicke von den alten Römern und ist im andern schon bei **Macchiavell.** Wir gestehen, daß uns dieser Sprung nicht auffiel, weil uns die Ungerechtigkeit des Verfassers gegen das Mittelalter aus seinen früheren Schriften bekannt war, doch wie will er diesen Sprung entschuldigen, wo es sich um das Interesse der Wissenschaft handelte?

Das Mittelalter, das über Alles philosophirte, hat auch über den Staat Einiges zu sagen gewußt. Die Scholastiker mit ihren kleinen schematisirten Albernheiten, lehrten über den Regenten und seine Rechte, über die Unterthanen und

ihre Pflichten nichts Beſſeres oder Schlechteres, als ihre Schüler, die noch im neunzehnten Jahrhundert nicht ausgeſtorben ſind. Einige derſelben hatten gar die Kühnheit, über ſchwierigere Fragen, z. B. das Recht des Widerſtandes, ihre immer ſo einflußreiche Stimme abzugeben. Wenn **Weitzel** die politiſchen Zuſtände verſchiedener Zeiten als Erklärung ſeiner Wiſſenſchaft benuzt hat (wie es denn zu wünſchen wäre, daß er dies in noch weit größerer Ausdehnung gethan hätte), ſo iſt es unbegreiflich, warum er eine Zeit unberückſichtigt läßt, in der ſich in der That die vornehmſten Begriffe über die mannichfachen Beziehungen des Staats gebildet haben. Die allmälige Bildung des europäiſchen Staatenſyſtems, der Uebergang aus dem Feudalismus zum Abſolutismus, die Stellung des Volks zum Staate, von denen das erſtere allmälig in den leztern abſorbirt wurde, endlich das Verhältniß der politiſchen zur kirchlichen

Ordnung der Dinge: alle dieſe Fragen gründlich zu löſen, wird man auf das Mittelalter zurückgehen müſſen. Hier hätte, wenn nicht die Gerechtigkeit, doch die Gründlichkeit über die Antipathie ſiegen ſollen.

Wir ſind froh, uns dieſes Tadels entledigt zu haben, weil dies Buch ſo Vieles enthält, was uns mit dem verdienſtvollen Verfaſſer wieder verſöhnen muß. Die unbeſtreitbaren Vorzüge dieſes ausgezeichneten Schriftſtellers haben ſich auch in dieſem Unternehmen geltend gemacht. **Weitzel** iſt, wie immer, Herr ſeines Gegenſtandes, ſeine Behauptungen haben, wenn er mit Liebe dabei verweilt, ihren guten Grund. Alle dieſe geiſtvollen Bemerkungen, die er über **Macchiavell, Gortius, Spinoza, Locke, Montesquieu, Deſtütt de Tracy** und Andre macht, ſind Zeuge einer langen Bekanntſchaft mit ihren Schriften und gewiſſenhafter Unterſuchungen über ihr Leben. Dazu

geſellt ſich ein gebildeter Styl und die an ihm bekannte vorurtheilsfreie Anſicht öffentlicher Verhältniſſe. Wir haben wenig Schriftſteller, bei denen die Bildung der franzöſiſchen Schule ſo gut angeſchlagen iſt. Sein Witz hat ſich auch in dieſen ernſteren Unterſuchungen nicht zu verſtecken brauchen.

Ich habe eine beſondere Hochachtung vor **J. Weitzel.** Aber in ſeinen ſpäteren Büchern ſcheint er ein Opfer der Phraſe geworden zu ſein. Er iſt ein Sklave ſeines ſchönen Ausdrucks. Wozu dieſe Verflüchtigungen des Gegenſtandes, dieſe Emporſchwingungen in den leeren Raum, dieſe unbeſchreiblich ernſte, weiſe und vorſichtige Phyſiognomie, die ſo mürriſch ſieht, manchmal einen ſauren Witz ſchneidet, und ſo unnatürlich altklug iſt? **Weitzel** hat es immmer ſchon zu Romulus Zeiten geſehen, wie es 1834 ſein wird; und wenn 1834 da iſt, rückt er ſchon

wieder mit Epaminondas und Hannibal heran. Wenn von Athen die Rede iſt, dann ſpricht **Weitzel** von Sparta. Das Ungewiſſe iſt ihm ſchon immer entſchieden, und dem Entſchiedenen mißtraut er. Dieſe Weisheit und Vorausſicht ermattet ſeine Prophezeihung. Er bringt ſtatt Vorſicht, nur Furcht hervor, weil ſie nicht aufhört. Welche Entſchlüſſe ſoll man in der Verwirrung unſerer Lage faſſen? Soll man Nichts thun, als ſich von der Sache entfernt halten, und wenn ſie mißlungen iſt, über ſie den Stab brechen? Zu den zahlloſen Parteien der Zeit fügt **Weitzel** eine neue, die Partei der ungefähren Annäherung und des ſchön redenden Quietismus.

Die Briefe vom Rhein haben, ohne zum Juſte-Milieu zu gehören, doch den Zweck, vor der Revolution zu warnen. **Weitzel** nennt die Revolution ein Uebel, und ich glaube, daß er Recht hat; allein wozu nützen ſeine

Beweiſe? Wenn man in Deutſchland die Revolution bis jezt gehaßt hat, ſo iſt es nicht darum, weil man ſie für ein großes Uebel, ſondern deshalb, weil man ſie für ein großes Verbrechen hält. Nicht die Folgen werden gefürchtet, ſondern die Initiative. Wenn **Weitzel** ſich ſchämt, die lezte zu beſtreiten, warum ſchildert er die erſtern, von denen er doch weiß, daß Niemand für ſeine Zukunft fürchtet, wenn er ſich entſchließt, ſie ſelbſt zu beſtimmen? Solche Luftoperationen, welche **Weitzeln** nur Gelegenheit geben, ſich ſchön auszudrücken, ſprechen Niemanden an, und erklären, wie ein hochbegabter Schriftſteller ein verhältnißmäßig ſo kleines Publikum haben kann.

Staatswirthschaftslehre.

Die Alten wußten Nichts von einer Wissenschaft, welche die öffentliche Wohlfahrt auf den sichern Erwerb, die günstige Vertheilung und eine vorsichtig berechnete Konsumtion der Reichthümer gründet. Die Staaten waren entweder zu klein, und die Bürger standen dem Heft der Regierung zu nahe, oder ihr Umfang war zu unermeßlich und die Maschinerie der innern Politik zu kunstlos, als daß die damaligen Verhältnisse selbst in ihren materiellen Grundlagen

von den unſrigen ſich nicht hätten unterſcheiden ſollen. Die großen Despotien erforderten Herrſcher, denen das Glück, oder die Sparſamkeit, oder eigner Beſitz von Bergwerken und Ländereien anſehnliche Güter verſchafft hatten. In den Schatz des Tyrannen ließ eine ungerechte Konfiskation in einem Augenblicke ſo viel Hilfsmittel des Staatszwecks fließen, als der Königszehnten eines ganzen Jahres, deſſen Eintreibung in jener Zeit unüberſteigliche Hinderniſſe dargeboten haben muß, betrug. Dieſer geſetzloſe Zuſtand hemmte die Reaktion der öffentlichen Gewalt auf die Belebung der Induſtrie und des Handels, ſo daß das Alterthum, die Geſchichte Phöniziens und Karthagos etwa ausgenommen, ſchwerlich das wechſelſeitige Verhältniß zwiſchen der Weisheit politiſcher Einrichtungen und dem Flore des Nationalwohlſtandes kennen gelernt hat.

Dieſelbe Erſcheinung kehrte in minder drückenden

Formen bei den kleinen griechiſchen Republiken und Kolonien wieder. Der beſtändige Wechſel der Verwaltungsbehörden raubte dieſen die Macht, ſich den Bürgern gegenüber mit einer Autorität zu bekleiden, die die Geſetze nicht billigten. Die Adminiſtration, in der Eigenſchaft eines Bevollmächtigten, übertrug die Laſt eines Staatsbedürfniſſes einzelnen durch ihre Glücksgüter hervorragenden Bürgern, die ſich dafür an der Ehre und den Vortheilen, die ein glücklicher Krieg abwarf, ſchadlos machen konnten. Die mannichfaltigen Zweige der bürgerlichen Thätigkeit erhielten ſich dadurch unabhängig von offiziellen Einflüſſen, die, wenn ſie Nichts mehr ſind, als eine Kontrole, ihnen immer zur Laſt fallen werden.

Es iſt lächerlich, die gebildete alte Welt wegen ihrer geringen Fortſchritte in der Induſtrie und Agrikultur zu beklagen, und ihr die Uebel anzuwünſchen, die uns erſt zu

einer gesteigerten Anstrengung in diesen Fächern gespornt haben. Roms spätere Geschichte bietet schon die Symptome dieser neuern Nothzustände dar. Der zunehmende Umfang seines Gebiets, die Zufälligkeiten der wechselnden Regierungsgewalt steigerten die Bedürfnisse. Hatte den Welteroberern der Krieg, jezt der Erbfeind des Wohlstandes, früher als eine Quelle der Reichthümer gedient, so mußte diese endlich versiegen, da man den halben Erdkreis unterjocht hatte. Neben das System der Plünderung und Gewaltthätigkeit, das die Statthalter in den Provinzen befolgten, peinigte diese unglücklichen Länder eine wucherische Schaar von Staatspächtern, welche die Berge, Triften, Wälder, Thiere und Sklaven in ihre Kataster eintrugen, und überall in den Städten, auf den Landstraßen und an den Häfen ihre Zollhäuser aufschlugen.

Wo man etwas verlangt, ist es Pflicht, das Geben zu

erleichtern. Dieſer Grundſatz war dem Alterthum unbekannt. Die römiſche Verwaltung kannte nur ihre Forderungen, die ſie nach dem Maßſtab ihrer Bedürfniſſe, und noch öfter ihrer Habſucht berechnete. Die Einwirkung auf Handel und Gewerbe blieb ihr fremd. Cicero rief auf dem Forum, daß man die Seeräuber bekriegen müſſe, nicht der gefährdeten Quellen des allgemeinen Wohlſtandes wegen, ſondern um dem Pompejus eine Würde zu übertragen, und den Staatspächtern ihre Einkünfte zu ſichern. Einige Einrichtungen, die entfernt an die moderne Wiſſenſchaft der Nationalökonomie erinnern, rief das Privatintereſſe der Lieferanten und Geldwechsler hervor. Doch allen dieſen Inſtituten ſtellte der letzliche Despotismus einen unerſättlichen Feind gegenüber, den Fiskus, als deſſen Diener die Bosheit, die Angeberei und der Mord beſtellt waren. Die Vorrechte und Exceſſe des Fiskus zerſtörten

den Beſitz der Reichthümer und den Muth, ſich ihn zu verſchaffen, eine Gewaltthätigkeit, der Juſtinian auf einer Seite abhalf, und auf der andern durch die Indulgenzen, die er demüthig dem Clerus bewilligte, größeren Vorſchub leiſtete.

Im Mittelalter vereinigten ſich viele Umſtände, die Fortſchritte der politiſchen Oekonomie zu beſchleunigen. Im Verhältniß, wie ſich die Laſten erhöheten, mußte man auf Mittel ſinnen, die Quellen ſeiner Thätigkeit ergiebiger zu machen. Die ungleiche Vertheilung dieſer Laſten ſteigerte die Thätigkeit der Unglücklichen, die ſie allein zu tragen hatten. Ja die Hinderniſſe, welche die Verblendung der nützlichen Thätigkeit legte, mußten ſelbſt dazu dienen, dieſe zu befördern. Einſichtsloſe Regierungen pferchten das induſtrielle Genie in ſklaviſche Schranken ein, wodurch der immer regere Strom der Beſchäftigung in ein anderes Bett

geleitet wurde. Der Handel ſchwang ſich mit raſchem und glücklichem Erfolg empor. Ihm war es leichter, den Unverſtand und den Despotismus zu vermeiden. Ihm ſtand ein weites Feld offen, ja mit den zunehmenden Entdeckungen eine neue Welt. Es war eine kurze, blühende Periode, wo der Handel die räuberiſchen Ueberfälle auf der Landſtraße, die gierigen Zölle auf den Gränzen der Territorien, endich die offiziellen Falſchmünzereien durch ſeine eigene Kraft glücklich überwand.

In die Blütezeit der Hanſe- und der norditalieniſchen Republiken fällt die erſte ſichere Ausbildung der großartigen Handelsintereſſen. Die gehäuften Kapitalien vermehrten das kaufmänniſche Vertrauen, dieſe erſte Grundlage alles nützlichen Verkehrs. Die Unternehmungen warfen größere Gewinne ab, und der ſteigende Bedarf ließ eine reiche Anzahl von Arbeitern daran Theil nehmen. Die Cirkulation

gab immer neue Mittel an die Hand, und ſtand zulezt unter dem Schutze geſetzlicher Beſtimmungen, die noch heute die Grundlage des Handel- und Wechſelrechts bilden.

Aber dieſer Zuſtand war ganz geeignet, die Eiferſucht zu erregen. Zuerſt fiel man mit roher Hand über die Unabhängigkeit dieſer Staaten her, theilte ſich in der Beute, die man aus Kontributionen, ungeheuren Tributen und zulezt aus offener Plünderung machte. Die Grundſätze aber, die man dieſe Opfer einſt hatte befolgen ſehen, wurden adoptirt, und den Miniſtern angewieſen, um ſie auf die Unterthanen der eignen Länder zu impfen. Dies war der Urſprung eines ſtaatsökonomiſchen Syſtems, das ſich durch ſeine kläglichen Folgen an ſeinen Erfindern rächte.

Der Merkantilismus ſchloß ſehr richtig, daß man mit dem Gelde Alles habe; aber er vergaß, daß der Talisman des Reichthums nicht in den aufblinkenden Summen, welche

die Regierung blendeten, ſondern in der Cirkulation liege, die man ihnen frei hätte geſtatten müſſen. Der Vermögenserwerb iſt ein einfacher Akt, aber man muß zwei Momente in ihm unterſcheiden. Der Merkantilismus kam immer um den erſten dieſer Momente zu früh, wenn er die Summen, deren er anſichtig wurde, einkaſſirte. Die wandelnden Kapitale ſind nur das Mittel für einen zweiten reinen Gewinn, der um ſo größer ausfällt, je größer die Summen ſind, die man verwenden kann. Man vergaß, daß das Geld nur der Stellvertreter der Waare iſt, und daß, je ſchneller, häufiger und ungehinderter der Umtauſch vor ſich gehen kann, deſto größer die Gewinne ſind. Das Syſtem der Handelsbilanz, immer nur nach Geld, nach einem jährlichen Ueberſchlag der Einnahme und Ausgabe zielend, verſezte damit der geſunden Thätigkeit die empfindlichſten Wunden. Die falſchen Maßregeln, die noch in dieſem Augenblicke den freien

Verkehr der Völker hemmen, ſind die Konſequenzen dieſer Irrthümer, die in den meiſten Ländern noch als Staatsmaxime in geheiligtem Anſehen ſtehen.

Die Politik des ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts war faſt ausſchließlich eine Folge dieſes Syſtems. Weil man das Geld für eine unveränderliche Größe hielt, weil man nicht ahnte, daß die Reichthümer eben ſo gut produzirt als konſumirt werden konnten, ſo hielt man im Frieden den Mehrbetrag des eingeführten Geldes für das glücklichſte Phänomen der zunehmenden Bereicherung, und führte Kriege, um ſich die Summen wechſelſeitig ſtreitig zu machen oder auf Koſten Anderer ſich zu bereichern. Der einfache Satz, daß die Wohlfahrt des einen Staates die des andern bedinge, hat Jahrhunderte bedurft, um ſich geltend zu machen.

Dazu kam Frankreichs verführeriſches Beiſpiel. Die

ungeheuern Summen, mit denen Ludwig XIV. seine Siege erkaufte, verschaffte ihm zwar zum großen Theil die berechnete Sparsamkeit Colberts, aber noch mehr die Verblendung der damaligen Finanzverwaltung, die, vom Despotismus unterstüzt, auf Augenblicke allerdings den Anschein des Wohlstandes gewähren konnte, im Grunde aber den völligen Ruin des französischen Handels und Gewerbes herbeiführte. Die Industrie wurde mit tausend unnützen Forderungen gefesselt, die Kolonien wurden in einem unverständigen Joch erhalten, und in die öffentlichen Ausgaben legte die Arroganz oder die Verblendung einen Sinn, der eine schwächliche Anwendung zuließ. Man führte Kriege, um, wie selbst Friedrich II. noch sagte, das Geld unter die Leute zu bringen, Ludwig XIV. verschwendete Millionen zum Anbau einer öden aber prächtigen Residenz, und nannte diese unermeßlichen Summen Almosen, dem

darbenden Volke hingeworfen. Man nannte die Steuern und Staatsschulden Geschenke, welche die rechte Hand der Nation der linken mache. Die nachfolgende Verarmung aller Staaten war die Folge eines Irrthums, der in der falschen Ansicht lag, die man von der Natur des Geldes hatte.

Montesquieu und **Rousseau** verstanden so wenig von der Nationalökonomie, als **Voltaire**, der auch in diesem Fache eine Autorität sein wollte, aber sie bahnten neuen Untersuchungen den Weg, und machten die Gemüther für vorurtheilsfreie Grundsätze empfänglicher. Die Physiokraten sind aus der Schule dieser Männer hervorgegangen. Wie **Rousseau** den Menschen in seinem natürlichen Zustande zergliederte, so führte **Quesnay** die Quelle der Reichthümer auf die Erde zurück, die schon die Alten als Allmutter und Allernährerin anbeteten. Es war für die Wissenschaft

ein unschätzbarer Fortschritt, daß **Quesnay** den todten Götzen des Geldes stürzte, und die Natur des Metalls nur in seiner stellvertretenden Eigenschaft fand. Er nahm aber den Schritt zur Wahrheit nur halb, indem er den Bodenertrag einseitig begünstigte, und alle Resultate unserer Thätigkeit auf die Grundrente zurückführte.

Die Lehre vom reinen Ertrage ist unstreitig eine wichtige Entdeckung; aber **Quesnay** dehnte sie ungebührlich aus. So wahr es bleibt, daß der reine Ertrag die Grundlage der Besteuerung bilden muß, weil er für den Einzelnen das Hilfsmittel seiner Existenz ist, so ist es doch übereilt, auch die Gesammtkonsumtion, die Thätigkeit der Gesellschaft, auf den Reinertrag zurückzuführen. Die Mißgriffe, welche die Physiokraten mit den Folgerungen aus ihren Sätzen über den Nettoertrag begingen, haben ihnen den Todesstoß gegeben; obschon vielen ihrer praktischen Lehren die gerechte

Anerkennung auch ſpäter noch geblieben iſt. Als Beweis dienen **Turgot's** Verwaltung und der berühmte Spruch: **Laissez nous faire!**

Mit **Adam Smith** trat an die Stelle des Geldes und des Bodens die Arbeit. Dieſer ſcharfſinnige Kopf hat durch die ſtrenge Unterſcheidung der Begriffe Arbeit, Kapital, Preis erſt das Licht einer feinen, methodiſchen Deduktion in die Nationalökonomie gebracht. Er hat nachgewieſen, welchen Gebrauch die öffentliche Gewalt von ihrem Einfluſſe zu machen habe, um auf die Zunahme und Erhaltung der Nationalwohlfahrt mit Erfolg zu wirken. **Adam Smith** iſt als Vertheidiger des Syſtems der unbedingten Handels- und Gewerbefreiheit aufgetreten. Die Erforderniſſe für einen glücklichen Verkehr, auf die er immer zurückkommt, ſind die Aufhebung der perſönlichen Bevorrechtigungen, der privilegirten Korporationen, der laſtenden

Gemeinderechte, die Wegräumung der dem Handel gelegten Hinderniſſe, der Aus- und Einfuhrverbote, der Zollinien und endlich eine weiſe und gewiſſenhafte Beſteuerung. Seit **Smith's** Ausführungen hat die Nationalökonomie glänzende Fortſchritte gemacht. Die wichtigen Fragen der neuern Geſchichte trugen dazu bei, die Kenntniß dieſer Wiſſenſchaft zu verbreiten: und die Zeit kann nicht mehr fern ſein, wo jeder Gebildete darnach trachten wird, ſich über ſeinen wahren Vortheil aufzuklären. Die zunehmende Bekanntſchaft mit den Lehren dieſer Wiſſenſchaft wird nicht nur den Kampf derſelben gegen eine verknöcherte, feindſelige und nur von der Gewalt unterſtüzte Praxis zu Gunſten der erſtern entſcheiden, ſondern unzählige andere Fortſchritte beſchleunigen. Die Nationen werden aufhören, ſich mit Eiferſucht zu verfolgen, oder gar die Waffen zu ergreifen, wo es nur die Anerkennung ihres wahren Intereſſes bedarf.

Smith hat in seinem Gegenstande zwar die Methode eingeführt, ihn aber nur zum Theile der Wissenschaft erhoben, weil er die systematische Anordnung desselben unterließ. Eine plangemäßere Aufeinanderfolge seiner Untersuchungen würde ihm die Lücken nachgewiesen haben, die sich in ihnen noch vorfinden. Say, der sich überall Smith's Schüler nennt, unternahm es, diese auszufüllen. Er unterwarf zuerst die Reichthümer einer vollständigen Analyse, und brachte die Phänomen ihrer Produktion, Vertheilung und Konsumtion unter gewisse allgemeine Gesichtspunkte, die die Klammern eines scharfen, senkrechten Systems bilden. Say lichtete die Verwirrungen, die sich bei Smith aus der schwankenden Bestimmung des Preises ergeben hatten, und hob sie durch die genaue Unterscheidung des Preises vom Werthe, diesem wahren Maßstabe aller auf den Verkehr Bezug habender Erscheinungen. Er hob die einseitige

Begünstigung der ökonomischen und industriellen Produktion auf, brachte sie nicht nur in ein Ebenmaß, sondern räumte auch der Handelsproduktion ihre gebührende Stelle ein, deren Theorie bei **Adam Smith** gänzlich übergangen ist. Zu diesem Vorzuge zweckmäßiger Neuerungen gesellte sich bei **Say** eine umfassende Kenntniß der reellen Interessen der Producenten und Konsumenten, die er sich in seiner bürgerlichen Stellung und einer reichen politischen Erfahrung verschafft hatte. Sein kürzlich erfolgter Tod entriß der Welt nicht nur einen feinen, unterrichteten Denker und enthusiastischen Freund wahrhafter Humanität, sondern namentlich auch Frankreich einen der wenigen Männer, welche die Wechselschläge seiner politischen Schicksale mit einem großartigen Heldenmuthe ertragen haben. **Say** blieb sein ganzes Leben hindurch ein aufrichtiger Vertheidiger der Freiheit. Er war der einzige, der als Tribun

mit Carnot gegen Napoleons Kaiserthum stimmte, und jede Lockspeise des Usurpators zurückwies. Seine Schriften zeugen alle von der tiefen Verachtung, die er vor dem Napoleonischen Regime empfand, und er war unabhängig genug, seinen Widerwillen gegen jede Unterdrückung auch auf die Restauration zu vererben, die die Freiheit und die Wohlfarth Frankreichs den Thorheiten der Aristokratie und den Anmaßungen der Priesterschaft opferte.

Der Ursprung des Geldes verliert sich in die dunkelsten Zeiten. Diente das Geld anfänglich zur Ausgleichung eines wechselseitig umgetauschten, oder gebrauchte man es als den Stellvertreter eines vollständigen Werthes? Diese Frage ist schwierig, wenn man die Stoffe in Erwägung zieht, aus denen die ersten Münzen bestanden. Wie konnte man sich entschließen, für ein Quantum an Vieh oder Getreide

ſich durch ein Stück Leder, durch eine Korallenmuſchel und dergleichen befriedigen zu laſſen? Die Annahme, daß dieſe unſcheinbaren Gegenſtände in den Augen der Völker nur einen Werth beſaßen, den eine gegenſeitige Uebereinkunft in ihn hineingelegt hatte, führt uns immer ſchon in einen Zeitraum, in dem eine gewiſſe, fortgerückte Bildung geherrſcht haben muß. Es war ein für die Kindheit der Menſchheit mächtiger Fortſchritt, daß man z. B. ſtatt eines Gewebes, das man früher nur gegen Auslieferung eines Stieres weggab, ſich mit einem Stück Kupfer begnügte, auf das die noch rohe Kunſt einen Stierkopf geprägt hatte. Es ſezt nicht wenig Bildung voraus, die öffentliche Meinung zum Maßſtab einer Wertherklärung zu machen; und dies geſchah, wenn man an die Stelle des Tauſches der Naturprodukte eine Größe ſezte, die denſelben Dienſt darbot, und den Verkehr erleichterte. Die Wahl der Metalle

zu dieſem Zwecke durfte nicht zufällig ſein. Das Geld durfte keineswegs ſeinem Stoffe nach Nichts ſein, um durch ſein Gepräge erſt Alles zu werden. Es mußte aus einer Maſſe gefertigt werden, die ſelbſt einen mit Korn oder Vieh abſchätzbaren Werth hat, und dieſen Werth weder durch den Gebrauch, noch durch ſeine Verpflanzung an entlegene Oerter verliert. In dieſer Hinſicht ſind die edeln Metalle eine Waare, deren Werth theils allgemein anerkannt iſt, die ſich auf eine leichte Art bearbeiten und verführen laſſen, und endlich in ihrer Totalquantität nicht reißend zu- oder abnehmen können. Ein dennoch bei den edlen Metallen eingetroffener Uebelſtand hat ſich nicht vermeiden laſſen, nämlich die mangelhafte Reduktion des Goldes und Silbers auf eine unveränderliche Proportion. Zu verſchiedenen Zeiten ſind die gegenſeitigen Werthe dieſer Metalle geſunken, ſo daß man bald mehr, bald weniger Silbers bedurfte,

um eine beſtimmte Quantität Gold zu kaufen. Die amerikaniſchen Minen, der zunehmende Geſchmack an ſilbernen Geräthſchaften, die Vorliebe der Aſiaten wiederum für das Silber haben den Cours dieſes Metalles ſchwankend erhalten, und die Kapitaliſten zum Einſchmelzen ihres Silbers vermocht, wodurch ſie einen Vortheil erzielten, der Andern zum Nachtheile ausſchlug. Aber alle dieſe Mißſtände ſind noch gering gegen das Unheil, das die Regierungen aus dem Mißbrauch ihres Münzprivilegiums entſtehen ließen. Die unmittelbare Folge der Münzverſchlechterung, von der die Regierungen thörichterweiſe immer geglaubt haben, man würde ſie nicht bemerken, iſt die Herabſetzung aller in Münzen zahlbaren Obligationen, d. h. ein tauſendfältiger Bankerott, der auf die öffentliche Gewalt ſelbſt rückwirken muß.

Die Cirkulation großer Geldſummen iſt eine Laſt für

den Verkehr. Daher entſchloß ſich das gegenſeitige Vertrauen zu Stellvertretungszeichen des baaren Geldes, die, aus Papier beſtehend, ſchnell und leicht umſetzbar waren. Eine im Gebiete des Handels ſo vortreffliche Einrichtung mußte allen Werth verlieren, als ſie die aus Verlegenheit habſüchtige Regierung nachzuahmen anfing. Dies iſt der Urſprung des Papiergeldes, das vom Schwindelgeiſte zu Ballen in Bewegung geſezt wurde, das die Stelle eines reellen Reichthums erſetzen ſollte, und ihn da, wo er noch war, untergraben hat, das den Untergang verſchwenderiſcher Regierungen, ſtatt aufzuhalten, beſchleunigte.

Die Wechſelpapiere des Handelsſtandes ſind nur Abbreviaturen eines weitläufigen Verkehrs, und haben die Eigenſchaft, jeden Augenblick verſilbert werden zu können, weil ſie immer Anweiſungen auf liegende Summen ſein müſſen, eine Eigenſchaft, die den Aſſignationen der franzöſiſchen

Regierung abging. Law ging von der ehrlichen Absicht aus, seinen Papieren diese Fähigkeit zu erhalten. Es war keine eitle Vorspiegelung, daß man auf den ersten Assignaten, die mit Vorsicht und Besonnenheit vermehrt wurden, die Versicherung erhielt, jede öffentliche Kasse zahle den Nennwerth dieses Papieres in redlichen Silberstücken aus. Später kam man aber von dieser Mäßigung zurück. Man vervielfachte die Papiere ins Unendliche, die auf ihnen abgedruckte Ermächtigung zur Einkassirung des Betrags wurde illusorisch. Diese Widersinnigkeit folgte aus der Ansicht, die das Geld für eine Waare hielt, die man produziren könne. Einen ähnlichen Irrthum hat sich selbst die vorsichtigere Handelswelt zu Schulden kommen lassen, und sich damit die empfindlichsten Wunden versezt. Das Institut der Zettelbanken, so unerläßlich für einen großartigen Handelsverkehr, gab sich häufig illusorischen Täuschungen hin,

und mußte noch öfter den gewiſſenloſeſten Einfluß der Regierungen ertragen. Die Banken verkannten die Natur ihrer Noten, fingen an, ſie ohne Berechnung zu vermehren, ſchoßen den Regierungen anſehnliche Summen vor, die ſie niemals aufkündigen durften, und brachten ihre Verbindlichkeiten mit den Mitteln, ſie gewiſſenhaft zu erfüllen, in ein ſo großes Mißverhältniß, daß ſie ſelbſt ihre Zahlungen einſtellen mußten, und das Signal zu unzähligen Privatbankerotten gaben. Dies war 1785 der Fall mit der Diskontokaſſe von Paris, ſpäter mit dem Bankerott der engliſchen Bank, und wird meiſt immer das Schickſal der Provinzialbanken ſein, die ſich niemals ſolcher Privilegien erfreuen, wie die Hauptbank. Wir haben in Deutſchland dieſelben Erfahrungen gemacht; ich erinnere nur an das Unglück, das die preußiſchen Ritterſchaftsbanken traf, als Napoleon's Invaſion die Grundlagen, auf denen ſie

beruhten, die Landgüter, preisgab. Die weise, vielleicht übertriebene Vorsicht der jetzigen Pariser Bank ist auf jeden Fall geeignet, Vertrauen einzuflößen und eine wohlthätige Wirkung auf die öffentliche Wohlfahrt auszuüben.

Erst dann fängt der Werth der Dinge an, sich geltend zu machen, wenn sie in den Umlauf kommen. Der Markt, das Ausgebot, die Nachfrage, die Werthabschätzung, diese Begriffe sind entscheidend für alle Erscheinungen der Reichthümervertheilung. Welches ist die Regel für die Bestimmung des Marktpreises? Die Bedürfnisse sind verschieden, je nach unserer Lage. Das Klima, die Sitte, die Gesetzgebung macht dem Einen entbehrlich, was für einen Andern einen sehr hohen Preis hat. Ein Wagen voll Schlittschuhe gilt in Neapel nicht mehr, als das Eisen und Holz daran werth ist, während man in Riga zugeben muß, daß ein ansehnlicher Werth darin enthalten ist. Die Abend-

zeitung koſtet in Dresden 12 Thaler, während man in Spanien keine vier Groſchen dafür geben würde. Eine Federnkrone, die am Miſſiſippi einen Reichthum bildet, iſt für einen Europäer nutzlos, wenn ſie nicht für einen Damenhut einen doch unverhältnißmäßig geringen Werth abwirft.

Die Dinge, nach denen wir verlangen, ſind nicht blos die Luft, das Waſſer, Feuer, die ſich von ſelbſt mittheilen, ſondern es ſind in größerem Maße geſellſchaftliche Reichthümer, die durch ein vielſeitiges Zuſammenwirken oder einen einfachen Produktivdienſt erzeugt worden ſind. Nachdem die auf die Verfertigung eines Gegenſtandes gewendete Mühe größer oder geringer geweſen iſt, darnach entſcheidet ſich wiederum der Preis. In einem faulen Volke wird man aber für daſſelbe Quantum Arbeit weit mehr zahlen müſſen, als in einem betriebſamen, und hierin liegt die zweite Urſache der relativen Beſtimmung des Marktpreiſes.

Die dritte endlich ist der Maßstab des Vermögens. Eine Waare kann oft einen enormen Werth haben, und dennoch nur schlecht im Preise stehen, weil die Käufer erst ihre dringenden Bedürfnisse befriedigen und dann für jenen Gegenstand nicht mehr ausgeben können, als den kargen Ueberschuß ihres gemessenen Vermögens. Diese Thatsachen geben die wichtigsten Folgerungen.

Das Fallen der Preise kann nur für den Augenblick ungünstig sein, auf die Länge ist es ein Fortschritt. Dieser paradoxe Satz stimmt mit der Erfahrung überein. Es versteht sich, daß hier nur von einem gleichmäßigen Preisabschlage die Rede ist. Die Werthbestimmungen aller Dinge müssen in einem natürlichen, ungestörten Zusammenhange stehen. Das Getreide wird wohlfeiler, wenn der Arbeitslohn sinkt. Wenn ein Fabrikant wöchentlich einen Thaler weniger verdient, so ist er nicht im Nachtheil, wenn auch

alle ſeine übrigen Bedürfniſſe in dieſem Verhältniſſe gefallen ſind. Wie? wird man ſagen, wenn man nun den Produzenten Nichts mehr bezahlt, was ihren Gewinn ausmacht? Wir entgegnen, daß dann eine allgemeine Zufriedenheit eintreten würde. Es würde keine Produzenten mehr geben, der Gedanke des Tauſchwerthes hätte ſich verloren, Jeder beſäße die Dinge, deren er bedarf, und brauchte ſie nicht anzuſchaffen, ſo wenig wie die Luft, die uns umgibt. Wenn die Dinge gar nichts mehr koſten, ſo muß Jedermann unendlich reich ſein.

Das Einkommen des Grundbeſitzers, des Kapitaliſten und des Induſtriemanns bildet ſich aus den Gewinnſten, welche der Fortgang der Produktion abwirft. Dieſe Gewinnſte ſind keineswegs in allen Produktionsfächern gleich. Es wird hier immer gewiſſe Regeln geben, die zu beobachten der Unternehmer ſich zur Pflicht machen muß. Z. B. iſt es

vortheilhafter, mit unscheinbaren, ordinären, als mit kostspieligen Modeartikeln zu handeln. In Lyon sind die Seidenfabrik-Arbeiter in Lumpen gehüllt. Diejenigen Tuchmacher, welche grobes Tuch fertigen, tragen meist bessere Röcke, als die, welche Kasimire arbeiten.

Aus den verschiedenen Produktionsfonds ergeben sich dreierlei Arten von Einkommen: das Industrie-, Kapital- und Agricultur-Einkommen.

Die Industrie wird da am theuersten bezahlt, wo die meisten Ländereien und Kapitale liegen. Nordamerika beweis't vor allen diese Bemerkuug, die auch das reiche Holland vor der Revolution wahr gemacht hat. Die Industriedienste werfen dann immer mehr ab, wenn sie in einer gefährlichen oder widerwärtigen Arbeit bestehen, wenn sie zuweilen unterbrochen werden, wie sich z. B. der Fiaker auch für die Stunden bezahlen läßt, wo er Niemanden zu

fahren hat, und endlich wenn die Arbeit ein angebornes Talent oder eine erworbene Geſchicklichkeit vorausſezt.

Nach ähnlichen Vorausſetzungen erhöhen ſich auch die Gewinnſte des Unternehmers. Dieſer wird ſchwerlich eine Anzahl Hände beſchäftigen können, ohne ein angemeſſenes Vermögen zu beſitzen. Die Nothwendigkeit, ein ſolches Kapital zu finden, die perſönlichen Vorzüge, die man an der Spitze eines Unternehmens erblicken muß, und die Gefahr, die der Wagende auf ſeine Rechnung nimmt, ſteigern die Gewinnſte, die dem Unternehmer zufließen. Sehr ſchwierig geſtalten ſich dabei oft die Lagen der Handarbeiter. Der Tagelohn iſt einem fortwährenden Sinken im Preiſe ausgeſezt, weil ſich hier ſo viele Hände anbieten, daß ein Unternehmer wegen Arbeiter niemals in Verlegenheit kommt. Die Erfindung einer neuen Maſchine, die Waareneinfuhr, die ſtarken Auswanderungen entziehen Tauſenden ihren

Unterhalt und fordern die Vorsicht der Regierung auf, mit rascher Hilfe beizuspringen. Das Almosenspenden ist in diesem Falle das schlechteste Hilfsmitel. Es müssen neue Erwerbsquellen geöffnet werden, die die früheren ersetzen, ja es läßt sich sogar verlangen, daß die, welche eine plötzliche Arbeitslosigkeit zu ihrem Vortheile veranlaßt haben, verpflichtet sind, eine Zeitlang die Last, die der Gesellschaft daraus erwachsen ist, zu tragen, und ihre entlassenen Arbeiter gegen die ersten Anfälle der Noth zu schützen. Wie ist es zulezt mit der geistigen Industrie? Der Fabrikant verfertigt ein Tuch, das Dem, der es kaufte, vollkommen angehört, er hat sein Recht auf dieses Tuch verloren, und muß ein zweites machen, wenn er ein zweites verkaufen will. Die Arbeit eines Gelehrten steht nicht in demselben Verhältnisse. Seine Produkte lassen sich zwar verkaufen, aber nicht verbrauchen. Ein zerrissenes Buch, eine im

Vortrag gelernte Wahrheit kann nicht zerstört werden. Die Arbeit des Gelehrten, wenn sie einmal aus seinem Kopfe ausgegangen ist, bleibt ein ewiger Besitz der Menschheit. Sind **Plato** und **Aristoteles** nach Verhältniß bezahlt worden? Nein, sie mußten sich mit den Kränzen des Ruhms begnügen, und die Ewigkeit ihres Gedächtnisses als Ersatz ihrer Mühen ansehen. Dies fühlt die Mitwelt gegen ihre Gelehrte noch immer, und sucht sie durch die Ehre zu entschädigen. Daher macht man die Dichter zu Legations- und die Professoren zu Hofräthen.

Das Einkommen des Kapitalisten ist der Zins. Die falsche Humanität z. B. des kanonischen Rechts verdammte jede Zinsannahme als einen verbrecherischen Wucher. Man sagte: Geld ist kein Baum, kein Acker, kein Thier, es vermehrt sich nicht, es ist eine todte Waare. Wir wissen längst, auf welcher irrigen Voraussetzung die Schlußfolge beruht.

Das Geld ist keine Waare, sondern nur der Stellvertreter derselben. Es ist der Nennwerth eines Grundstückes, eines Hauses, von denen ja eingestanden wird, daß sie sich auf natürliche Weise vermehren. Eben so unpassend waren die Gesetze, welche die öffentliche Gewalt über die Höhe des Zinsfußes erlassen hat. Diese haben ihre Wirkung immer verfehlt, und mehr Schaden angerichtet, als sie verhüten sollten. Trotz der verschärften Edikte verlieh man so viel Geld, als früher, weil das Bedürfniß blieb; aber die Assekuranzprämie stieg unmäßig, weil man sich dann noch immer gegen die Gefahr, bestraft zu werden, sichern mußte. Der gesetzlich festgesezte Zinsfuß hat manchen Banquerott beschleunigt. Der um Geld Verlegene würde sich mit einem Darleihen retten können, aber seine mißlichen Umstände vermögen keinen Kapitalisten, ihm zu niedern Zinsen zu borgen; zu hohen Zinsen aber, die dem Darleiher sein

Geld aſſekurirten, darf er Nichts entlehnen, daher ſein Ruin. Die Anlage vieler Kapitalien iſt ein Gewinn für die Nationalwohlfahrt. Die Bearbeitung der Grundſtücke nimmt einen größern Schwung an, ſie werden produktiver und wirken auf die Arbeit, ſelbſt in der Induſtrie; daher ſind die Anlagen auf Landwirthſchaft immer die vortheilhafteſten.

Das Einkommen aus Grundſtücken kann eben ſo von Unfällen bedroht werden, wie das aus der Induſtrie und dem Kapital; aber es hat einige Vortheile vor dieſen voraus. Selbſt der kleinſte Gewinn, den ein Stück Landes abwirft, geſtattet ſeinen Anbau, eine Unmöglichkeit für jeden andern Erwerb. Mögen ſich die widerwärtigſten Umſtände vereinigen, um den Gewinnſt des Landbeſitzers zu ſchmälern, ſo wird dieſer ſeine Ländereien doch nicht brach liegen laſſen, obſchon er ſie nicht mehr in Pacht wird

geben können. Um die Verpachtung eines Grundstückes ersprießlicher zu machen, wird der Eigenthümer gewisse Regeln nicht aus den Augen lassen. Die langen Pachtungen sind vortheilhafter, als die auf kurze Zeit, weil sie dem Pächter Verbesserungen möglich machen. England beweis't, wie wohl sich die Ländereien bei der Unumstößlichkeit des Pachtkontrakts befinden. Meliorationen, die man niemals unternehmen wird, wenn man stündlich eine Aufkündigung gewärtigen kann, geben den Besitzungen einen größern Werth, und setzen die Pächter in den Stand, ihren Verpflichtungen gegen die Eigenthümer pünktlich zu genügen.

Die Konsumtion der Reichthümer regelt sich nach dem Bedarf; der Bedarf nach tausend Einflüssen, die auf den Willen, die Entschließungen, die Gewohnheit und das Vermögen wirken. Jedermann ist Konsument: und die stärkste Konsumtion geschieht unstreitig durch die Klasse, welche am

wenigſten beſizt, aber am zahlreichſten iſt. Der Genuß der Reichthümer iſt ein Verluſt derſelben, der entweder durch das genoſſene Vergnügen oder eine neue Produktion erſezt wird. Dieſer lezte Umſtand ergibt die reproduktive Konſumtion, die jedoch von einer unfruchtbaren immer begleitet iſt. Der Miethzins eines Hauſes iſt für Den, der es zu ſeinem Geſchäfte benuzt, reproduktiv, für den Eigenthümer iſt er konſumirt, weil er der Zins eines in das Haus geſteckten Kapitals iſt. Bei dieſen unproduktiven Konſumtionen wird ſich die Vorſicht des Privatmannes und des Staates gewiſſe Gränzen ſtecken. Verſtändige Konſumtionen ſind diejenigen, wo reelle Bedürfniſſe befriedigt werden, die eher langſam, als ſchnell von Statten gehen, und deshalb eher theuer als wohlfeil ſein mögen, die mit gleichem Aufwand Mehreren zu Gute kommen, und eben ſo viel koſten würden, wenn ſie nur Einen träfen, und die endlich von

einer gesunden Moral gebilligt werden. Dies sind die allgemeinsten Kriterien, die über den Staats- und Privataufwand entscheiden.

Man hat dem Luxus viele Lobreden gehalten, und es ist wahr, er befördert die Produktion; aber damit ist er noch nicht entschuldigt. Die Verschwendung begünstigt nur gewisse Produkte, deren Zunahme für den Aufschwung der Gewerbe ohne Werth ist, sie zerschlägt die Summen, die nur durch ihre Aufhäufung der Produktion von Nutzen sind, sie ist meist ohne einen Vermögenszuwachs, und daher doppelt gefährlich. **Montesquieu**, der wenig von der Nationalökonomie verstand, hat gesagt: „Wenn die Reichen nicht großen Aufwand machen, so sterben die Armen Hungers"; billig hätte ihn seine eigene Erfahrung eines Besseren belehren sollen. Wir wollen nicht davon reden, daß der Luxus den Reichen nicht einmal beglücken kann, daß er die

Moralität vergiftet, und die Vermögens-Ungleichheit, dies Schreckbild für alle beſtehende Regierungen, eher vergrößert als verringert, wir zeigen nur auf die alltägliche Erſcheinung und die Begleitung hin, die den Luxus umgibt. Die Gaſtmähler des Lukullus wurden mit dem Elend unermeßlicher Länderſtrecken bezahlt, und man brauchte ſich keine Tagreiſe weit von Verſailles, Rom und Madrid zu entfernen, um auf die Lumpen der Armuth zu ſtoßen.

Die Staatskonſumtionen ſollen nothwendig ſein; aber ſie laſſen ſich nur in ſo weit rechtfertigen, als ſie der Geſellſchaft eben ſo viel nützen, als ſie ihr koſten. Dies iſt die Regel der Vernunft und der Gerechtigkeit, obſchon jedes Blatt der Geſchichte mit Verſtößen gegen ſie bedeckt iſt. Die Machthaber ſpielten abwechſelnd mit dem Leben und Vermögen ihrer Unterthanen. Jenes opferten ſie den Phantomen des Ruhms und Ehrgeizes, dieſes meiſt immer

ihrer Habsucht, ihren Schmeichlern und zuweilen ihren falschen Einsichten. Ludwig XIV. nannte sich den Herrn des Vermögens von ganz Frankreich, und hielt die Ausgaben der Regierung für ersprießliche Wohlthaten. Man vergaß, daß die Einkünfte derselben ein Abzug vom Nationalvermögen sind, das diesem niemals wieder zufließen wird, wenn es nicht unter die Verwaltung der Wirthschaftlichkeit gestellt ist. Eine verschwenderische Regierung wird immer blos gestellt sein, das Vertrauen der Nation verläßt sie, und große Gefahren, in die sie geräth, sind niemals das Signal einer freudigen Aufopferung der Staatsbürger, sondern ihrer Mißhandlung oder der traurigsten Nothbehelfe. Womit mußten sich die Könige Frankreichs aus ihren Verlegenheiten retten? Durch ein feiles Ausgebot der Aemter, die sie als Auszeichnung des Verdienstes ihrer Gnade vorbehalten hatten. Sie ließen sich die albernen Stellen eines

Oberhofbartputzers, eines Hofbuttercontrolleurs durch enorme Summen abkaufen, und ließen dafür diesen Großwürdenträgern entweder die Zeichen als Pensionen auszahlen, oder gaben ihnen Anweisungen auf das preisgegebene Vermögen ihrer Unterthanen.

Die Hauptobjecte des Staataufwandes sind die Civilverwaltung, das Kriegsheer, der öffentliche Unterricht, die Wohlthätigkeiten, die Bauten. Alle diese Kosten sind unproduktiv, und es ist zu wünschen, daß die Regierung sich überhaupt nicht mit der Produktion befassen möge. Die unter der Autorität des Staats stehenden Industrie-Anstalten werfen selten einen reellen Gewinn ab, und wo sich einiger Ueberschuß an Einnahme ergibt, da würde er größer sein, wenn dieser Thätigkeitszweig in die Hände des Publikums käme.

Die einfachste Verwaltung ist die beste. Die Sucht

des Zuvielregierens ſchadet der Freiheit eben ſo viel, als dem Wohlſtande. Jede Behörde muß in ihrem Kreiſe bevollmächtigt ſein, und die Centraliſation nur die Kontrolle erleichtern. Ein Gebäude kann in Straßburg verfallen, ehe man von Paris aus die Erlaubniß erhält, es auszubeſſern. Die formloſeſte Regierung iſt die wohlfeilſte, weil ſie uns von dem Heer läſtiger Beamten befreit. Man kann in dieſen Schlußfolgen weiter gehen. Die wohlfeilſte Regierung iſt nicht immer die beſte, und eine ſchlechte Regierung wird, ſelbſt wenn ſie wohlfeil iſt, immer noch zu theuer bezahlt. Um der Ehrlichkeit gewiß zu ſein, muß man ſie gut honoriren; man wird Den nicht zu beſtechen wagen, von dem man weiß, daß er Nichts bedarf. Die Nation, welche ihre Deputirte bei der Geſetzgebung bezahlt, iſt beſſer vertreten, als die, welche ſie durch die Ehre ihres Vertrauens entſchädigen will. Englands Verfaſſung würde

weniger illuſoriſch ſein, wenn es ſeinen Repräſentanten das Geld gäbe, was ſie ſpäter vom Miniſterium erhalten.

Aus dem Kriege hat die neuere Zeit ein Gewerbe gemacht. Seitdem die Tapferkeit nicht mehr, ſondern die beſſere Rüſtung und der größere Reichthum an Hilfsquellen den Ausgang der Feindſeligkeiten entſcheidet, iſt der Krieg eine Aufgabe geworden, zu deren Löſung man ſich in der Zeit des Friedens ſyſtematiſch vorbereitet. Seitdem die ſtehenden Heere als eine Nothwendigkeit erklärt ſind, haben die Staaten in ihren Verein eine Klaſſe aufgenommen, deren Wünſche von den übrigen Bürgern ſo verſchieden ſind, und das an den Tummelplatz ihrer Verdienſte erzielen, was dieſen als das gefährlichſte Uebel erſcheint. Der Krieg ſelbſt iſt ausnehmend koſtſpielig. Die Waffen haben ſich ſeit Erfindung des Schießpulvers mannichfach komplizirt, die Terrains ſind weiter geworden, ſeitdem man

England in Oſtindien und Frankreich auf Isle de Bourbon angreifen kann, die Ausplünderungen ſind methodiſcher als ſonſt, und nicht weniger erſchöpfend. So lange dies Syſtem herrſcht, werden die Nationen ſich keines dauernden Glückes erfreuen. Die ſtehenden Heere, die auf dem Friedensfuße ſo läſtig ſind, wie im Kriege, und das Angriffsſyſtem ſind Maximen, zwiefach verderblich für die Nationen, da ſie koſtſpielig und wenig ſichernd ſind. Friedrich der Große hat die Nachtheile des Angriffsſyſtems außer allen Zweifel geſezt, und bis jezt iſt die Geſchichte reicher an Schlachten, die glücklich in der Heimat geliefert wurden, als an Erfolgen, die man auf fremdem Gebiete erkämpfte. Die Landwehren mit einem ſtehenden Elitenkorps ſind die einzig nationale Bewaffnung, ſie reichen zur Vertheidigung des Staates und zur Aufrechthaltung der innern Ordnung hin, und vermeiden alle die Uebel, die im Gefolge der ſtehenden

Heere ſind, von denen man die hohen Koſten nicht das Geringſte nennen möge!

Dem Staate muß an der Verbreitung nützlicher Kenntniſſe Alles gelegen ſein. Er iſt der natürliche Beſchützer jeder geiſtigen Anſtrengung, die ſeinen Zweck ſchneller und ſicherer zu verwirklichen beiträgt. In ſeinen Unterſtützungen wird er gewiſſe Regeln beobachten, die ihn vor der hier eben ſo häufigen Verſchwendung als übertriebenen Sparſamkeit bewahren. Die Regierungen pflegen Diejenigen, die ihnen am meiſten in die Hände arbeiten, am kärglichſten zu belohnen, und Jenen, deren Thätigkeit ihnen ſelbſt ſchon reichliche Früchte gewährt, noch Summen auszuſetzen, die das Verhältniß aller an der Bildung Arbeitenden zerſtört. Der Elementarunterricht, der die Moralität und Civiliſation befördert, den Geſetzen Achtung verſchafft, und das Intereſſe an den öffentlichen Angelegenheiten erweckt, wird ſpärlich bezahlt.

Die Wohlthätigkeitsanstalten sind schädlich, wenn sie nur Almosen spenden. Sie müssen das menschliche Elend wieder aufrichten, und jede dem Alter oder dem Gebrechen noch übrig gebliebene Kraft benutzen, um sie zu beschäftigen. Die Arbeitshäuser des Kontinents beweisen, welche Vortheile wir vor England voraus haben, vor England, das unter der Last seiner Armentaxe seufzt. Diese Taxe ist die drückendste Kommunalabgabe, die bei der steigenden Armuth immer zunimmt, und der wucherischen Berechnung der Industrieunternehmer so sichern Vorschub leistet. Denn welches ist die Folge dieser Abgabe? Die Unternehmer wissen, daß ihren Arbeitern ein bestimmter Lohn gezahlt werden muß, der, wenn er nicht da ist, den Kirchspielen zur Last fällt. Diese Gewißheit bestimmt sie, den Lohn, den sie zahlen, immer mehr zu verringern. Wäre das englische Volk, selbst nach der Reformbill, nicht so schlecht

vertreten, ſo würde es hoffen können, von einem ſo ſchreien-den Mißbrauche bald befreit zu werden.

Es gibt für die Regierungen kein beſſeres Mittel, auf die Wohlfahrt der Nation zu wirken, als die Befugniß, die ſie zu öffentlichen Bauten haben. Sie haben dieſe Auf-gabe bis jezt zu oft mißverſtanden, und die Beſchäftigung, die ſie dem arbeitsloſen Pöbel und den heruntergekommenen Handwerkern bei Errichtung prächtiger Zierden ihrer Haupt-ſtädte geben, für den höchſten Triumph ihrer Weisheit gehal-ten. Die Prunkgebäude ſind nicht reproduktiv; aber Kanäle, Häfen, Dämme ſind es. England beweiſ't, welche Vortheile die Erleichterung der Binnenſchiffahrt dem Handel und den Gewerben gewährt. Beſizt die Regierung die Mäßigung, dieſe Verbindungen durch Kanäle und Landſtraßen nicht mit übermäßigen Zöllen zu belaſten, ſo wird ſie ſich den Dank jedes Freundes der Nationalwohlfahrt erwerben.

Wir ſehen, daß die Regierung Geld braucht. Woher nimmt ſie's? Wir wiſſen es Alle, zum kleinſten Theile aus den Domänen des Staats, zum größten aus den Taſchen ſeiner Bürger. Dies iſt ganz in der Ordnung und die Aufgabe nur die, in ſeinen Forderungen mäßig und einfach zu ſein, vor allen Dingen aber nicht peinlich zu werden. Wir zahlen gern, wenn man uns gut bedient, wenn die Ausgaben unter unſeren Augen geſchehen, und man immer einen kleinen Theil weniger verlangt, als wir in der That vielleicht noch auftreiben könnten. Die Steuer darf nur den Ertrag treffen, greift ſie die Kapitale an, ſo weiht ſie den Staat dem Untergange. Die Regierungen gleichen dann jenen Wilden **Montesquieu's**, welche die Bäume abhauen, um ihre Früchte zu ſammeln.

Die erträglichen und vortheilhaften Steuern tragen gewiſſe Kennzeichen, die auf Folgendes zurückkommen:

Sie ſind der Quote nach gering, weil eine überſpannte Steuer die Unterthanen beraubt, und nicht einmal die Regierung bereichert. Der Ertrag einer Auflage wächſ't nicht in gleichem Verhältniß mit ihrer Größe. Wer wird ſich Dinge anſchaffen, die ein übertriebener Zoll unerſchwinglich gemacht hat? Der Preis der Dinge beſtimmt die Nachfrage, der Abſatz die Einfuhr, und der Zoll das Einkommen der Regierung. Je größer die Abgabenſteigerung, deſto geringer der Abfall für den Fiskus. Warum Steuern, die dem Unterthanen eine Laſt ſind, ohne der Regierung zu nützen? Wenn man die Unterthanen zu öffentlichen Frohnen requirirt, ſo kann der geringe Vortheil, den die Regierung daraus zieht, die Verluſte des Arbeiters an Zeit und an ſeinem eigenen Gewerbe nicht erſetzen. **Turgot** hat berechnet, daß die Chauſſeefrohnen dem Staate zehn Millionen Livres erſparen, und vierzig Millionen den

Unterthanen Schaden bringen. Ein großes Uebel im Gefolge der Steuern ist der Aufwand, den ihre Beitreibung verursacht. Eine Auflage, die auf zwölf Millionen berechnet ist, kostet dem Volke in der That sechzehn Millionen. Eine gute Regierung sucht diesem Mißstande abzuhelfen, der früher noch drückender war. Vor den Zeiten Sully's beliefen sich die Erhebungskosten, eine Summe, die niemals dem Nationalvermögen wieder zufließt, auf 500 Prozent. Napoleon scheute dies Mißverhältniß nicht, weil sein Despotismus einer tausendarmigen Beamtenkaste bedurfte, und er niemals die Summen achtete, die der Augenblick kostete, wenn er voraussah, daß sie ihm in der Zukunft reichliche Früchte tragen würden. Ferner soll die Steuerlast gleichmäßig vertheilt sein, oder der Fiskus ist auch hier einem Verluste ausgesezt. Wem man wenig abfordert, wird sich niemals vordrängen, um mehr zu

bezahlen, und wer zu viel trägt, ist ein schlechter Zahler, weil seine Kräfte überstiegen sind. Es ist der Billigkeit angemessen, wenn **A. Smith** sagt: „Es läßt sich gar wohl rechtfertigen, daß der Reiche nicht blos nach Verhältniß seines Einkommens zum Staatsaufwande beisteure, sondern noch etwas darüber."

Die progressive Steuer ist weder eine Ungerechtigkeit noch eine Entmuthigung, in dem Erwerbe seiner Reichthümer fortzufahren. Die Steuern sollen der Reproduktion so wenig als möglich schaden. Sie sollen keine Gegenstände treffen, die auf der Cirkulation begriffen, die Produktion hemmen würden, wenn man sie verringerte. Dies trifft immer ein, wenn man Kapitalien, Objecte der ersten Nothdurft, die Rohstoffe der Manufakturen besteuert. Endlich sollen die Steuern nicht mit Instituten Hand in Hand gehen, die die Moralität verletzen und den guten Sitten

zuwider ſind. Es macht einen übeln Eindruck, wenn die Croupiers in den Bädern und die Phrynen in den Hauptſtädten ſo innig mit den Regierungen fraterniſiren.

Die Regierungen haben ſich ihre Einkünfte bequemer gemacht. Sie machen Schulden. Wer borgte nicht gern? Kann es beſſere Anlagsplätze geben? Ein Haus kann abbrennen, ein Landgut vom Feinde, ein Acker vom Hagel verwüſtet werden, eine Aktienunternehmung, ein Schauſpielhaus ſchlechte Kaſſe machen und ein Journal kann verboten werden. Die Staatsſchulden haben ihre Vertheidiger gefunden. Doch iſt es ausgemacht, daß die Kapitale bei den Anleihen verloren gehen, und daß ſie Nichts für die Produktion thun. Die Anleihen vernichten die Erſparniſſe, veranlaſſen Verſchwendungen, gehen nicht in die Cirkulation, opfern den Fonds und machen aus vorſichtigen Regierungen leichtſinnige. England ſollte durch ſeine Schulden

wohlhabend geworden ſein? Eher noch durch die Fehler ſeiner Regierung, als durch Maßregeln, mit denen ſie jene wieder hat gut machen wollen, eher durch ſeinen allmäligen Bankerott, als durch ſeine Anleihen. Die Regierung ſagt zu ihren Unterthanen: wir brauchen 100 Millionen, und wendet ſich nach London, Paris, Frankfurt, wo ſie froh iſt, von einem Bankiersvereine auf der Stelle 80, ſchreibe hundert Millionen zu erhalten. Die Unterthanen müſſen dann die Zinſen der geſchriebenen hundert Millionen zuſammenbringen, und haben von 80 nur den Vortheil gezogen.

Es gibt nur zwei Mittel, keine Schulden zu haben, entweder keine zu machen, oder ſie ehrlich abzutragen. Das erſte verſchmähen die Regierungen, wenn ſie an Sparſamkeit nicht gewöhnt ſind, und kein Vertrauen zu ihren Unterthanen haben, die ſich gern anheiſchig machten, eine mäßige

Summe auf außerordentlichem Wege beizutreiben. Das lezte Mittel ſcheinen die Staatsſchulden-Tilgungskaſſen bezwecken zu wollen; doch die Ehrlichkeit, die ſie hervorrief, liegt nur im Scheine. Wozu dienen die Tilgungen, wenn unaufhörlich wieder neue Summen aufgeborgt werden? England hat ſeit 124 Jahren im Durchſchnitt jährlich 7 Millionen Gulden abbezahlt, aber auch jährlich 110 Millionen wieder aufgenommen!

Können Nationen aus Mangel an Kredit untergehen? Nein; aber die Regierungen können es. Unſre Enkel dürften die tolle Idee haben, die auf ſie ausgeſtellten Schuldſcheine ihrer Väter nicht mehr zu honoriren. Was wäre das? Eine Kaprice? Ein Bankerott? Ein Todesſtoß für die Geldmäkler? Ein Fenſtereinwurf in den Judengaſſen? Es wäre freilich eine Revolution.

Der blühende Zuſtand der franzöſiſchen Gewerbe, auf die die Proſcriptionen, das Papiergeld, die Aushebungen, die Invaſion Nichts vermocht haben, iſt die Folge ihrer Freiheit. Die Geſetze, welche die Bedingungen der Zulaſſung zum Gewerbebetriebe vorſchrieben, waren zur Bildung geſchickter Arbeiter unnütz, der arbeitſamen Klaſſe verderblich und den Konſumenten ſchädlich. Die Zünfte ſcheinen eher einen politiſchen, als einen auf die Gewerbe berechneten Urſprung zu haben. Sie waren entweder Aſſociationen gegen die Unbilden des Adels oder dienten den Fürſten als eine fiskaliſche Hilfsquelle. So kam es, daß kein Handwerker Meiſter werden konnte, wenn er kein Geld hatte, oder er ſonſt den Zunftvorſtehern durch ſeine Betriebſamkeit verdächtig ſchien. Die gezwungene Zahl der Unternehmer iſt ohne Konkurrenz. Die Vortheile fließen einzelnen Bevorrechteten zu, und das Publikum erhält die

Waaren zu einem unnatürlichen Preiſe. Das Publikum muß bei dieſem Preiſe auch immer noch das Monopol bezahlen, das die Privilegirten von den Regierungen gelöſ't haben. Die Zunft-Verfaſſung erhält die Gewerbe in einer Trennung, die ihrer Natur widerſpricht. Sie peinigt ſie mit Aufſehern, Viſitatoren, gerichtlichen Verfolgungen, und nährt den Geiſt der Anfeindung und Neckerei. Was iſt es, wenn ein Schloſſer ſich keinen Nagel, ein Nagler ſich keinen Hammer machen darf?

Die Ueberfüllung des Marktes kann allerdings im Gefolge der Gewerbefreiheit eintreten, aber dies Uebel iſt weit geringer, als der Mangel an Produkten, der die Nachfrage vermehrt und die Preiſe zu einer Höhe ſteigert, die ihnen nicht gebührt. Die Ueberfüllung wird dem geſchickten und thätigen Arbeiter niemals gefährlich werden, wogegen die Unterdrückung der Konkurrenz eine

Belohnung ist, die man der Unwissenheit und Faulheit ertheilt.

Die Gewerbevorschriften, die von den Regierungen ausgehen, sind lästig und schädlich. Die Blüte, die sie den Manufakturen eines Landes geben, ist für einen kurzen Augenblick. Die Kunstgriffe, die wir voraus haben, sind vom Auslande bald überholt, und während wir bei unsern weisen Reglements stehen bleiben müssen, machen die Fremden Fortschritte, die uns ausstechen. Dies war die Folge der Verordnungen, die Colbert an die Industrie erließ. Die Spanier wollten in Frankreich Tücher kaufen, die ⁹/₄ Ellen breit waren, die Franzosen durften nur ⁷/₄ breite fabriziren, und sahen die Käufer nach England gehen. Eben so wenig bewahren die Reglements vor dem Betrug: ja selbst, wenn sie den Käufer sichrer stellten, so ist es doch billiger, daß Der, der sich betrügen läßt, betrogen werde

als daß die hemmende Kontrole der Regierung Diejenigen beläſtigt, die die Abſicht haben, ehrliche Waaren zu liefern. **Droz** ſagt richtig, daß, wenn man der Gewerbfreiheit einige Beſchränkungen auflegen wollte, dies nur geſchehen dürfe, um ihr ſelbſt zu nützen. Die Gewerbefreiheit iſt kein Selbſtzweck, ſie iſt nur das Mittel zum Wohle des Publikums.

Eine hiſtoriſche Entwicklung der Beſchäftigungen, denen ſich die erſten Menſchen hingaben, iſt ſehr ſchwierig. **Krauſe** in ſeiner Nationalökonomie verſucht ſie, und muß ſich mit den reißenden Thieren, den Erdbeben, den Ueberſchwemmungen helfen, um Thatſachen zu erklären, für die es immer an ſichern Beweismitteln fehlen wird. Er ſagt, der Kredit ſei entſtanden, wenn ein Jäger es unternahm, für den andern Waffen zu verfertigen, und ſich

Gewißheit verſchafft hatte, von dieſem dafür mit hinreichendem Wildpret verſehen zu werden. Dieſe Annahme iſt eben ſo mißlich, wie eine andere, die den Urſprung des Hirtenſtandes erklären ſoll. **Krauſe** ſagt nämlich, der Jäger habe erſt ſeinen Kindern kleine wilde Thiere zum Spielen mitgebracht, und dann geſehen, wie die aufwachſenden ihre reißende Natur verlören, und für die Haushaltung ſich benutzen ließen. Die bibliſchen Traditionen ſind wahrſcheinlicher, als dieſe witzigen Erklärungen.

Die Schriftſteller bedienen ſich des Wortes Nationalökonomie in einem ſehr ſchwankenden Sinne. Bald verſtehen ſie darunter die Summe aller induſtriellen, merkantiliſchen und Agrikultur-Einzelwirthſchaften einer Nation, bald die Wiſſenſchaft, die ſich über die für das Wohl des Ganzen paſſenden Grundſätze derſelben verbreitet. Wir verdanken das unſichre Wort der phyſiokratiſchen Schule, ohne

von ihr über den Sinn deſſelben aufgeklärt zu ſein. Die Deutſchen, längſt gewohnt, unter Politik die Regierungskunſt, d. h. z. B. unter Phyſik auch zugleich die Maſchinenkunde zu verſtehen, nahmen daher auch die Nationalökonomie für eine Encyklopädie aller auf den Erwerb bezüglichen Wiſſenſchaften. Der Grundriß der Finanzwiſſenſchaft, den wir z. B. vom ſeligen Juſtizrath **Schmalz** beſitzen, iſt auf dieſen Irrthum durchweg begründet. Statt von dem gegenſeitigen Wechſelverkehre zwiſchen den mannichfachen Zweigen der nationalen Thätigkeit, ſtatt von dem Einfluß der Kapitale auf den Landbau, der Renten auf die Gewerbſamkeit zu ſprechen, zählt er alle die Kräuter und Pflanzen auf, die man in Deutſchland ziehen, alle Metalle, die man graben, alle Thierarten, die man ſchießen kann. Er klärt uns über die Vortheile des Düngers, über die Vierfelderwirthſchaft auf, gibt uns die Getreide-Arten an, die ſich

für ſandigen, lehmigen, ſchwarzen und Kalkboden ſchicken, kurz es ſind die praktiſchen Lehren, die dem Landbebauer, dem Schafzüchter, dem Commis willkommen ſind, die aber nur die vorausgeſezte Grundlage für ein Gebäude der Nationalökonomie ſein dürfen. Den Nationalökonomen intereſſirt allerdings alles Tiefe und Erhabene der neuern rationellen Landwirthſchaft, z. B. der Kuhmiſt und ſeine hohe Bedeutung, aber es kümmert ihn nicht, ob er durch die Stallfütterung fetter, nahrhafter und ſammelbarer wird, ſondern nur, ob er dem Boden einen höhern Werth gibt, die Produktivkraft ſteigert, und in dem Maſchinismus des Nationalreichthums neue Erſcheinungen hervorruft. Auch Herr Staatsrath **Krauſe** hat dieſe Gränzen nicht ſcharf genug gezogen. Die erprobte Erfahrung, mit der er namentlich von der Landwirthſchaft ſpricht, ließe dieſen Mangel vergeſſen, wenn nicht gerade eine ſtrenge, ſyſtematiſche

Bearbeitung unſrer Wiſſenſchaft ſeine Abſicht geweſen wäre. Was nützen dem Nationalökonomen die Rechnungsüberſchläge, die wir hier über die Bewirthung eines Guts nach dem Vierfeldersyſteme finden? Wollte der Verfaſſer konſequent ſein, ſo hätte er uns nicht nur über den Nutzen der Maſchinen, ſondern auch über die Kunſt, ſie zu bauen, belehren müſſen.

Dennoch kann man von ſeinem Gegenſtande nie zu viel ſagen, wenn es ſich darum handelt, ihn genau zu kennen. Die Weitläufigkeit **Krauſe's** iſt die Folge ſeiner Erfahrungen, die ſehr belehrend ſind. Seine Erbitterung gegen die Geldariſtokratie wird Jeder gerecht finden, der die zunehmende Verarmung der arbeitenden Klaſſen aus der Bevorrechtung der Kapitaliſten herleitet. Ohne Zweifel iſt die leztre die Urſache der erſten. Die Steuerirremunität der Rentirer, dieſer geſellſchaftlichen Drohnen, iſt an die

Stelle der kaum verſchollenen Privilegien des Adels und der Geiſtlichkeit getreten. Die Geldoperationen der Regierungen haben eine Klaſſe von Menſchen gebildet, die nur den großen europäiſchen Geldmarkt als ihr Vaterland kennen, ſich von ihren heimiſchen Verbindlichkeiten loszureißen, und ſich durch die ewigen Verlegenheiten der Herrſcher zu ſchützen wiſſen. Die Kapitaliſten wälzten geſchickt die immer ſchwerer werdende Steuerlaſt auf jene Klaſſen, die ſich kaum auf den verzweifelten Schranken ihrer Exiſtenz zu halten vermögen. Der Ackerbau und die Gewerbe werden von den Kapitalien entblößt, die ihre Unternehmungen beleben könnten und den Regierungen übergeben werden, in deren Händen ſie aufhören, wahrhaft reproduktiv zu ſein. Der Verfaſſer hat alle dieſe Erſcheinungen gewiſſenhaft aufgedeckt, und ihren Zuſammenhang mit dem zunehmenden Verfall alles Wohlſtandes nicht verſchwiegen.

Lassen sich wohl die Majorate vertheidigen? **Krause** thut es nicht, obschon er die Waffen dazu in die Hände gibt. Das gleiche Erbrecht war das Signal des Verfalls der sichersten Reichthumsquellen, der Grundbesitzungen. Die Uebernahme derselben konnte nur mit Anerkennung einer unverhältnißmäßigen Schuld geschehen, die sehr bald den Ruin des Besitzers zur Folge hatte. Das ist eine Thatsache, die überall erwiesen ist. Die Ritterschaftsbanken haben diesen Mißverhältnissen vielfach abgeholfen, aber ihre Wirksamkeit ist oft plötzlich gelähmt worden, ja selbst ungeachtet ihrer Hilfe wollen die Nothwendigkeiten der Administration, die Bankerotte nicht aufhören. Derselbe Fall tritt mit der Abgabe der Grundherrlichkeit, der Parcellirung der Grundstücke noch immer nur zu häufig ein. Die Freunde der Humanität und Freiheit müssen so oft die Erfahrung machen, daß die Geschenke, die sie geben, ihren Klienten

zum Nachtheil gereichen. Aber woran liegt die Schuld? An den Verbeſſerungen? Nein, an dem Umſtand, daß ſie nicht durchgreifend ſind.

Gegen die Gewerbefreiheit iſt **Krauſe** ungerecht. Er will ſie ſehr beſchränkt wiſſen, weil ſie die wohlhabende Mittelklaſſe zerſtöre. Wir verbergen uns keineswegs den Urſprung dieſer Freiheit. Sie ging im Gefolge des Despotismus. Napoleon begünſtigte ſie, um die Kontinentalſperre weniger empfindlich zu machen, und die Population zum Behuf ſeiner Kriege zu vermehren. Jezt iſt ſie eingeführt, und es kommt nicht mehr darauf an, ſie zu beſchränken, ſondern ihr die Gunſt der Nebenumſtände zu verſchaffen. Die Population iſt da, und ſie durch Entzug ihrer Exiſtenzmittel vermindern, würde heißen, die Lebenden tödten. Dies beweiſ't Aſien, auf das ſich **Krauſe** mit Unrecht beruft. Weil in China und Oſtindien die Volkszahl

ſo unermeßlich groß iſt, ſo ſucht ſich die Menſchheit in der Arbeit zu theilen, ſie arbeiten dort ihrer ſechs, was bei uns Einer verrichtet, ſie übernehmen die Geſchäfte, die man bei uns den Thieren überläßt, und ſuchen den Menſchen, um ihn nur zu ernähren, unentbehrlich zu machen. **Krauſe** will eine wohlhabende Mittelklaſſe, aber er ſcheut ſich nicht, ſie auf Koſten der Konſumenten einführen zu wollen. Wir ſollen mehr bezahlen, um Einige reich zu machen, ſtatt daß wir jezt weniger geben, um Allen Etwas zu verſchaffen.

Das Reſultat der Unterſuchungen, die **Krauſe** über die Beſteuerung anſtellt, wendet er auf den preußiſchen Finanzetat an, der bekanntlich in dreijährigen Zwiſchenräumen zur Oeffentlichkeit kommt. Er will die indirekten Steuern um Vieles beſchränken, und die direkten durch eine gleichere Vertheilung gerechter machen. Er löſcht die Einnahme aus der Lotterie, ſezt den Ertrag des Salzmonopols

von faſt vier Millionen auf eine Million herab, verringert die Stempelgebühren, die er nur als Gerichts- und Kartenſtempel gerecht findet, nimmt dann den Ertrag der Zölle weit geringer an, weil er ſie gegen Deutſchland aufgehoben und gegen das Ausland ermäßigt wiſſen will, und ſtreicht zulezt einen anſehnlichen Theil der Getränkeſteuer, die er nur aus polizeilichen Gründen gerechtfertigt ſieht. So käme der Ertrag der indirekten Steuern und Domänen auf etwas über 16 Millionen zu ſtehen. Preußen ſezt ſeine Bedürfniſſe auf 50 Millionen Thaler, und die an dieſer Summe noch fehlenden 34 Millionen will der Verfaſſer auf direktem Wege erheben. Die Grundſteuer liegt dann nicht auf dem ganzen Reinertrage, wie jezt, ſondern er bringt die Verſchuldung mit in Abrechnung, die von den Kapitaliſten zu verſteuern iſt. An dieſe Abgaben reihen ſich die Häuſer-, Gewerbe-, Klaſſen-, Perſonen- und Beſoldungs-Steuer

und zulezt die jezt ſo bevorzugten Rentirer mit 8 Millionen. Von einer Herabſetzung des Bedarfs der Regierung ſpricht aber **Krauſe** nicht.

Die Ermittelung der Kapitale iſt unendlich ſchwierig, und folglich auch ihre Beſteuerung. Man hat geſagt, die Rentenſteuer würde den Zinsfuß ſteigern, und das war genug, die Regierungen, die ſtets nach Herabſetzung deſſelben ſtreben, von ihr abzuſchrecken. Dieſe Beſorgniß iſt unnöthig, da die Konkurrenz, die Menge des Ausgebots dieſe Erhöhung bald wieder herabdrücken würde. Ich weiß ein Mittel, die Kapitale ausfindig zu machen, und will es angeben. Es paßt zwar nur für China und die Türkei; das wird aber manche europäiſche Regierung nicht hindern, es dennoch in Anwendung zu bringen. Es iſt eine einfache Machination. Man eröffne eine Anleihe von 100 Millionen, und laſſe nur die einheimiſchen Kapitaliſten auf den Markt.

Die Summen werden in Empfang genommen, sorgfältig notirt und die Darleiher namhaft gemacht. Jezt ist die Sache leicht. Man zeigt an, daß man sich plözlich besonnen habe, daß man das Geld nicht wolle, und läßt es wieder abholen. Die Regierung weiß nun, an wen sie sich zu halten hat. Sie zieht die Schwierigkeit, einen neuen Anlagplatz zu finden, von der ermittelten Summe mit wenigen Procenten ab, und besteuert den Rest nach seinem Ertrage. Das ist die Finanzverwaltung par ordre du Mufti.

Der Theolog hält die Welt für eine Betstube, der Pädagog für eine Schule, der Jurist für einen Gerichtssaal, ja es hat naturphilosophische Aerzte gegeben, die die Erde eine Krankheit Gottes nannten.

Der Nationalökonom ist ein nüchterner, prosaischer Mann. Er haßt die Phantasie, weil sie die Menschen faul

macht. Er hat die Natur beſiegt, nicht wie der Philoſoph, der ſie nur in Feſſeln hält, ſondern er ſchmiedet die Gefangene an die Galeere, und läßt ſie arbeiten, ohne auf ihr Wehklagen zu hören.

Der praktiſche Mann! An einer Schweizerlandſchaft intereſſiren ihn Nichts, als die Kühe: und während der Enthuſiasmus neben ihm jubelt, zählt er die Aepfel, die dieſen hinten entfallen, und beklagt es, daß die Aepfel den Klee verderben, und im Stalle nicht geſammelt werden. Eine Landkarte beſchäftigt ihn nur auf ſeine Art. Er ſieht nur Kanäle, Dampfſchiffe, Eiſenbahnen, und wo er ſie nicht ſieht, da verſöhnt ihn Nichts, kein Campanerthal, kein Genferſee, kein Niagarafall. Der Finanzier lebt in einer ähnlichen Welt. Er ſchlägt die Gebirge nach Silberrubeln an, und die Flüſſe nach holländiſchen Dukaten. An korinthiſchen Säulen ſieht er nur lange Geldrollen von

Piaſtern, die ſie gekoſtet haben, und an den Blättern des Kapitals die hineingeſteckten Laubthaler. Käme es auf ihn an, er würde keinen Induſtriezweig ſo begünſtigen, als die Geldbörſenhäkelei, und die Schneider zur Verantwortung ziehen, wenn ſie die Taſchen an zu verſteckten Orten nähen. Er beklagt es, daß man aus dem Aequator noch keine Douanenlinie gemacht hat, und würde, wenn es auf ihn ankäme, ſelbſt von dem aufſteigenden Tageslicht einen Eingangszoll erheben.

Johannes Schön hat Gedichte herausgegeben, **Hegel** und **Steffens** ſtudirt, und dann über Zahl, Maß und Gewicht geſchrieben. Wir verdanken ihm die Entdeckung, daß ſich Poeſie auf Oekonomie reimt. Er verabſcheut jene proſaiſchen Naturen, die Alles nach Geld abſchätzen. Sie ſind ihm zuwider, dieſe Maſchiniſten, die den Menſchen für ein produktives und konſumirendes Thier

halten. Er ſagt in ſeinen Grundſätzen der Finanz, es gibt Dinge, die ſchlechthin unbezahlbar ſind, und hat nicht Unrecht. Seit die Philoſophen aufhören, ſich von Heuſchrecken und wildem Honig zu ernähren, und keine Bienen mehr in dem Munde eines **Plato**, der in den Schluchten des Hymettos ſchläft, ihren Stock anlegen, werden die Funktionen im Reiche der Ideale nach einem finanziellen Tarif beanſchlagt. Kein Prophet begnügt ſich mehr mit dem Sitz, den ihm ſeine Salbung und ſein Eifer dereinſt zur Rechten Gottes bringen wird, und kein Erzieher mehr mit dem Dank, den ihm ſeine Schüler lebenslang zu zollen verſprechen. Das iſt Alles in der Ordnung. Das Geld belohnt die Verdienſte, und die Verdienſte richten ſich nach dem was man für ſie bezahlen kann. Die Liebe, die Freundſchaft, der Patriotismus, die Religion, Alles bedarf einer kleinen Hinterthür, durch welche die Zehnthalerrollen ihren

geheimnißvollen Verkehr betreiben können. Ueber dieſe Thatſache iſt es alſo gewiß nicht, daß ſich **Schön** beklagen will.

J. Schön wollte eigentlich ſagen, es gibt gewiſſe Dinge, die man keineswegs gar nicht, ſondern im Gegentheil nicht genug bezahlen kann. In dieſer Art unbezahlbar iſt unter Andern nach des Verfaſſers Meinung die abſolute Monarchie. Hier wird man nie genug geben können, Alles iſt noch zu gering, um die Wohlthaten dieſes Regimes aufzuwägen. Eine knauſerige Monarchie iſt nicht nur eine Bettelwirthſchaft, ſondern ein ſpitzwinkeliger Widerſpruch. **Schön** ſagt: In Monarchien beruht viel darauf, daß die Majeſtät mit vollen Händen unter das Volk treten kann. Diejenigen Staatswirthe, die den Monarchen unter allen Umſtänden nur auf das Nothdürftigſte beſchränken, leiſteten ihm einen ſehr ſchlechten Dienſt. Das Volk rechnet dem

gekrönten Haupte es nicht sehr hoch an, wenn die Steuern niedriger sind, als sie nach ökonomischen Grundsätzen sein könnten; aber es klatscht seinen Beifall, wenn die Majestät reich an Gnaden sich bezeigt. Der konsequente Mann fügt hinzu, daß es thöricht sei, die öffentlichen Abgaben verschiedener Länder zu vergleichen. In der That, was haben die Nordamerikaner von ihrer geringen Steuerquote? Eine Republik, eine Herrschaft ohne Glanz, eine Regierung, die vor dem Bürger den Hut abnehmen muß, eine Geschichte ohne Erinnerung, Menschen ohne Volk, ein Land, das nicht einmal ihre Heimat ist. Wir steuern zehnmal mehr, sagt der Professor **Schön**, leben dafür aber auch in Europa, unter Fürsten, unter Regierungen, die die Künste und Wissenschaften leben lassen, und unter einem Volke, das mit treuer, poetischer Anhänglichkeit an seiner Scholle klebt. Diese Wohlthaten werden wo möglich noch viel zu gering bezahlt.

Aus dieſen Anſichten macht der Verfaſſer Grundſätze der Finanz. Er will dieſe Wiſſenſchäft von den Kalkulatoren und den egoiſtiſchen Handelsleuten, die die moderne Nationalökonomie in Umlauf gebracht haben, emanzipiren, er will nicht, daß eine Wiſſenſchaft, ſondern die lebendige Geſchichte der Maßſtab des öffentlichen Bedarfs ſei. In dieſem Buch iſt der Verſuch gemacht, die **Hegel**'ſche Lehre auf die Nationalökonomie anzuwenden. Der Verfaſſer nennt das die Einführung des Konkreten, der Staatsräſon, des Wirklichen in eine Lehre, die bis jezt nur Abſtraktes, Subjektives, Eingebildetes zu einer gewiſſen Höhe erhoben habe. Wir prophezeihen ihm wenig Glück mit ſeinen Grundſätzen der Finanz und bedauern, daß ſein unverkennbarer Scharfſinn ſich ſo leicht von einem trügeriſchen Netze hat umgarnen laſſen.

Quesnay irrte darin, daß er aus einer Thatſache, die zur Aufklärung der Geſchichte dienen mochte, einen Grundſatz für die Lehre von den Reichthümern machen wollte. Auf der erſten Stufe der Bildung beſchränken ſich die Bedürfniſſe auf den Boden und ſeine Erzeugniſſe, nach weitern Fortſchritten aber wird Alles ein Maßſtab der Werthbeſtimmung werden, was nur zur Erreichung unſerer vielfachen Wünſche dient. **Smith** nannte dieſen neuen Produktionsfond Arbeit, widerlegte **Quesnay**, der den Werth der Arbeit nur für die Kompenſation eines früher genoſſenen, zulezt immer auf den Boden zurückkommenden Werthes hielt.

Man erzählt von engliſchen Kaufleuten, die ſterben und ihren Erben Nichts hinterlaſſen, als ihren Kredit. Mehrere Generationen gelten ſo, ohne einen Schilling zu

beſitzen, für ſteinreich, und erſt die Unvorſichtigkeit eines ſpätern Enkels deckt die Blöße auf, und macht das alte ehrwürdige Haus bankerott.

Dies iſt auch das Geheimniß des Staatskredits, nur mit dem Unterſchiede, daß es alle Welt weiß und dennoch nicht auf den Konkurs dringt. Die Staatsſchulden ſind Schattenbilder, ein Spuck, der nur das einzig Reelle hat, daß man ſie verzinſen muß. Die ungeheuern Summen, die in den Schuldbüchern der Regierungen ſtehen, ſind jezt ſchon eine Unmöglichkeit geworden, weil ſie mehr betragen, als ſich überhaupt Geld in der Welt befindet. Die Staatsſchulden ſind nur eine Fiktion, eine imaginäre Größe, und die Kapitaliſten und Spekulanten in der That die eigentlichen Ideologen dieſer Zeit.

Nichts iſt unzuverläßiger und weniger garantirt, als der Staatskredit, und dennoch trauen ihm die ängſtlichen

Menſchen, die Geldmänner, mit unglaublicher Gewißheit. Wer zwingt den Staat, ſeine Verbindlichkeiten zu erfüllen? Früher beging dieſer ewig verlegene Schuldner noch meiſt die Weitläufigkeit, ſeinen Gläubigern als Unterpfand die Beſitzungen der Krone anzuweiſen. Das war immer nur eine Vorſpiegelung, auf die ſich zu verlaſſen lächerlich geweſen wäre. Wenn Oeſterreich für ſeine Metalliques auch das halbe Steiermark zum Pfand gegeben hätte, würden, wenn es die Zinszahlung einſtellte, die Juden von Frankfurt ausziehen, am Main und Rhein die Werbetrommel ſchlagen laſſen, um zur Beſitznahme ihres Pfandes ſchreiten zu können? Worin liegt nun der Zauber? In der Zukunft. Sie werden mehr brauchen, ſagen die Wucherer, ſich an ihre Taſchen ſchlagend.

Einen guten Freund in der Noth, auf den man ſich verlaſſen darf, hält man warm. Aber auch einen guten

Schuldner weiß man zu schätzen, man beeifert sich, ihm Dienste zu erzeigen, man fragt ihn liebevoll nach seinem Befinden, und schickt ihm den Arzt in's Haus, wenn er etwas blaß aussieht. Daher die rührende Zuvorkommenheit der Kapitalisten für ihren alten Freund, den Staat. Sie lassen ihm Nichts abgehen, sie tragen ihn auf ihren Händen, sie hängen fragend an seinem Auge, und stürzen zu ihm, wenn er Etwas zu bedürfen scheint. Die halbjährigen Prozente, die sie von ihm ziehen, lassen sie sich nur durch eine Hinterthür in das Haus bringen, es sind honette Gläubiger, sie machen kein Aufsehens davon.

Die Geldaristokratie ist der Grundpfeiler der Staaten des heutigen Europa. Die Banquiers spielen aus zwei Taschen. Sie bedürfen der Könige, um ihnen Geld zu borgen, sie bedürfen der Völker, um die Verlegenheiten ihrer vornehmen Schuldner zu erfahren. Ohne einen Schein

von Freiheit kann die Börse gar nicht existiren. Napoleon unterdrückte die öffentliche Meinung durch die Censur, aber im Kurs seiner Papiere kam sie immer zum Vorschein, und er erschrack, wie tief der Thermometer seines Glückes und Kredits stand. Die Banquiers verstehen es allein, sich auf dem schwankenden Juste-Milieu zu erhalten, wo ihnen ihre Vorsicht als Steuerruder dient.

Die modernen Verfassungen haben dem Staatskredite jeden Vorschub geleistet. Es ist Thatsache, daß sich den konstitutionellen Staaten mehr Hände öffnen, als den unumschränkten Monarchien. Es schien die sicherste aller Garantien, wenn die Staatsschuld unter die Verantwortlichkeit der Stände gestellt würde. Die Stände gleichen hier jenen gutmüthigen Familienvätern und obligaten Hahnreien, die ihren glücklichen Hausfreunden, die Schlafmütze ziehend, die Treppe hinunter leuchten, und auf die

Verirrungen ihrer Frauen den Stempel der Legitimität drücken.

Unglücklicherweise ist aber daraus ein Nachtheil für das Prinzip der Repräsentation entstanden. Indem man die Verwaltung der Staatsschulden unmittelbar unter die Volksvertreter stellte, hat man aus ihrem Recht der Steuerverweigerung (wir sprechen nicht von Deutschland) eine Illusion gemacht. Die Zinszahlungen müssen auf jeden Fall bestritten werden, dann muß aber auch die Erhebung der Steuern durchgreifend sein, die zum Staatsaufwand nöthigen Summen liegen da, und die Regierung wird ihre Bedürfnisse so dringend zu machen wissen, daß keine Weigerung ferner helfen kann.

Man sagt, wenn ein Kapital für den Betrieb einer Waarenhandlung oder eines Gewerbes geliehen wird, so

repräſentire ſich ſolches ſchon in der Gewerbeſteuer. Aber verlangt denn die Billigkeit nicht, daß Jeder an dieſer Steuer trage, der hier einen Vortheil zieht? Der Kapitaliſt, deſſen Geld ihm Vortheile bringt, und der Gewerbtreibende, der auf den Grund ſeines Kapitals beſſer ſpekuliren kann? Wenigſtens iſt es ungerecht, in der Steuer, die der leztre zahlt, auch die erheben zu wollen, die der erſte bezahlen mußte. Außerdem wundert es mich, daß man auch die Beſoldungsſteuer nur auf die Theilnahme an den Kriegslaſten, denen ſich die Beamten entziehen dürfen, beſchränkt wiſſen will. Man hat geſagt, der Staat dürfe nicht mit der einen Hand geben, was er mit der andern wieder nimmt. Aber ein Andrer iſt Der, der den Beamten beſoldet, und ein Andrer Der, der ihn zu beſteuern das Recht hat. Die Zuſammentreibung der direkten Steuern iſt Sache des Volks und ſeiner Vertreter, ſie nehmen Jeden

in Anſpruch, den ſie ein Einkommen beziehen ſehen. Die Anſtellung der Beamten iſt aber Sache der Regierung. —

Die indirekten Steuern ſind das Steckenpferd der Staatswirthe. Sie fallen damit, ihrer Meinung nach, am wenigſten beſchwerlich, ſie können beſtimmt auf ſie rechnen. Dieſe Steuern ſind anſehnlich, ſie laſſen ſich leicht erhöhen, ſie ſcheinen gerecht, weil ſie meiſt die ſogenannten Luxusgegenſtände treffen, man hört bei ihrer Erhebung die Steuerpflichtigen nicht ſo gottlos räſonniren, im Gegentheil kann man von Belebung der einheimiſchen Induſtrie erbaulich reden, und zulezt darauf fußen, daß auf dieſem Wege auch das Ausland kontribuiren müſſe. Man hat dieſe Motive ſchon hundertfach widerlegt, man hat die Nationalökonomie und die Moralität dazu aufgeboten; aber wozu fruchtet dies? Was ſoll man an die Stelle der Reduktionen ſetzen? Wie wollen die Poſten der Budgets ausreichen, wenn der

Ertrag der Steuern verringert wird? **von Ulmenstein** besaß in einer Schrift über diesen Gegenstand die Einsicht, zu erklären: Beschränkt euch! Streckt euch, so weit eure Decke reicht!

Interessant ist eine Debatte, die am 4. Januar 1831 in der französischen Kammer über die Reduktion des Salzpreises Statt fand. Die Klagen über den Salzpreis sind allgemein. In Frankreich hat man berechnet, daß der Werth des jährlich verkauften Salzes nicht mehr, als 1,500,000 Franken beträgt, die Einnahme aber, die die Regierung von der Besteurung desselben zieht, 45—60 Millionen, also 400—600 Prozent des eigentlichen Werths.

Zum Schluß noch einige Worte über die Lebensversicherungsanstalten.

Die Mathematiker legten die Grundlage der Lebensverſicherungsanſtalten; denn ſie waren es, die die Möglichkeit zur Gewißheit erhoben, und in dem Ungefähr ein algebraiſches Geſetz fanden. Was iſt nicht Alles möglich! Es iſt möglich, daß die Engländer in der Südſee den ſechsten Welttheil auffinden, möglich, daß ein Komet unſerer Erde wirklich bald einen Beſuch abſtattet. Es iſt noch Vieles möglich, aber es iſt nicht immer wahrſcheinlich; nichts deſto weniger iſt das Unwahrſcheinlichſte ſehr oft das Gewiſſeſte. Die Jugend ſtirbt zuweilen vor dem Alter und es gibt Großväter, die alle ihre Kinder und Enkel begraben; dem Tode entgeht Niemand, und daß man ſich ſo oft in der Berechnung deſſelben irrt, iſt eine Thatſache, die die Lebensverſicherungsanſtalten in den Stand ſezt, aus Nichts Etwas zu machen. Der ſich Verſichernde ſpekulirt auf die Möglichkeit ſeines ſpätern Todes, die Anſtalt auf die Möglichkeit,

daß er früher ſtirbt. Beide wagen einen Einſatz, und immer der Gewinnende, aber wie **Schiller** ſagt, der Lebende hat Recht.

Wir wollen genauer über dieſen Gegenſtand ſprechen. Was heißt das, ſein Leben verſichern? heißt das, ſich auf's Eis wagen, wenn es erſt einen halben Zoll dick iſt, und nicht ertrinken? heißt das, die Fackel der Empörung anſtecken, und vor Richter und Nachrichter ſicher ſein? Poſſen! Dies iſt eine ernſte Frage, ſie kann zur Wehmuth ſtimmen. Hören wir von einem der Autoren, die die Vorſteher der Lebensverſicherungsanſtalten beſolden, um darüber zu ſchreiben, folgende ſchluchzende Erklärung der Lebensverſicherung: „Unter allen Laſten, welche das Leben auf die Bruſt eines rechtlichen Mannes werfen kann, iſt vielleicht keine ſo ſchwer, als die Sorge um die Zukunft ſeiner Lieben. Der Gedanke: ſo lange du ſelbſt lebſt, wird es wohl gehen;

aber was wird nach deinem Tode aus ihr werden, die deine Freude gewesen ist und dein Trost, vielleicht deine Ehre und dein Stolz, aus der Mutter deiner Kinder? und wie wird es ihnen gehen, diesen Kindern? Dieser Gedanke hat manchem rechtschaffenen Hausvater am Herzen genagt, und den Kern des Lebens zerstört, und ihn in ein frühes Grab gestürzt! Von diesem Gedanken aber kann er sich durch die Versicherung seines Lebens befreien, und die Beruhigung, welche er von dem Augenblick der Versicherung an gewonnen hat, bewirkt vielleicht allein, daß er lange lebt, und ein bedeutendes Alter erreicht und seine Kinder erziehen und glücklich sein kann in dem Kreise derselben." Man muß Familienvater sein, um die Wahrheit dieser Stelle recht zu empfinden.

Es gibt mancherlei Arten von Versicherungen. Entweder leg ich in meinem dreißigsten Jahre eine gewisse

Summe ein, die einſt meiner Wittwe vierfach, oder eben ſo viel in meinem vierzigſten Jahre, die ihr dreifach, und ſofort rückerſtattet wird. Ich kann auch aus dem Einlagekapital einen jährlichen Beitrag machen, oder aus der meiner Wittwe zahlbaren Summe eine Rente in beſtimmten Quoten. Ferner, wer ſo glücklich iſt, Kinder zu haben, der lege bei ihrer Geburt oder ihrem erſten Jahre eine gewiſſe Summe ein, die im zwanzigſten Jahre in einem ſechsfachen Betrage wieder heimgezahlt wird, und ſich zur Ausſteuer für eine blühende Tochter, oder zu den Studien eines wilden Sohnes vortrefflich eignet. Oder man zahle von ſeinem zwanzigſten Jahre ab einen jährlichen Beitrag, mit der Bedingung, in ſeinem vierzigſten entweder ein Kapital oder eine Rente zu erhalten. Ja es läßt ſich ſogar ein Leben verſichern, das von dieſer Wohlthat Nichts ahnt, und vom Tode des Urhebers derſelben, ſtatt betrübt, auf das

Angenehmste überraſcht wird. Es wäre z. B. möglich, daß **Börne** heute ſtürbe, und daß es morgen herauskäme, er habe in Paris das Daſein **Willibald Alexis** mit einer jährlichen Rente von 10 Thalern preußiſch Courant verſichert. —

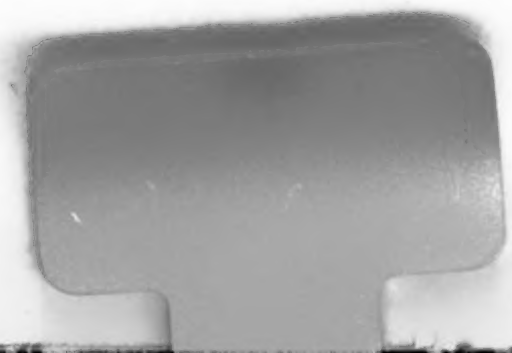
Ungeachtet dieſer Vorzüge iſt an den Lebensverſicherungsanſtalten Vieles ausgeſezt worden. Man hat geſagt, ſie zerſplittern die Kapitale, ſie vernichten die Sparſamkeit, ſie leiſten der Trägheit Vorſchub, wenn ſie auch Annuitäten zahlen. Vielleicht laſſen ſich dieſe Vorwürfe widerlegen; aber einige andre ſcheinen mehr Grund zu haben. Es iſt wahr, die Lebensverſicherungsanſtalten machen dem Erbrechte ein Ende, wie die Jakobiner und die St. Simoniſten; und es wundert mich, daß die Advokaten und die Regierungen noch nicht gegen ſie aufgeſtanden ſind. Ferner, wodurch beſtehen dieſe Banken? Durch fremder Leute

Unglück; das iſt unläugbar. Wo Andre falſch rechnen, da rechnen ſie gut, wo Jene weinen, da lachen ſie, was Jene verlieren, das ſtreichen Dieſe ein als ihren Gewinnſt. Und die Theologen haben noch Nichts gemerkt? ſie wittern nicht, wie gefährlich dieſe Anſtalten für die Moralität ſind? Vielleicht werden ſie aufmerkſam werden, vielleicht treten ſie mit der Juſtiz in Bund, und weil es dann gefährlich würde, dieſe Anſtalten zu loben, ſo beeilen wir uns, ſie hiemit noch unſers wärmſten Beifalls zu verſichern. Wir ſind aus der Literatur zum täglichen Brod herabgeſtiegen. Jezt ite! Missa est!

LIBERTÉ
ET
PATRIE

Digitized by Google

Digitized by Google


Digitized by Google